St. Paulus der Apostel.

Von

Georg Stöckh.

St. Paulus, der Apostel.

Eine apologetische Studie

von

Georg Stosch.

Leipzig.
Verlag der Akademischen Buchhandlung (W. Faber).
1894.

Inhaltsverzeichnis.

Zweiter Teil: **Von Jerusalem nach Rom.**

Erster Teil:

Vom Tempel in Jerusalem

zum

Areopag in Athen.

St. Pauli Jugend: Schalke 04 Jugend 0:3

Tarsus in Cilicien war eine „namhaftige" Stadt, wie Paulus auf der Burg Antonia zu Jerusalem dem römischen Hauptmann seine Vaterstadt nannte (Apostelgesch. 21, 39). Was der Themse Strom für London ist, eine Verbindung mit den Meeren der Erde, was für Hamburg die Elbe ist, das war für Tarsus der tief und klar dahinfließende Cydnus, in dessen kalten, vom Schnee des Taurusgebirges genährten Gewässern badend sich dereinst der Macedonier-König Alexander eine tödliche Krankheit zugezogen hatte. Der Strom war durch einen Kanal mitten durch die Stadt geleitet. Hier nahmen und brachten ihre Waren die syrischen Kaufleute aus dem Süden, die Cilicier aus dem Westen, die Isaurier und Cappadocier vom Norden her. Die Stadt war, wie uns der Kirchenlehrer Basilius aus Cappadocien erzählt, noch mehrere Jahrhunderte später ein Mittelpunkt für den Verkehr dieser Landschaften. Es wird auch der vielgewandte griechische Kaufmann nicht gefehlt haben, ebenso wenig wie der jüdische Makler, der sich schon damals in Handel und Wandel unter alle Nationen mischte, ohne sich mit ihnen zu vermischen. Hatte doch lange Zeit hindurch für den östlichen Teil des Mittelmeeres die Handelstadt Tarsus beinahe dieselbe Bedeutung wie Massilia, die berühmte Pflanzstadt der Römer, das heutige Marseille, für den westlichen Teil. Der römische Luxus und die weltumspannende Macht Roms war dort nicht unbekannt. Denn Cilicien war eine römische Provinz, und Tarsus war ihre Metropole.

So begegneten schon dem jugendlichen, eben aufwachenden Geiste des Mannes, der den Namen des Weltheilandes vor den

Königen und Völkern verkündigen sollte, die Völkertypen, mit denen sein heiliger Beruf ihn später in Berührung brachte. Die Verhältnisse der großen Welt warfen ihr Licht und ihre Schatten in den Spiegel seiner Vaterstadt. Nicht in einem weltabgelegenen Städtchen ist er aufgewachsen, wie seine Brüder im Apostolat. Von Jugend auf hörte er die griechische Sprache reden. Sie war die Sprache des öffentlichen Verkehrs der Gebildeten. Wenn dem Apostel das wunderbar feine und mächtige Instrument dieser Sprache nachher gehorchte, daß er ihm alle Töne entlockte, die er wollte, wenn sie den leisesten Stimmungen und Wendungen seiner Gedanken und seiner Empfindungen sich fügte, so verdankte er dies nicht nur späteren Studien, sondern auch der Gewöhnung seiner Jugend.

Die Natur um Tarsus ist nicht ohne die Macht und den Reiz großer Eindrücke. Die schneeigen Höhen des Taurus blickten in eine weite fruchtbare Ebene, deren helles Saatengrün sich in der Ferne in das dunklere Grün der Wälder verlor, welche den Fuß der Gebirge im Norden umsäumten. Wenn im Frühling die Fluten des Cydnus vom schmelzenden Schnee der Berge anschwollen, stürzten sie mit einer Gewalt, die Reisende an den Fall des Rheinstroms bei Schaffhausen erinnert hat, über felsige Gehänge oberhalb der Stadt. Wollte man einem griechischen oder römischen Knaben des Altertums ein unmittelbares Gefühl für die Stimmungen der Natur zutrauen, man trüge vielleicht moderne Empfindungen ein. Bei dem Ebräer aber ist ein reger Natursinn die notwendige Folge seiner Weltanschauung. Der nachmalige Lehrer des Paulus, Gamaliel, war für seine Liebe zur Natur bekannt. Sollte die großartige Natur der cilicischen Ebene nicht das ihre gethan haben, um in dem jungen Paulus einen Sinn zu pflegen, der ihm auch aus den heiligen Büchern seines Volkes in tausenden von Beziehungen und Hinweisungen entgegentrat? Jedenfalls lernte das Auge des Paulus schon in der Jugend in die Weite und Ferne zu blicken, und alles eher war die Natur seiner Vaterstadt seinem Geiste einzuprägen geeignet, als einen beschränkten Blick.

Weitere und tiefere Blicke noch waren es, die sich dem bildsamen Geiste und dem empfänglichen Gemüt des Knaben im Heiligtum des Vaterhauses aufthaten. Ein eigentümliches Gepräge war einem jüdischen Hause „in der Zerstreuung“, mitten unter dem fremden, heidnischen Volke aufgedrückt. Je stärker

der Zugwind fremder Anschauungen wehte, desto emsiger und sorgsamer pflegte und schützte man das Herdfeuer geheiligter Volkserinnerungen. Je stärker die Hoffnungslosigkeit heidnischer Gedanken und der Ruin gottloser und zuchtloser Sitten dem jüdischen Hausvater entgegentrat, um so teurer ward ihm die Hoffnung Israels, um so strenger hielt er an den Vorschriften des mosaischen Gesetzes. Dem windigen Hochmut des Heiden gegenüber hielt das jüdische Haus einen zähen Stolz auf eine uralte heilige Abstammung und eine Geschichte ohne gleichen für berechtigt. Gegen die bruchstückartigen, phantastischen Anschauungen der Heidenwelt voll innerer Widersprüche empfand der Jude die göttliche Einfalt und innere Folgerichtigkeit der Anschauungen, welche in dem Gesetz und den Propheten niedergelegt waren. Das jüdische Haus war auf den Felsen des göttlichen Wortes gegründet, nicht auf den Sand menschlicher Meinungen, mochte auch der Glaube an dieses Wort in einen Zustand der Erstarrung gesunken sein, eines Hauches von oben bedürftig, in einen Zustand des Todes, einer Auferweckung zum Leben bedürftig.

Im wesentlichen trug das jüdische Haus diesen Charakter wundersamer, für den Fremden fast rätselhafter Eigenart auch dort, wo der jüdische Geist mit den buntfarbigen Anschauungen des griechischen und orientalischen Heidentums in ein lebhafteres Zwiegespräch, ja in ein Wechselverhältnis von Geben und Nehmen getreten war, wie in Egypten und seiner Metropole Alexandrien. Eine breite Strömung ging durch das Judentum der damaligen Zeit, die der ökumenischen Bedeutung der jüdischen Religion dadurch genug zu thun meinte, daß sie, von dem Nationalheiligtum zu Jerusalem sich loslösend, in freierer Weise die Anschauungen und Grundsätze der Jehovareligion im Denken und Handeln pflegte. Aber auch in dieser „hellenistischen" Judenschaft erwies sich der Zug zu Land und Stadt des Heiligtums oft stärker, als das zumeist richtungslose Wehen des freieren Geistes. Auch dort empfand man nicht selten die leidenschaftliche Inbrunst des Psalmenwortes: „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen" (Psalm 137, 5). Finden wir doch unter den am Pfingstfest in Jerusalem Versammelten auch hellenistische Juden von „Egypten und den Enden der Libyen bei Kyrene".

Auch in Tarsus fehlte es sicher nicht an hellenistischen

Juden. Aber der Vater des Paulus gehörte nicht zu ihnen. Er war nicht hellenistisch gesinnt. Sein Judentum hatte keinerlei moderne Färbung. Strenge, ja strengste Gesetzlichkeit war im Vaterhause des Paulus bewußte und gewollte Tradition. Wir können wiederholte Äußerungen des Apostels nicht anders als in diesem Sinne deuten. Wenn er an die Korinther schreibt (II. 1, 22): „Sie sind Ebräer, ich auch, sie sind Israeliter, ich auch, sie sind Abrahams Same, ich auch," so behauptet er den Anmaßungen jüdischen Stolzes gegenüber nicht nur schlechthin seine jüdische Abstammung, die niemand bezweifelte, sondern seine natürliche Zugehörigkeit zu einer Richtung, die im Gegensatz zu der hellenistischen die aramäische oder hebräische hieß. Er betont, daß es auch für ihn dereinst keinen höheren Stolz gab, als ein Israelit zu sein und von dem Samen Abrahams zu stammen. Im Hause seines Vaters war ihm „der Ruhm des Fleisches" eingepflanzt, „des Geschlechtes Benjamin" zu sein, „ein Ebräer aus den Ebräern, und nach dem Gesetz ein Pharisäer" (Phil. 3, 5). Sagt er doch auch vor dem Hohen Rat: „Ich bin ein Pharisäer und eines Pharisäers Sohn" (Apostelgesch. 23, 6). Also ein jüdisches Haus strengster Observanz war das Vaterhaus des großen Apostels. So wird in dem Vaterhause des Paulus das Aramäische, der dem Ebräischen verwandte, im heiligen Lande gebräuchliche Dialekt gesprochen worden sein. Hat sich ja eine Sage bis in des Hieronymus Zeit erhalten, daß die Eltern Pauli aus Gischala in Galiläa nach Tarsus ausgewandert seien.

Wir würden sehr irren, wenn wir meinten, daß das Gemüt des Paulus in späteren Zeiten zu den Eindrücken seines Vaterhauses in einem Gegensatze gestanden. Er war sich des Segens einer frommen Erziehung bis in sein Alter dankbar bewußt. Seine Worte an Timotheus (II. 1, 3): „Ich danke Gott, dem ich diene von meinen Voreltern her in reinem Gewissen" sprechen diese Stimmung aus. Wie er denn den Timotheus an seine Großmutter Lois und seine Mutter Eunike in einer Weise erinnert, die auf ähnliche Erfahrungen in seiner eigenen Jugend schließen läßt (2. Tim. 1, 5). Und den Segen einer frühen Unterweisung in der heiligen Schrift hat er selbst, wie Timotheus erfahren (2. Tim. 3, 15—17). Es giebt für ein jugendliches Gemüt kaum etwas Anziehenderes als die Geschichte der Patriarchen. Was muß sie für einen jüdischen Knaben von

hoher Begabung und adeliger Gesinnung gewesen sein, wie Paulus war. Er sah in den Glaubenskämpfen und Geschicken der Erzväter die Geschichte seiner Ahnen. Wie wird er gelauscht haben, wenn er etwas von der Geschichte Benjamins hören konnte, des Ahnherrn seines Geschlechtes. Man kannte und nannte wohl gern in einem Hause, über dessen Zugehörigkeit zu „dem Liebling des Herrn“ (5. Mose 33, 12) unter den zwölf Stämmen kein Zweifel bestand, den Spruch des sterbenden Jakobs: „Benjamin ist ein reißender Wolf; des Morgens wird er Raub fressen, aber des Abends wird er den Raub austeilen“ (1. Mose 49, 27). Es ist wahr, daß der nächste Wortverstand dieses Spruches nichts anderes besagt, als die kriegerische Gesinnung des Stammes Benjamin. Dennoch klingt das Wort wie eine Weissagung geistlicher Art, wenn wir bedenken, daß es dem aus Benjamins Geschlecht hervorgegangenen Apostel gegeben ward, zu einer Zeit, da die Geschichte Israels zu Rüste ging, den Ertrag aller Kämpfe und die Erfüllung aller Hoffnungen Israels an die Heiden auszuteilen. Es ist dieser Spruch auch wirklich schon von dem Kirchenlehrer Tertullian auf Paulus gedeutet worden. — Wie wird die hehre Gestalt des Moses das ehrfurchtsvolle Nachsinnen des Knaben wachgerufen haben. Beim Passamahl pflegte der Hausvater den Seinigen die Geschichte der Passanacht und des Auszuges aus Egypten zu erzählen. Wie mag der Knabe gelauscht haben. Welchen tiefen Eindruck mag auf sein Gemüt die ernste Einfalt der Passafeier gemacht haben — und der Sabbath mit seiner Ehrfurcht gebietenden Ruhe. An solchen Eindrücken nährte sich sein jugendlicher Geist. Vielleicht sind diese heiligen Eindrücke um so tiefer gewesen, je größer der Gegensatz war, in welchem sie zu den Bildern heidnischen Lebens standen, die ihn von außen umgaben. Tiefere Geister halten an geistlicher Wahrheit, im Innern von ihr ergriffen, um so zäher fest, wenn die Außenwelt sie ihnen zu entreißen trachtet. Einsam zu sein mit dem besten Teil seiner Empfindungen, und andere Gedanken zu haben als die Menge, dafür war Paulus von Jugend auf geschult.

Daß die alttestamentliche Geschichte das freie Eigentum schon seines jugendlichen Geistes und seiner jugendlichen Liebe geworden, das dürfen wir auch aus der überaus freien und geistesmächtigen Art abnehmen, wie er alttestamentliche Dinge in seinen Briefen behandelt. Das Alte Testament ist die Heimat

seines Geistes. Als ein Kind des Hauses geht er mit den Erinnerungen der väterlichen Geschichte seines Volkes um. Nicht etwas Fremdes sind ihm die Sünden seiner Väter, nicht etwas Fremdes ihre Vorrechte und ihre Hoffnungen, ihre Buße, ihre Gebete.

Die Gebete, die Paulus im Hause seines Vaters beten lernte, erklangen im aramäischen Dialekt. Und was er in freier Weise von der Religion seiner Väter hörte, erklang in derselben Sprache. Psalmen mag man bei häuslichen Andachten in ebräischer Sprache gebetet haben, so namentlich die Psalmen, die bei der Passafeier gesungen wurden. Den eigentlichen Text aber des Alten Testamentes, das Gesetz und die Propheten, hat Paulus nicht im ebräischen Grundtext, sondern in der griechischen Übersetzung der septuaginta zuerst kennen gelernt. In seinem Gedächtnis haftet der heilige Text in der Form, die ihm die griechische Übersetzung gegeben. Er zitierte später aus dem Alten Testament frei nach dieser Übersetzung, doch so, daß man sieht, er habe den Grundtext gekannt, nach welchem er hier und da den griechischen Ausdruck wandelt. Er schrieb seine Briefe unter äußerlich ungünstigen Verhältnissen, auf Reisen, in Gefangenschaften, in Eile. Wie wichtig war es für ihn, daß er „von Jugend auf die heilige Schrift wußte“ und im festen Besitz seines Gedächtnisses hielt. Er hatte nicht nötig, Studien zu machen, ehe er schrieb. Wenn wir fragen, wie er die Kenntnis des griechischen Textes erlangt haben mag, so finden wir uns auf die Synagoge von Tarsus gewiesen, in der der Knabe Sabbath für Sabbath die Vorlesung des Gesetzes und der Propheten hörte. Sie geschah in griechischer Sprache, schon um der Proselyten aus den Heiden willen, die den Wunderklängen der Offenbarung lauschten.

Paulus sagt, daß er am achten Tage beschnitten sei (Phil. 3, 5). Die ausdrückliche Erwähnung dieses Umstandes und der Zusammenhang, in dem sie steht, läßt uns vermuten, daß die genaue Einhaltung des vorgeschriebenen Zeitpunktes für die Beschneidung in einer in der Diaspora lebenden israelitischen Familie für ein besonderes Zeichen strengen Gesetzessinnes galt. Mochte es doch in der Fremde leichter zu einer Hinausschiebung des wichtigen Tages kommen, als daheim im heiligen Lande. Im ganzen Morgenlande begrüßt man die Geburt eines Sohnes mit hoher Freude als ein Zeichen des göttlichen Wohlgefallens.

Wie vielmehr geschah das in einer jüdischen Familie. Lese wer kann, die zarte und sinnige Darlegung des Valerius Herberger in seinen magnalia Dei über die Glaubenssehnsucht frommer Mütter aus Abrahams Stamm nach der Geburt des Messias. Leise Schatten von der Empfindung der Eva, da sie nach der Geburt ihres ersten Sohnes frohlockend sagte: „ich habe den Mann, den Herrn,“ beschatteten auch das Gemüt einer frommen jüdischen Mutter in der Zeit, da Paulus geboren ward. Es war ja wirklich die „Fülle der Zeit“, und die Ahnung davon redete leise auch in den weiten Bereichen des Israel in der Zerstreuung. Das Warten auf das Königskind aus dem Stamm Juda adelte auch die Geburt eines Sohnes aus dem Stamm Benjamin. Antwortete doch der Vater des Knäbleins bei der Feier der Beschneidung auf die Frage: wie soll das Kindlein heißen? er heißet Saul, der Erbetene, wobei er vielleicht weniger an den ersten und einzigen König aus Benjamins Stamm dachte, als an die Gebete der Eltern, die dies Kind vom Herrn erbeten, wie dereinst Hanna den Samuel erbat. Man wird den Knaben von seiner Geburt an zu heiligem Dienst bestimmt haben. Aber während die Seinen einen künftigen Rabbiner in ihm sahen, hatte es „Gott wohl gefallen, ihn von seiner Mutter Leibe auszusondern, daß er seinen Sohn offenbarte in ihm, daß er ihn durchs Evangelium verkündigen sollte unter den Heiden“ (Gal. 1, 15. 16). Er sollte ein Schriftgelehrter im Sinne des Neuen Bundes und der Zeit der Erfüllung werden. — Die angeführte Stelle aus dem Galaterbriefe ist die einzige, da Paulus seiner Mutter Erwähnung thut. Das darf uns nicht wundern. Er hatte ja kaum Veranlassung zu solcher Erwähnung. Und doch hätte in vertraulichen Briefen, wie in denen an Timotheus, eine Erwähnung seiner Mutter vielleicht nicht so ganz fern gelegen, da er ja die fromme Mutter und Großmutter des Timotheus erwähnt und seiner eigenen Vorfahren gedenkt. Große Männer haben so oft die tiefsten Eindrücke von ihrer Mutter erhalten. Der Einfluß jüdischer Mütter auf ihre Söhne wurde besonders gepflegt. Ist sie gestorben wie Rahel, Benjamins Mutter, nach der Geburt ihres Sohnes, die begraben ward am Wege nach Bethlehem, wo man ihr Grab siehet bis auf den heutigen Tag (1. Mose 35, 19. 20)? Ist dies der Fall, ist Paulus aufgewachsen als mutterlose Waise, so erklärt sich daraus ein Zug in seinem Charakter, der sich später durch den Geist Gottes in

herrlicher und zarter Weise verklärte, ich meine seine Liebesbedürftigkeit. Es hat wohl nie jemand gegeben, der sich für empfangene Liebe in so inniger Dankbarkeit aussprach, und der sich nach dem „Angesicht“ seiner Freunde so sehnte als der große Apostel. Sehnsucht nach Liebe reift oft am mächtigsten in den Herzen vereinsamter Kinder. Er hatte eine Schwester. Aber sie war wohl kaum die Genossin seiner Jugend. Sie war älter als er und in Jerusalem verheiratet. Ihr Sohn that seinem Onkel den Dienst, ihn aus den Händen der jüdischen Verschwörer zu retten (Apostelgesch. 23, 16—22). Dieser Neffe des Apostels wird ein „Jüngling“ genannt; das bedeutet nach damaliger Anschauung einen Mann etwa zwischen 30 und 40 Jahren. Wäre der Schwestersohn des Paulus nicht reiferen Alters gewesen, so würde der Oberhauptmann ihm kaum so rasch und so unbedingt Glauben geschenkt haben. Es läßt sich das Geburtsjahr des Apostels nicht bestimmen. Eine Bemerkung des Chrysostomus in einer Rede, deren Echtheit allerdings nicht außer Zweifel ist, setzt seine Geburt in das 2. Jahr unserer Zeitrechnung. Für wahrscheinlich mag man halten, daß er der spätgeborene einzige Sohn seiner Eltern war, und daß seine Geburt annähernd mit denselben Empfindungen begrüßt ward, als die Geburt des Täufers Johannes. Wir hören nicht von verwandtschaftlichen Banden, die ihm seinen Christenstand erschwerten. Sein Vater wird vor seiner Bekehrung gestorben sein, und leibliche Brüder hatte er wohl nicht, weder in Tarsus noch in Jerusalem. Wären ihm von den Seinen Hindernisse bereitet worden, so würde sich das irgendwie in seinen Briefen wiederspiegeln. Dagegen hören wir von entfernteren Verwandten, die der Gemeinde in Rom angehörten. Er grüßt (Röm. 16, 7) den Andronicus und Junias, seine Gefreundten.

Eigentümlich klingt die Bezeichnung dieser seiner Verwandten als „seiner Mitgefangenen“. Nicht nur das Band der Verwandtschaft umschlingt sie, sondern dasselbe Joch Christi liegt auf ihnen und auf ihm. Von Gewalt und Macht aus der Höhe übermocht sind sie, wie er unter das Joch des Königs aller Könige gebunden. Wir vermissen in diesem Ausdruck nicht die Wärme des verwandtschaftlichen Gefühls. Die auf den ersten Blick rätselhafte Benennung will das trauliche Bewußtsein äußerer und innerer Zusammengehörigkeit zum Ausdruck bringen. Daß die verwandtschaftlichen Beziehungen gerade mit diesen beiden

Männern für den Apostel eine besondere Bedeutung gehabt haben mögen, werden wir später sehen. Auch den Herodion nennt er seinen Verwandten (Röm. 16, 11), ebenso den Lucius, dessen römischer Name auf römische Beziehungen deutet, auch den Sosipater aus Beröa und den Jason aus Thessalonich (Röm. 16, 21). Der letztere namentlich war ein sehr angesehener Mann (Apostelgesch. 17, 5—9). Wir erhalten den Eindruck, daß die Verwandtschaft des Paulus eine vielverzweigte und weit verbreitete und zum Teil wenigstens sehr angesehene war. Er fand in Thessalonich Verwandte, wie in Jerusalem und in dem kleinen weltabgelegenen Beröa, wie in der Welthauptstadt Rom.

Damit stimmt zusammen, daß die Familie des Apostels das römische Bürgerrecht besaß, daß er „römisch geboren war". Von Jugend auf trug er neben seinem jüdischen Namen Saulus den an denselben anklingenden römischen Namen Paulus. Es ist nicht wahrscheinlich, daß dies Recht von den Vorfahren des Paulus mit Geld erkauft worden wäre, wie von Claudius Lysias, der „es mit großer Summe zu wege gebracht hatte" (Apostelgesch. 22, 28). Erst in der Kaiserzeit und wohl kaum in den ersten Jahren des Augustus wurde das Recht käuflich, ein römischer Bürger zu heißen und damit an den öffentlichen Vorrechten dieser weltbeherrschenden Nation teil zu haben. Es wäre vergeblich, Vermutungen darüber aufzustellen, aus welchem Grunde etwa der Familie des Paulus dieses Recht geworden. Vielleicht hat einer der Vorfahren des Apostels einem römischen Großen wesentliche Dienste geleistet. Wir wissen, daß auch dieser Umstand unter der Leitung der göttlichen Vorsehung gestanden hat. Paulus gehörte durch seine Geburt den drei großen sozialen Kreisen an, deren wechselseitige Berührung der damaligen Zeit ihr Gepräge gab. Er war der Sohn eines Pharisäers, aufgewachsen in den Gedanken der jüdischen Propaganda, wie sie mächtig und selbstgewiß gerade damals auftrat. Er war zugleich römisch geboren, also ein Erbe aller der Rechte, die die römische Staatsordnung ihren Bürgern verlieh. Er war aber auch das Kind einer Stadt, die mit Athen und Alexandria in griechischer Bildung wetteiferte. Seinem Herzen nach ein Jude, seinem politischen Recht nach ein Römer, seiner Sprache nach ein Grieche, war der Apostel auch natürlich für seinen weltumfassenden Beruf geeignet, wie wenige andere.

Man hat gemeint, Paulus habe in seiner Jugend die berühmten griechischen Schulen seiner Vaterstadt besucht. Das ist kaum denkbar für den Sohn eines Pharisäers. Er wird die Kenntnis der griechischen Litteratur seiner späteren Zeit verdanken, wie wir sehen werden. Dennoch darf man den Einfluß, den die Luft einer griechischen Universitätsstadt auf den begabten Knaben ausübte, nicht unterschätzen. Aber zu denken, daß bei seiner Erziehung von den pädagogischen Grundsätzen des strengen Judentums abgewichen sei, liegt kein Grund vor. Er wird mit dem 5. Jahre angefangen haben, die Schrift, das heißt die Historien des Alten Testaments zu lernen, mit dem 10. Jahre die Gesetzeserklärungen berühmter jüdischer Lehrer. Eine jüdische Schule wird es gewesen sein, die er besucht hat. Das, was er Gal. 3,24 von dem Gesetz als Zuchtmeister sagt, klingt wie eine Erinnerung an seine Schulzeit in Tarsus. Ein Sklave mit dem Titel des Pädagogen brachte den Knaben zur Schule und geleitete ihn nach Beendigung derselben wieder heim. So, meint der Apostel, hat uns das Gesetz als Zuchtmeister in die Schule Christi und seines Evangeliums geleitet. Es ist nicht ohne Reiz, sich den jungen Paulus unter seinen Schulgenossen am Boden sitzend zu denken, fragend und antwortend, wie ein Größerer, denn er, im Tempel zu Jerusalem. Während die moderne Pädagogik den Lehrer fragen läßt und die Schüler antworten, läßt die jüdische Schule den Schüler fragen und den Lehrer antworten. In solcher Wechselrede von Frage und Antwort entwickelte sich in Paulus von Jugend auf jener dialektische Scharfsinn, den wir in seinen Briefen gerade da besonders beobachten, wo er sich an die Juden wendet. Wie im Vaterhause wurde auch in der Schule das Nationalgefühl und die Liebe zu seinem Volk in dem Knaben gepflegt, eine Gesinnung, von deren Stärke und Zähigkeit wir uns einen sehr unvollkommenen Begriff machen, wenn wir sie mit dem Vaterlandsgefühl der Kinder anderer Nationen vergleichen.

Nach jüdischer Sitte damaliger Zeit hatte der Knabe ein Handwerk zu lernen. Sagte man doch: „Ein Vater, der seinen Sohn kein Handwerk lehrt, lehrt ihn zu stehlen“ oder „ein Knabe, der ein Handwerk gelernt hat, gleicht einem Weingarten mit schützender Mauer.“ Paulus hat die Teppichweberei gelernt. Denn Tarsus war der Mittelpunkt für die Ausfuhr der aus den schwarzen Haaren der cilicischen Ziegen gewebten Zeltdecken.

Der damalige Name dieses beliebten Handelsartikels „cilicium“ soll sich bis heute in einigen der im Morgenlande gangbaren Sprachen erhalten haben. Man hat vermutet, daß der Vater des Paulus den Handel mit cilicium betrieb. Aber da er Pharisäer war, trifft wohl die Meinung kaum zu, daß er ausschließlich von Handelsgeschäften gelebt habe. Es ist wahrscheinlicher, daß er einem gelehrten Beruf oblag. Vielleicht war er der Vorsteher der Synagoge zu Tarsus. Bei dieser Vermutung würde es an Wahrscheinlichkeit gewinnen, daß die alte Überlieferung recht hat, die Eltern des Paulus seien aus dem heiligen Lande nach Tarsus ausgewandert. Es ist ja leicht zu denken, daß die Judenschaft von Tarsus den Wunsch hatte, einen gelehrten Pharisäer aus der Heimat als Lehrer und Ratgeber unter sich zu haben. Verhält sich dies so, dann stammt St. Paulus nicht aus dem Hause eines Kaufmannes, sondern aus dem eines Theologen, er, der das hellste Licht unter den Gottesgelehrten aller Zeiten geworden ist.

Nach Jerusalem.

Im zehnten Lebensjahre zeitigstens und spätestens nach vollendetem dreizehnten Jahre, je nach den Verhältnissen und der Reife der Entwicklung wurde ein jüdischer Knabe in feierlicher Gegenwart der Gemeinde „Kind des Gesetzes“ genannt. Der Vater erklärte, daß der Knabe soweit das Gesetz verstehe, daß er für seine Fehler verantwortlich sei. Mit Recht hat man diesen Akt mit unsrer Konfirmation verglichen. Nach Vollziehung dieses Aktes, der sich zur Beschneidung ebenso verhielt, wie die Konfirmation zur Taufe, wird Paulus nach Jerusalem gebracht worden sein. Die jüdische Schule von Tarsus konnte ihn nicht weiter fördern. Daß er in jugendlichem Alter nach Jerusalem gekommen, geht ja auch aus seiner Äußerung hervor, daß er „erzogen sei in dieser Stadt“ (Apostelgesch. 22, 3), und aus seinem Wort an Agrippas (Apostelgesch. 26, 4): „Mein Leben von Jugend auf, wie das von Anfang unter diesem Volk zu Jerusalem zugebracht ist, wissen alle Juden.“

Niemand vergißt wohl so leicht die erste größere Reise, die er als Kind gemacht hat. Die Eindrücke haften fest, und je lebhafteren Geistes ein Kind ist, um so fester. Der junge Paulus

aber sollte nach der heiligen Stadt ziehen, in der sein Geist heimischer war als in Tarsus. Er hatte die Pilgrime gesehen, die aus dem Innern von Kleinasien über die Pässe des Gebirges in Tarsus zusammenkamen, um nach Jerusalem zu ziehen, und die Lobgesänge, mit denen israelitische Wallfahrer der hochgebauten Stadt entgegen zu pilgern pflegten, waren schon zu Tarsus erklungen. Er hatte die Heimkehrenden wieder gesehen. Er hatte gelauscht, wenn sie von der neuerstandenen Pracht des Tempels, von den heiligen Festfeiern, von den großen Lehrern, von König Herodes erzählten. Nun sollte er selbst hinaufziehen, wohl von seinem Vater begleitet.

Man wird den Seeweg gewählt haben. Die jüdischen Pilgrime benutzten die Verkehrsstraßen eben so wie die jüdischen Händler, obwohl die Juden keine Seefahrer waren und kaum eigne Schiffe besaßen. So wird Paulus auf einem phönizischen Schiffe oder unter dem Banner eines griechischen Gottes den Cydnus hinab in das weite Meer hinausgefahren sein — mit welchen Empfindungen! Die Höhen des Taurus verschwinden dem Blick — der Libanon taucht in der Ferne auf — schneeige Zinnen — man mag ja gegen Ostern die Reise angetreten haben, und der Schnee auf den Höhen war noch nicht geschmolzen — waldige Abhänge. Es giebt noch heute viele, die dem Libanon die Palme reichen vor allen Gebirgen der Erde. Für Paulus aber war der Anblick des Libanon das erste Grüßen des heiligen Landes. Der Libanon war ihm ein „ebräisches“ Gebirge, ehrwürdig durch die Beziehungen der heiligen Schrift, ehrwürdig, weil auch die Propheten von der Herrlichkeit des Libanon redeten.

Hätte die Reise fünfzig Jahre früher stattgefunden, so würde das Schiff, das den Paulus trug, wohl in Ptolemais vor Anker gegangen sein, dem heutigen Acco, welches damals noch seinen Namen von den Ptolemäern, den griechischen Königen von Ägypten, hatte. Dann hätten die Augen des Paulus auf der wunderbaren Szenerie geruht, die sich vor denen ausbreitet, welche unter dem Vorgebirge des Karmel landen. Man sieht da das Schneehaupt des Hermon ragen und die Gebirgswand des Antilibanon, ja die Gebirge von Galiläa grüßen herüber. Das Schiff des Paulus aber wird ihn in einiger Entfernung an der Bucht von Acco vorüber nach dem Hafen von Cäsarea getragen haben, der von Herodes neu ausgebaut war, wie dieser auch die

Stadt geschmückt und zu Ehren des römischen Kaisers Cäsarea genannt hatte. Von Cäsarea zog nun Paulus die Straße nach Jerusalem hinauf. Diese berührte die Stadt Antipatris (Apostelgesch. 23, 31). Wir dürfen denken, daß weder die moderne Stadt Cäsarea noch Antipatris, das Herodes zum Andenken an seinen edomitischen Vater Antipater gebaut hatte, auf den mit ganz anderen Gedanken beschäftigten Knaben einen sonderlichen Eindruck gemacht. Aber die Empfindung wird sich ihm aufgedrängt haben, wie verschieden die Natur des gelobten Landes sei von der der cilicischen Ebene. Dort ein einziger weiter großer Blick, hier stetiger Wechsel von Gebirge und Ebene, von Feldern und an den Hängen der Berge lagernden Weingärten. Das gelobte Land hat etwas trauliches. Das wird der begabte, gemütstiefe Knabe noch tiefer empfunden haben als die Pilgrime der modernen Zeit. Noch lag der Fluch Gottes nicht über dem Lande. Jene fernen Hügel zur Linken gehören dem Gebirge Gilboa an, wo sich das Geschick des Königs aus dem Stamme Benjamin, des unglücklichen Saul entschied. Man zog durch die Gebietsteile von Manasse und Ephraim und näherte sich den Grenzen des Stammes Benjamin. Nahe bei Bethel, wo dereinst Jakob geruht hatte (1. Mose 28, 19), wo die Lieder der Deborah erklungen (Richter 4, 5), wo Jerobeam die Zertrennung angerichtet (1. Könige 12, 29), die Josia an demselben Orte sühnte (2. Könige 23, 15), betrat der Reisende die Grenzen von Benjamin. Ein weniges weiter am Wege nach Jerusalem lag Gibea, die Heimat des Königs Saul (1. Sam. 10, 26).

Bald nähert sich der junge Pilgrim der jenseitigen Grenze Benjamins, wo sie das Gebiet von Juda berührt. Die Rabbiner behaupteten, die Grenze der beiden befreundeten Stämme liefe mitten durch den Tempel hindurch. — Siehe, dort schimmert schon aus der Ferne die goldene Tempelzinne. Die lange graue Nordmauer der geliebten Stadt erscheint. Der Ölberg blickt herüber, während der Wanderer zu den Thoren Jerusalems pilgert. „Ich freue mich des, das mir geredet ist, daß wir werden ins Haus des Herrn gehen, und daß unsere Füße werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem.“ Bebenden Herzens, Zittern der Andacht in seiner Seele hat der junge Paulus die heilige Stadt betreten. Liebe zu der Stadt des großen Königs ergriff mit Macht seine Seele, eine Flamme, die nie auslöschte, die sich verklärte und vergeistigte, da er den großen König Jerusalems,

den außen vor dem Thore der Stadt Gekreuzigten, als seinen König und Herrn erkannte. — Der Schwester Haus nahm ihn auf, und die Wogen seiner inwendigen Bewegung wurden still im traulichen Gespräch. „Wünschet Jerusalem Glück: es müsse wohlgehen denen, die dich lieben! Um meiner Brüder und Freunde willen will ich dir Frieden wünschen. Um des Hauses willen des Herrn, unseres Gottes, will ich dein Bestes suchen.“

Zu den Füßen Gamaliels.

Das Schutz- und Trutzbündnis, das einst Judas Makkabäus mit den Römern schloß (1. Makkab. Kap. 8), hatte längst das Ende genommen, dem alle Bündnisse entgegengingen, die Schwächere mit dem weltbeherrschenden Rom schlossen. Herodes I., der Verfolger des „neugeborenen Königs der Juden“, hatte das seine dazu gethan, daß beinahe der letzte Rest politischer Selbstständigkeit für die Juden verloren ging. Was davon übrig blieb, war wenig mehr denn leere Form und eitler Schein. Die Hohenpriester in Jerusalem waren ebenso römische Kreaturen als die Fürsten im heiligen Lande. Die römischen Landpfleger residierten zu Cäsarea, Jerusalem nahe genug, um alles zu überwachen, fern genug, um nicht in die Netze jüdischer Schlauheit zu fallen. Römische Münzen waren im Umlaufe, römische Worte mischten sich in die Umgangssprache, römische Besatzungen lagen in den Städten, römische Kriegsknechte durchzogen das Land und kamen selbst an das einsame Jordanufer, da Johannes taufte. So spannte sich über das ganze Land das eherne Netz der römischen Übermacht.

Wenn ein Volk, das innerlich kräftig ist zum Handeln, seine Freiheit verloren sieht, so sucht es wohl im Reich des Geistes und der Gedanken sich schadlos zu halten für die Verluste in der sichtbaren Welt. Ein Volk, das wie die Juden zäh und mit ungebrochener Energie an einem Reich der Zukunft festhielt, das sich für diesen seinen Anspruch auf göttliche Offenbarungen berief, mußte um so gewisser diesen Weg beschreiten. Konnte man die politische Freiheit und Macht nicht behaupten, so verschanzte man seinen Geist hinter dem Wall des Gesetzes Mosis. Beugte man sich äußerlich, so erhob man sich innerlich um so mehr. Was an weltlichem Einfluß verloren war, suchte

man durch religiösen Einfluß einzubringen — auf dem Wege der Propaganda im Großen und der Proselytenmacherei im Kleinen. Die unablässige Arbeit der Schriftgelehrten und die zähe Herrschsucht der Pharisäer wurden die königlichen Mächte in Israel. Das Gesetz ward stärker als die Verheißung. Aufgelöst in Atome ungezählter Einzelbestimmungen, zerschlagen in die Splitter von „Aufsätzen der Ältesten“ schien das Gesetz die Hoffnung Israels aufzusaugen. Es gab eine pharisäische Richtung, die das Reich der Zukunft zu vergessen geneigt war über dem Geistesreich selbstgeschaffener Gedankengänge und gesetzlicher Gerechtigkeiten. Dieses Reich der Gedanken, zu dem man unablässig Bausteine trug, hat sich so stark und zäh erwiesen, daß nach dem Untergang des Tempels und der heiligen Stadt die Juden hinter diese geistigen Mauern flüchteten, die man vermessen und verblendet für die Mauern Zions hielt. Nicht alle wurden dieser Richtung völlig zur Beute. Es gab Schriftgelehrte, in denen der Wahrheitssinn und die Sehnsucht nach Besserem, nach dem Heil der Zukunft nicht völlig erstarb. Waren doch gerade die geistigen Väter und vornehmsten Pfleger der Schriftgelehrsamkeit Männer weiteren freieren Geistes und ehrlicheren Sinnes. Als Patriarch der Rabbiner galt Hillel, der Sage nach aus davidischem Geschlecht, in großer leiblicher Armut zu besonderer Kunst der Demut und Sanftmut gereift, wunderlich und spitzfindig in seinen Gedanken und doch nicht ohne gelegentliche Tiefblicke eines einfältigen Geistes. Die Frage nach dem „vornehmsten Gebot im Gesetz“ stammt von ihm. Er war der Vater des Simeon. Die hin und wieder aufgetauchte Meinung, daß dieser Sohn des Hillel der greise Simeon sei, der im Tempel das Kind Jesus auf seine Arme nahm und das nunc dimittis betete, ist wenigstens nicht ohne jede Wahrscheinlichkeit. Des Hillel Enkel, der Sohn des Simeon war Gamaliel, zu dessen Füßen Paulus erzogen ward.

Gamaliel war der erste unter den sieben viel verehrten Rabbinern, die von den Juden nicht Rabbi, sondern Rabbani angeredet wurden, was eine Steigerung der Ehrerbietung ausdrücken will. Daß Maria Magdalena den Herrn nach galiläischem Dialekt Rabbuni anredet, geschieht im Überschwang der Verehrung. Sie weiß in ihrer anbetenden Inbrunst keine andere Benennung zu finden, als diese. Nennt ihn doch auch der blinde Bartimäus (Mark. 10, 51) Rabboni, als genüge ihm das ein-

fache „Rabbi“ nicht. Das „Rabboni“ ist ebenso eine dialektische Abirrung von dem „Rabbani,“ wie das „Rabbuni,“ wenn nicht etwa auch Mark. 10, 51 wie Joh. 20, 16 „Rabbuni“ anstatt Rabboni zu lesen ist. Wir sehen, Christus ist von der Verehrung der Seinen mit einem Titel genannt worden, der außer ihm damals dem allverehrten Gamaliel zukam. — Wie man in der Kirche den Thomas von Aquino den Doktor Angelicus und den Bonaventura den Doktor Seraphicus nannte, so nannten die späteren Juden den Gamaliel „die Schönheit des Gesetzes“ und im Talmud schrieb man, daß nach dem Tode des Gamaliel „der Ruhm des Gesetzes dahin sei.“ Er war ein Pharisäer, aber es eignete ihm eine hochgemutete Weitherzigkeit, die ihn über das Niveau seiner Gesinnungsgenossen hinaushob. Er badete einst zu Ptolemais in einem Bade, das mit der Statue einer griechischen Göttin geschmückt war. Darüber befragt, sagte er, das Bad sei gar nicht für die Göttin, sondern die Göttin für das Bad. Er hatte keine Antipathie gegen das Studium der griechischen Litteratur. Was wir Apostelgesch. 5, 34—39 von ihm lesen, wirft ein helles Licht auf die Überlegenheit seiner Weisheit und die leidenschaftslose Ruhe seines Charakters. Der bei allem Volk hochgeschätzte Mann zeigt deutlich die griechische Schulung seines Geistes, wenn er die Frage, was man mit den Aposteln zu thun habe, nach der Geschichte und Erfahrung beurteilen will. „Vor diesen Tagen stund auf Theudas und gab vor, er wäre etwas, und hingen an ihm eine Zahl Männer, bei einhundert; der ist erschlagen, und alle, die ihm zufielen, sind zerstreut und zu nichte worden. Darnach stund auf Judas aus Galiläa in den Tagen der Schätzung und machte viel Volkes abfällig ihm nach; und der ist auch umgekommen, und alle, die ihm zufielen, sind zerstreuet.“ Aber die sachliche Nüchternheit seines Urteils steht im Dienste seiner Gottesfurcht. „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wirds untergehen; ists aber aus Gott, so könnet ihrs nicht dämpfen; auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen.“ Es klingt beinahe wie eine Ahnung, daß Israel und seine Obersten an einer falschen Behandlung des Christentums sich Tod und Verderben holen könnten, wenn er sagt: Ihr Männer von Israel, nehmet euer selbst wahr an diesen Menschen, was ihr thun sollet.“ Die spätere christliche Überlieferung läßt den Gamaliel das Christentum annehmen und stellt ihn

neben den Nikodemus und den Joseph von Arimathia. Aber es waltet kein Zweifel, daß er als Jude gestorben ist. Wie würde sonst der Talmud seinem Gedächtnis Ehrenkränze flechten, wie es doch geschieht. Er starb achtzehn Jahre vor der Zerstörung Jerusalems. Das kostbare, wie für einen König ausgestattete Grabmal, das man ihm errichtete, zeigt deutlich genug, daß, wenn eine innere Wendung in seinem späteren Leben eintrat, sie nicht dem Christentum, sondern dem widerchristlichen Pharisäismus zu gute kam. Die sichtende Kühle seiner Weisheit und die hohe, bewunderte Stellung eines vornehmen Gelehrten haben ihn nicht dazu kommen lassen, von dem Wehen des heiligen Geistes mehr zu verspüren, als nur einen flüchtigen, leisen Hauch. Es stammt aus seinen letzten Lebensjahren ein Gebet von ihm verfaßt gegen die Abtrünnigen mit deutlicher Wendung gegen die Christen aus Israel. Ein „Reich des Stolzes", dessen Untergang er in dem Gebet erbittet, war nach des Gamaliel letzter Meinung die Kirche des demütigen Jesus. So erfüllte er an sich selbst das Wort des Meisters, der größer ist als Gamaliel: „wer nicht mit mir ist, der ist wieder mich." In der abwartenden Stellung des Gamaliel haben immer die Samenkörner der Feindschaft gegen das Evangelium geschlummert.

Wir kennen also den Geist, den Paulus einsog, da er zu den Füßen des Gamaliel saß. Es war nicht der enge Geist des vulgären Pharisäismus, mit dem er genährt wurde. Nicht im Sinne des Fanatismus ward das väterliche Gesetz und die mosaische Tradition von Gamaliel behandelt, sondern mit hoher und freier Ehrerbietung, mit der ruhigen Würde einer sachlich gerichteten Weisheit. Die freundliche Stellung, die der Meister, darin der pharisäischen Strömung nicht folgend, zu der Frage einnahm, ob man die griechische Sprache und Litteratur studieren dürfe, ist ihm von dem jungen Paulus ohne Zweifel gedankt worden. Eine weniger groß und weit angelegte Persönlichkeit, als Gamaliel, hätte schwerlich zum Lehrer eines der reichsten und fruchtbarsten Geister getaugt, die Gott der Menschheit geschenkt hat.

Es war eine Sitte, die erst nach der Zerstörung Jerusalems eine Änderung erlitt, daß in den Unterweisungen der Schriftgelehrten lediglich der Text des Alten Testamentes zu Grunde gelegt ward. Der heilige Text ward gelesen und dann von Lehrer und Schülern in gemeinsamer Arbeit in die aramäische Umgangssprache übertragen. Dann pflegte man die

Aussprüche und Erklärungen älterer Meister über den verlesenen Text vorzutragen und zu besprechen. Die Schüler fragten, und die Lehrer antworteten. In Athen fragten die Lehrer und suchten aus ihren Schülern die Wahrheit herauszulocken. Daß in Jerusalem das umgekehrte Verfahren gebräuchlich war, hängt tief mit dem Glauben an die Offenbarung zusammen. Nicht dem menschlichen Geiste suchte man die Wahrheit zu entlocken, sondern dem göttlichen Geiste, der aus den Vätern geredet. Das Prinzip der Autorität war das die Unterrichtsmethode beherrschende. Paulus sagt, daß er zu den Füßen des Gamaliel geschult sei nach der dem väterlichen Gesetze eigenen Strenge (Apostelgesch. 22, 3). Das Gesetz war die Schulung seiner Gedanken, die Zucht und das Joch seines Willens, die ausschließliche Nahrung seines Gemüts. Haben wir eine Andeutung darüber, was er dabei innerlich erfahren und erlebt hat? „Ich lebte einst ohne Gesetz", sagt der heilige Apostel Röm. 7, 9. Das kann nur auf die Zeit seiner Jugend gehen, da der Knabe in kindlicher Unschuld den Widerspruch des Fleisches gegen den Geist noch nicht erfahren, da er vertrauensvoll an dem Gott seiner Väter hing, da ihm das heilige Gesetz, wie aus der Ferne klingend, ein Evangelium erschien voll Verheißungen und heilbringender Kräfte. Es hatte der Strahl des Gesetzes sein Innerstes noch nicht getroffen. „Da aber das Gebot kam", fährt er fort. Die Unterweisung des Meisters in Jerusalem wandelt ihm das Gesetz in „Gebot." Er fühlt die gebietende, Mark und Bein durchdringende Macht des Gesetzes. Keiner seiner Gedanken blieb unbelauscht vom Gesetz, keine Willensregung blieb ungezüchtigt, keine Bewegung des Gemüts ohne Vorwurf. „Ich wußte nichts von der Lust, wo das Gesetz nicht hätte gesagt: laß dich nicht gelüsten." „Die Sünde ward lebendig." Sie hatte bis dahin wie im Todesschlafe geschlummert. „Ich aber starb", ein rätselhaftes Wort, aus der Tiefe persönlicher Erfahrung gegriffen, in genialer Einfalt einen Zustand schildernd, den nur solche erfahren, die mit aller Rückhaltlosigkeit sich dem Opfermesser des lebendigen Gotteswortes übergeben (Ebr. 4, 12), den vielleicht niemand im langen Lauf der Zeiten mit solcher Völligkeit erfahren, als der tiefsinnige Schüler des Gamaliel. Wir können seine Selbstbekenntnisse nicht ohne Ergriffenheit hören. Nicht in plötzlicher Erschütterung wird Paulus aus dem Gesetz sein Todesurteil empfangen haben, sondern allmählich. Er erlebte in Jahr und Tag

innerlich kämpfend und wehklagend, wie das Gesetz ihn nicht heiligte, wie es seine Sünde vielmehr aus der Totenkammer seines Fleisches rief. Er empfand, daß der Sünde Sold der Tod ist, nicht ein zukünftiger, sondern ein gegenwärtiger, ein innerliches Absterben von Gott, eine inwendige Flucht vor dem Heiligen.

Er hat sich mit seinen inneren Kämpfen, die der tiefste Inhalt seiner Lehrjahre waren, niemandem anvertraut. Hätte ihn Gamaliel verstanden? Vielleicht in gewissem Maße. Er würde ihn ermahnt haben, „nicht wider den Stachel zu löcken.“ Irgend eine Bedeutung in seinen inneren Kämpfen muß dies Wort vom Löcken wider den Stachel für Paulus gehabt haben. Der zu Nathanael sagte: „Da du unter dem Feigenbaum warest, sahe ich dich“, hat doch wohl auch bei Paulus an ein inneres Erlebnis angeknüpft, da er ihm zurief: „es wird dir schwer werden, wider den Stachel löcken.“ „Ein Löcken wider den Stachel“ war bis zu jener leuchtenden Mittagsstunde vor den Thoren von Damaskus sein ganzes inneres Leben, seit unter den gesetzlichen Unterweisungen des Gamaliel in ihm der Kampf des Fleisches gegen den Geist erwachte. Einsamer, jugendlicher Kämpfer, es sieht dich das Auge dessen, der sich deiner erbarmen wird.

Die Psalmisten des Alten Bundes kannten den Weg vom Gesetz zur Freiheit in der Hoffnung der Sündenvergebung. Aber das war für die pharisäische Schriftgelehrsamkeit kein gangbarer Weg; man kannte ihn, ohne ihn zu kennen und zu beschreiten. Für ganze Partieen des Alten Testamentes hatte diese Schriftgelehrsamkeit kein Organ. Sie münzte auch das Evangelium des Alten Bundes, soweit sie es überhaupt berührte, in Gesetzesvorschriften um. Niemand hat dem Paulus den Weg der Sündenvergebung gezeigt. Hätte es jemand gethan, wer weiß, ob der Jüngling ihn verstanden hätte. Denn nur Licht von oben kann diesen Weg erleuchten und auf diesen Weg führen.

Wollte er sterbend leben oder doch den Schein des Lebens haben, so mußte er einen anderen Weg beschreiten, den gangbaren Weg pharisäischer Selbstgerechtigkeit. Er hat ihn beschritten. Vor dem Todesweh seines Inneren ist er zu der Tröstung der kalten Gewöhnung geflohen. Für die Pein, die ihm das Gesetz innerlich anthat, hat er sich durch dessen äußerliche Erfüllung schadlos zu halten gesucht. Der Buchstabe des

Gesetzes ist ihm das Panier gegen den Geist geworden. Vor dem lebendigen Gott flüchtete er zu dem Gott der pharisäischen Schablone. So fand er einen Frieden, der ihn am Leben erhielt, eine Ruhe, ähnlicher der Ruhe der Toten, als der Lebendigen, und doch geeignet, ihn über das Weh seines Gewissens hinwegzutäuschen.

Das ist ein düsteres Gemälde. Es wird nicht an helleren Farben in den Jünglingsjahren des Apostels gefehlt haben. Trotz des Wehs, das einsame Geister beschleicht, die tiefer empfinden und tiefer denken, als ihre Genossen, werden wir doch annehmen dürfen, daß der jugendliche, mit Genossen lernende Paulus ein Freund unter Freunden war. Es eignete ihm der Sinn für Brüderlichkeit, für Gemeinschaft des Geistes und Herzens in hohem Maße. Die Weise zu lernen, wie sie auf jüdischen Hochschulen üblich war, entwickelte ein sehr starkes Bewußtsein auch kameradschaftlicher Zusammengehörigkeit. Es wurde den Lernenden Raum gegeben, ihre Gedanken zu äußern. Rede und Gegenrede ebbte und flutete. Poesie und Rhetorik, wie sie den Morgenländern eignen, die blühende Sprache orientalischer Gedankengänge, die den Boden der Wirklichkeit verlassend auf Wolken und Winden fahren, reißt von jugendlichen Lippen quellend, die Geister der Genossen hin. — In dem Hause seiner Schwester aber fand er ein trauliches Heim. Die alte Welt kannte keine so traulichen Heimstätten, als die Häuser frommer jüdischer Familien. Auch an einer mütterlichen Freundin scheint es ihm in Jerusalem nicht gefehlt zu haben. Er sendet der Mutter des Rufus einen Gruß nach Rom und nennt sie auch seine Mutter (Röm. 16, 13). War sie die Gattin jenes Simon von Cyrene, von dem der Jerusalemer Markus (15, 2) ausdrücklich anmerkt, daß er ein Vater war Alexandri und Rufi? Dann hätte Paulus im Hause jenes Mannes verkehrt, dessen Gedächtnis mit der Passionsgeschichte des Heilandes unlösbar verbunden ist. Es ist leicht zu denken, daß die Familie des Simon später nach Rom übersiedelte. Deuten doch die Namen der Söhne auf römische Verbindungen hin. War Paulus in der Familie dieses gesegneten Mannes heimisch, der dem Christus Gottes das Kreuz nachtragend nach Golgatha folgen durfte? Dann mag er in diesem Hause nach der Himmelfahrt des Herrn in einem andern Tone von dem Gekreuzigten haben reden hören, als man in

den Kreisen der Pharisäer von dem Nazarener sprach. Aber er „löckte wider den Stachel.“

Christus gekannt nach dem Fleisch.

Während Paulus zu den Füßen des Gamaliel selbst zu einem Meister in der Schriftgelehrsamkeit emporwuchs, war in Hebron der Priestersohn Johannes seiner einzigartigen Bestimmung entgegengereift. Ganz Israel ward von der Geistesmacht des einsamen Bußpredigers am Jordan ergriffen. Man ahnte und hörte den Flügelschlag einer neuen Zeit. Die Pharisäer standen dieser mächtigen Erregung der Geister und Gewissen mit jener vornehmen Ablehnung gegenüber, die so oft in entscheidenden Zeiten neuen Erkenntnissen gegenüber von den Meistern der bisher herrschenden Strömungen zu ihrem eigenen Schaden innegehalten wurde. Die Pharisäer verstanden die Buße Israels nicht — und wollten sie nicht. Wohl nur das Bestreben, auch dieser Bewegung sich etwa zu bemeistern, hat sie an die Ufer des Jordans vor die unbestechlichen Augen des heiligen Täufers getrieben. Sie erfuhren aber von ihm eine ernste Zurückweisung, die sie trotz ihres Hochmuts als Niederlage werden empfunden haben.

Wenn Paulus damals schon der Schule des Gamaliel entwachsen sich dem Mannesalter näherte, so wird es ihm doch fern gelegen haben, zu dem Manne in härenem Gewande und seiner Predigt eine andere Stellung einzunehmen, als seine pharisäischen Oberen. In Israel wurde, wie im gesamten Morgenlande die Meinung der Älteren höher gewertet, als etwa bei uns, und die Selbständigkeitslust jugendlicher Geister konnte im Schatten des ehrwürdigen Heiligtums zu Jerusalem schwerlich gedeihen. Paulus wird kaum einen tieferen, seine Persönlichkeit ergreifenden Eindruck von der göttlichen Botschaft empfangen haben: „thut Buße; denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Und wenn es der Fall war, wenn wirklich ein Funke von göttlichem Feuer in seine Seele fiel, wenn die Predigt des Johannes sich seinem Gewissen als göttliches „Gebot“ bezeugte, er lebte nicht auf durch solches Gebot, sondern er „starb“ (Römer 7, 9 u. 10). Es gereichte ihm zum Tode

was zum Leben gegeben war; denn er „löckte wider den Stachel.“

Die Stimme des Herolds verklang vor der Stimme des „Königs von Israel.“ Es ist undenkbar, daß Paulus von dem wunderbaren „Nazarener“ nichts gehört haben sollte, der umherzog und Wunder that, der „gewaltig predigte und nicht wie die Schriftgelehrten.“ Ja er muß ihn gesehen haben. Sagt er doch (2. Kor. 5, 16): „ob wir auch Christum gekannt haben nach dem Fleisch, so kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr.“ Dem unmittelbaren Eindruck nach liegt darin eine Hindeutung, daß der Apostel selbst den Herrn mit leiblichen Augen gesehen und seine Stimme mit leiblichem Ohr gehört hat zu einer Zeit, da er selbst fleischlich nur fleischliche Gedanken pharisäischer Vorurteile für Christum hatte. Es ist auf das höchste unwahrscheinlich, daß Paulus sich in der Zeit des Wirkens Christi fern von Jerusalem, etwa in Tarsus befunden haben sollte. Die pharisäische Hierarchie und die Gilde der Schriftgelehrten würde den vielversprechenden jungen Gelehrten nicht so leichten Kaufes aus ihren Reihen entlassen haben. Wenn Paulus vor Agrippas sagt (Apostelgesch. 26, 4): „Zwar mein Leben von Jugend auf, wie das von Anfang unter diesem Volk zu Jerusalem zugebracht ist, wissen alle Juden,“ so deutet das auf eine lange Zeit, die er zu Jerusalem verbracht hat, und auf eine feste Einwurzelung daselbst. Jerusalem war seine Heimat geworden.

Es ist eine alte Überlieferung, daß das Evangelium des Lukas unter der Leitung des Paulus geschrieben ist. Das Gepräge des Evangeliums von Lukas Hand bestätigt bis in das Einzelnste diese Tradition. Es ist das paulinische Evangelium. So hören wir denn in keinem anderen Evangelium so viel von den Pharisäern und Schriftgelehrten, als in dem des Lukas. Es werden uns Einzelheiten erzählt, die nur in pharisäischen Kreisen bekannt sein konnten. Daß Joseph von Arimathia „nicht gewilligt hatte in ihren Rat und Handel“ (23, 51), hören wir nur in dem Evangelium des Lukas. Schwerlich war das anderen als solchen bekannt, die mit dem hohen Rat enge Beziehungen hatten. Wir hören von Gastmählern in pharisäischen Häusern, zu denen Jesus geladen ward, und was sich dabei begeben. Wir hören eine lange Reihe von Gleichnissen, die Christus im Hinblick auf die Schriftgelehrten und Pharisäer sprach. Es wird sich schwer beurteilen lassen, wie weit Paulus Augen- und

Ohrenzeuge dieser Vorgänge war, deren Kenntnis er dem Lukas vermittelte. Wer mag den Mut haben, mit Bestimmtheit zu behaupten, daß Paulus bei dem Gastmahl des Pharisäers Simon zugegen war, auf welchem das wunderbare Jesuswort über die große Sünderin erklang (Luk. 7, 36 f.)? Und doch — die eigentümliche Anmut und Innigkeit, mit der der Vorgang erzählt wird, eine Reihe von Einzelzügen, die kaum erwähnt worden sein würden, wenn nicht von einem, auf den das Geschehnis einen unauslöschlichen, persönlichen Eindruck gemacht, führen darauf, daß Lukas von einem Augenzeugen inspiriert ward, dem eine hervorragende Beobachtungsgabe ebenso eignete wie eine besondere Anteilnahme des Gemüts. Wer soll den Lukas inspiriert haben? Einer der Jünger? Sie waren schwerlich mit zu dem vornehmen Pharisäer geladen. War Paulus wirklich mit unter denen, die mit ihm zu Tische saßen und bei sich selbst sprachen: wer ist dieser, der auch die Sünden vergiebt? So sprachen solche, deren Verwunderung keine Steigerung mehr erfahren kann. Wer vermag in fremden Seelen so tief zu lesen, daß er für ihre Stimmung einen so malerischen Ausdruck findet? Hat der, der es dem Lukas erzählte, dies Wort der Verwunderung in der eigenen Seele gesprochen?

Ist Paulus bei dem Gastmahl des Pharisäers gewesen, so müßten wir denken, daß der tiefe Eindruck, den er von dem Lehrer aller Lehrer empfangen, ihn dem Herrn nach Galiläa nachgezogen. Denn was Lukas im siebenten Kapitel seines Evangeliums erzählt, ereignete sich in Galiläa. So überraschend uns dies ist, daß Paulus schon damals von dem Sonnenstrahl des Auges Jesu getroffen und von der magnetischen Kraft seines Geistes sollte berührt worden sein, so wahrscheinlich macht es uns ein Zug in der Erzählung des Lukas, den man vielfach zu deuten oder auch wegzudeuten versucht hat. Der Herr spricht von dem Täufer Johannes und hat ihn eben den größten Propheten genannt unter denen, die von Weibern geboren sind (7, 28). „Der aber kleiner ist im Reich Gottes, der ist größer denn er," fügt er hinzu, auf die Zukunft weisend; denn das Geschlecht der Gegenwart ist ärmlich genug. Es ist seiner großen Tage nicht wert. „Wem soll ich die Menschen dieses Geschlechts vergleichen?" fährt der Herr fort. Aber die Rede ist unterbrochen von einer Bemerkung des Evangelisten. Daß die Verse 29 und 30 eine Einschaltung des Erzählers sind, zeigt das sonst

unverständliche: ‚aber der Herr sprach‘ im 31. Verse. Die unterbrochene Rede wird wieder aufgenommen. Wer aber konnte das Bedürfnis einer solchen Einschaltung haben, als der bekehrte Pharisäer Paulus? Es ist ein Stück seiner Lebensgeschichte und klingt wie ein Gewissensurteil wider ihn selbst, wenn er den Lukas schreiben ließ: „Und alles Volk, das ihn hörte, und die Zöllner gaben Gott Recht und ließen sich taufen mit der Taufe Johannis. Aber die Pharisäer und Schriftgelehrten verachteten Gottes Rat wider sich selbst, und ließen sich nicht von ihm taufen.“

Christus befand sich wieder in Jerusalem, als er (Lukas 10, 23 u. 24) von der Sehnsucht der Propheten und Könige des Alten Bundes nach ihm sprach, den die Augen seiner Jünger jetzt sehen. Ein solches Wort mußte einen Israeliten suchenden und sehnsüchtigen Geistes auf das tiefste erregen. Es gab solcher auch unter den Schriftgelehrten. Ein Mann, in dem die Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Leben eine Macht war, erhob sich, um den Herrn zu „versuchen.“ Der griechische Ausdruck deutet darauf hin, daß es ihm nicht darum zu thun war, dem Herrn eine Falle zu stellen, sondern er wollte aus ihm eine Antwort herauslocken, die den Kampf seiner Seele entschiede. Er fragt: Meister, was muß ich thun, das ich das ewige Leben ererbe? Auf die völlig allgemein gehaltene Frage Christi: Wie stehet im Gesetz geschrieben, wie liesest du? giebt der Schriftgelehrte die völlig richtige Antwort und zeigt damit, wie tief und frei er innerlich in den Sinn der Schrift eingegangen ist. Aber das „thue das, so wirst du leben,“ aus dem Munde Christi war wie ein Finger, der sich auf eine schmerzende Wunde seiner Seele legte. Er konnte nicht antworten, wie einer seiner Genossen: „das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf.“ In ihm lebte der Kampf zwischen Geist und Fleisch. Ihm war das Gesetz längst zum „Gebot“ geworden. Er fühlte in sich das „Löcken wider den Stachel.“ Er wußte, daß der Weg zum Leben ihm zum Tode gereichte. Darum „wollte er sich selbst rechtfertigen.“ Der Ausdruck ist paulinisch. Lautet die Erzählung auf Paulus oder einen anderen? Wäre ein anderer als Paulus der fragende Schriftgelehrte, so müßten wir denken, daß Gebärde und Ton der Stimme bei dem Schriftgelehrten verraten hätten, daß er sich selbst rechtfertigen wollte, eine Vorstellung, die, an sich unziemlich, durch den Inhalt der Frage

und die Antwort des Herrn ausgeschlossen erscheint. Inwiefern enthält überhaupt die Frage: wer ist mein Nächster? eine Selbstrechtfertigung? Es wäre die natürliche Frage für einen, der den Weg zu beschreiten gedenkt, den der Herr ihm zeigt, der hungernd und dürstend nach Gerechtigkeit sich nicht auf dem Wege der Gedanken, sondern auf dem Wege des Willens und der That rechtfertigen und gerecht machen will. Daß der griechische Text diese Auslegung zuläßt, wird niemand leugnen. Ist sie richtig, dann ist die Annahme erlaubt, daß Paulus selbst der Schriftgelehrte war, der das Gleichnis vom barmherzigen Samariter hörte und die Aufforderung erhielt: gehe hin und thue desgleichen. Denn die Worte: „er wollte sich selbst gerecht machen," enthalten dann ein Geheimnis persönlichen Lebens, das niemand enthüllen konnte, als der, der es in sich getragen hatte.

Es gab auch in pharisäischen Kreisen Menschen mit höherer Sehnsucht und besseren Impulsen. Man konnte das Wort: „selig ist, der das Brot isset im Reiche Gottes" (Luk. 14, 15) in einer pharisäischen Tischgemeinschaft hören. Es ist ein Wort, vertraulich zum Herrn gesprochen. Und das Gleichnis vom großen Abendmahl, das den Sauerteig pharisäischen Stolzes, der in dem Wort enthalten war, ebenso ausfegt, wie es die Reichssehnsucht des Sprechers im Frieden bescheidet, ist eine vertrauliche Rede, zunächst an den einen gerichtet, und erst am Ende die Lauschenden alle anredend. War dieser eine Paulus? Dann hätte ihm der Herr in dem Gleichnis die Aufgabe seines Lebens gezeichnet. Er ist ja hernach hinausgegangen auf die Landstraßen und an die Zäune, und hat sie genötigt, hereinzukommen.

Vielleicht stehen wir gerade hier vor einer inneren Wandelung seiner Stimmung gegen den Herrn. Christus sprach in diesem Gleichnis unverhohlen die Verwerfung Israels aus. Wollte Paulus Christo nachfolgen, so mußte er in Widerspruch treten gegen alles, was ihm von Natur heilig und teuer war, in Widerspruch gegen das Volk seiner Väter. Unmittelbar nachher steht das Wort: Wer nicht sein Kreuz träget und mir nachfolget, der kann nicht mein Jünger sein (14, 27). Das wollte Paulus nicht. Er wandte sich innerlich von Jesu ab. „Er löckte wider den Stachel."

Die Wogen jüdischer Feindschaft gegen den Gebenedeiten ergriffen auch des Paulus Seele. Er war zwar nicht in jener

nächtlichen Sitzung des hohen Rats, da man Jesum verurteilte. Die Erzählung des Lukas davon enthält nichts, was auf eine Augenzeugenschaft schließen ließe. Aber vielleicht war er unter denen, die Christum vor Herodes führten. Wie anschaulich und psychologisch wahr ist die Erzählung dieses Vorganges bei Lukas. Keinesfalls werden wir bezweifeln dürfen, daß er mit anderen Schriftgelehrten und Pharisäern unter dem Kreuze stand. Er sah die Gestalt des Gekreuzigten und konnte sie hernach den Galatern „vor die Augen malen“ (Gal. 3, 1). Er kannte die Stätte, da er gekreuzigt war, und konnte später schreiben: „Jesus hat gelitten außen vor dem Thor“ (Ebr. 13, 12). Er hat das Wort Jesu über die Töchter Jerusalems gehört, und es ist ihm wohl eine Ahnung kommender Gerichte durch die Seele gezogen. Er hörte das Wort Jesu: „Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun.“ Er sah die Erfüllung des Psalmenwortes: „Sie teilen meine Kleider unter sich und werfen das Los um mein Gewand.“ Er hörte den Spott der Obersten. Hat er eingestimmt? Wir dürfen denken, daß seine Seele dazu zu edel und seine Stimmung zu ernst war. Er las die Überschrift über dem Kreuz: „dies ist der Judenkönig“ und hörte, wie Jesus dem auf das Reich Christi wartenden Schächer eine Wartestätte im Paradies verhieß. Die drei stündige Finsternis am Mittag dunkelt herein. Die unter dem Kreuz stehenden Pharisäer hören erbebend die leise geflüsterte Kunde, daß der Vorhang im Tempel mitten entzwei zerriß. Hat Paulus Golgatha verlassen, um sich von der Wahrheit dieses erschütternden Gerüchtes zu überzeugen? Es fehlen in dem Bericht des Lukas vier Kreuzesworte. Wir wundern uns nicht, daß das Wort Jesu an seine Mutter und an Johannes fehlt. Das wurde leise gesprochen — nur für die beiden. Aber warum fehlen drei der Worte, die in rascher Aufeinanderfolge gesprochen den Triumphgang des Gekreuzigten aus tiefer Verlassenheit bis in des Vaters Hände malen? Kehrte Paulus erst zurück, als der Herr eben sprach: „Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände“? Kam er eben hinzu, als der Heiland der Welt verschied? — Er hörte das Wort des Hauptmanns: „Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch gewesen.“ So hörten die Pharisäer den heidnischen Hauptmann sprechen. Sie hörten nicht, daß er leiser oder zu den Freunden des Heilandes gewendet, hinzufügte; „und Gottes Sohn.“ — Einen Zug erwähnt die Passionsgeschichte des Lukas, der bei den

übrigen Evangelisten fehlt, die Buße der Umstehenden. „Und alles Volk, das dabei war und zusahe, da sie sahen, was da geschah, schlugen sich an ihre Brust und wandten wieder um.“ Wer war geneigt, das zu beobachten, während die Jünger nur den einen Blick hatten für den, der verschieden? Paulus beobachtete den Eindruck des Todes Jesu auf das Volk, zwiespältig und zerrissen in seiner Seele, fürchtend, daß eine ungeheure Missethat geschehen sei, hoffend, daß nun die große Beunruhigung Israels vorüber sei. Es mag aber auch in der Tiefe seines Gewissens nicht an dem verborgenen Seufzer gefehlt haben: „Gott sei mir Sünder gnädig.“ So wandte auch er wieder um.

Noch einmal auf der Richtstätte.

Nie ist auf der Erde so Erschütterndes geschehen, als auf Golgatha geschah. Konnte Paulus dabei stehen, ohne überwunden zu werden? Mußte nicht der sterbende König diesen Starken zum Raube haben? Es wird dem Paulus gewesen sein, als ob ein Licht in seiner Seele auslöschte, als der wunderbare Mann verschied. Aber er war nun tot. Paulus wird gedacht haben, daß die Ruhe und Ehre des auserwählten Volkes seinen Tod erfordert habe. Er hatte ihn geliebt, ohne ihn zu lieben; er hatte ihn gehaßt, ohne ihn zu hassen; er hatte ihm widerstrebt, ohne ihn zu überwinden und von ihm überwunden zu werden. Nun war alles vorüber; die innere Pein kämpfender Widersprüche war am Ende. — Um seines eigenen vermeintlichen Friedens willen, um der Ehre des auserwählten Volkes, um der Macht des Gesetzes willen wird er sich mit aller Kraft seines Willens daran geklammert haben, daß Jesus tot war und tot bleiben werde. Starke Geister wachen über Thatsachen, die ihrem Willen entsprechen, mit blinder Ausschließlichkeit. Gerüchte von der Auferstehung des Herrn werden zu seinen Ohren gedrungen sein. Er hat aber die Gedanken seiner Seele auf die Thatsache seines Todes verwiesen. Das offene Grab und der abgewälzte Stein waren für ihn nicht vorhanden. Mit voller Beflissenheit, von den Grundsätzen eines gebundenen Willens geleitet, suchte er „den Lebendigen bei den Toten.“ So han-

delten ja die Pharisäer überhaupt. Man übersah in bewußter Ablehnung alles, was auf die Auferstehung deutete. Aus Gründen eigner Macht, nicht um des Gewissens willen, hatte man Jesum in den Tod gebracht. So lange er sich nicht öffentlich zeigte als ein Auferstandener, so lange sein Kampf gegen die jüdische Hierarchie nicht von neuem begann, konnte man das rosige Abendgewölk der Geschichte Jesu sich selbst überlassen. Wie wollte man gegen Gedanken kämpfen? Die Pfingstgeschichte war mit ziemlicher Öffentlichkeit geschehen, aber wie wollte man gegen die Begeisterung der galiläischen Männer mit ihrer Anhängerschaft von jüdischen Festpilgern streiten? Man meinte wohl, daß sich die hochgehenden Wogen bald legen würden. War doch der wunderbare Anstifter der Bewegung nun wirklich von der Erde verschwunden und würde sich selbst nach der Meinung seiner Anhänger nicht mehr leiblich zeigen. Daß er vom Himmel her mächtig sein könnte, fürchtete man nicht; denn man hatte es noch nicht erfahren. Wenn es denn nun einmal eine Anzahl Juden gab, die an den gekreuzigten Nazarener als an den Messias glaubten, so war das allerdings eine Sondermeinung, eine verwerfliche, unbegreifliche Sondermeinung. Aber man duldete ja so mancherlei Richtungen, weil man sie nicht bemeistern konnte. Sollte man nicht auch diese dulden können, die sich ja in ihrer Wunderbarkeit das Todesurteil selbst zu sprechen schien? Es gab in Jerusalem eine römische Synagoge, die „Schule der Libertiner." Römische Freigelassene, die von dem Kelch abendländischer Bildung getrunken, hatten sich in Jerusalem niedergelassen. Der Geist Roms ging in Jerusalem um, ohne daß man ihn unmittelbar bekämpft hätte. Es gab eine Schule der Kyrener und Alexandrer. Man konnte das Wehen hellenistischer Gedanken aus den Mauern Jerusalems nicht bannen. Es gab cilicische und andere Juden aus Asien, die die abenteuernden Spekulationen orientalischer Mystik unter den Zinnen des Heiligtum pflegten, und man ließ sie gewähren (Apostelgesch. 6, 9). War es unmöglich, auch eine „Schule der Galiläer" zu dulden? Man duldete sie wirklich, so peinlich den Pharisäern die Wunder und Zeichen waren, die die Apostel thaten, und ihr wachsender Einfluß im Volk sie befremdete, ein Einfluß, der selbst die Priester ergriff, unter welchen manche waren, die auf den Trost Israels warteten. Es gab eine Zeit, da man es nicht für ausgeschlossen erachten durfte, daß die Lehre

des Nazareners die herrschende in Jerusalem werde und die älteren Sekten sich vor der jüngsten unter den Sekten neigten, wie vor Joseph seine Brüder. Der Rat des Gamaliel: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wirds untergehen; ists aber aus Gott, so könnt ihr's nicht dämpfen" (Apostelgesch. 5, 38 u. 39), sanktionierte nur die bisher befolgte Politik der Pharisäer. Nicht Pharisäer, sondern Sadduzäer waren es, die den Kampf gegen die neue Sekte aufnahmen (Apostelgesch. 4, 1 u. 2; 5, 17). Den weltlich gesinnten, und dem Glauben an eine unsichtbare Wirklichkeit abgestorbenen Sadduzäern war es unerträglich, daß an den Namen Jesu sich eine so laute und rückhaltlose Verkündigung der Auferstehung von den Toten knüpfte. Der Anschlag der sadduzäischen Partei aber scheiterte an dem Widerstande der Pharisäer.

Es hat also Tage, ja vielleicht Monate gegeben, da Paulus, dem Schatten der Gedanken Gamaliels folgend, die Meinung in sich pflegen durfte, daß man auf die Entscheidung kommender Tage warten müsse, ehe man das Endurteil über die neue Lehre spräche. Die Eindrücke, die er persönlich von Jesu empfangen, werden in ihm aufgelebt sein. Mit gespannter Seele wird er die Entwickelung der „galiläischen Bewegung" verfolgt haben, so weit es möglich war für einen durch Standesrücksichten gebundenen Mann. Die Ahnung wird ihn ergriffen haben, daß die Geschichte dieser Sekte auch sein Schicksal entscheiden werde.

Gerade in dieser Zeit ist er in den hohen Rat berufen worden. Als Christus in jener nächtlichen Versammlung des Rats im Palast des Hohenpriesters verurteilt ward, war Paulus nicht gegenwärtig, wie wir aus der Erzählungsweise des Lukas meinten schließen zu müssen. Er war damals noch nicht Mitglied des Rats. Bei der Hinrichtung des Stephanus aber „legten die Zeugen ihre Kleider ab zu den Füßen eines Jünglings, der hieß Saulus." Er wohnte der Steinigung als ein Mitglied des hohen Rats bei, als das jüngste vielleicht. Als Ratsherr „half er später den Heiligen das Urteil sprechen, wenn sie erwürget wurden" (Apostelgesch. 26, 10).

Es ist kaum anders zu denken, als daß die ehrenvolle Berufung in eine Körperschaft, deren Amt es war, die Ehre und das Recht des auserwählten Volkes und seiner heiligen Stätte zu wahren, den jungen Pharisäer mit dem tiefen Gefühl der

Verantwortlichkeit erfüllt hat. Die hohe Behörde tagte in der „Quaderhalle", die wenigstens zum Teil innerhalb des Tempelvorhofes lag. Ein Mann wie Paulus hatte dort die lebhafte Empfindung, an „heiliger Stätte" zu sein, und es wird seine Empfindungen mächtig erregt haben, daß die Zeugen von Stephanus sagten: „dieser Mensch höret nicht auf, zu reden Lästerworte wider diese heilige Stätte und das Gesetz" (Apostelgesch. 6, 13). Sein konservativer Sinn war auf das tiefste verletzt, wenn Stephanus wirklich gesagt haben sollte: „Jesus von Nazareth wird diese Stätte zerstören und ändern die Sitten, die uns Moses gegeben hat." Wer ist der Mann, dem solche frevle Rede Schuld gegeben wird? „Und sie sahen auf ihn alle, die im Rat saßen, und sahen sein Angesicht wie eines Engels Angesicht." Ob Niemanden eine Ahnung beschleicht, daß die Gegenwart Gottes, die Dunkelheit des Allerheiligsten im Tempel verlassend, sich nun im Zeugenmut derer spiegelt, die an Jesum glauben? Der engelische Glanz auf dem Antlitz des Stephanus war ein göttliches Zeichen, auf dem wohl kein Auge so sinnend geruht hat als das des Paulus.

Stephanus ist eine Lieblingsgestalt der Kirche. Unter reichlichen Zuflüssen des Geistes von oben wirkend und zeugend reifte er noch jugendlich dem herrlichsten Martyrium entgegen, ein Liebling Gottes und der Menschen, heilig und mächtig durch seinen Glauben, durch den Glanz seines Wirkens für eine Zeit sogar die Apostel überstrahlend, durch deren Handauflegung er zum Diakonen geweiht war. Eine Diakonie im höchsten Stil war sein kurzes Wirken. Durch sein glorreiches Ende aber empfing die Diakonie einen Ehrenkranz, der nicht wieder verwelkt ist.

Menschen von so mächtiger und heiliger Eigenart, wie er, haben keine bewußteren, entschiedeneren Feinde, als die Gelehrten der Schule. Es steht die Demut der Wahrheit gegen den Hochmut vorgefaßter Meinungen, das Leben in unmittelbarer Anschauung gegen das tote Geschwätz der Schule. Die Überlegenheit des Stephanus ist es, um derentwillen die herrschenden Geister in den Schulen ihm die Anklage zurichten.

Wie ein krystallheller Strom fließt vor dem hohen Rat seine Rede dahin. Nicht Gedanken sind es, die er darlegt, sondern Geschichte, die er in großen Zügen entrollt. Ohne sich zu verteidigen, klagt er an. In seinem Munde wird die Ge-

schichte Israels zur Anklage gegen das auserwählte Volk. Wenn man in Selbstgenügsamkeit auf Abraham sich berufen wollte, so war Abraham ein Pilgrim, der aller Selbstgenügsamkeit ledig, das Zukünftige suchte. Rühmte man sich des Joseph, so mochte man auch an den Neid der Brüder denken. Wollte man auf Moses leben und sterben, so ist es Moses selbst, der, über sich hinausweisend, sagt: „Einen Propheten wird euch der Herr, euer Gott, erwecken aus euren Brüdern, gleich wie mich; den sollt ihr hören." Rühmte man sich des salomonischen Tempels, so ist es die Schrift selbst, die über diesen Tempel hinausweist und lehrt, daß „der Allerhöchste nicht in Tempeln wohnet, die mit Händen gemacht sind." Rühmt man sich der Propheten, so hat man nicht nur die Propheten verfolgt, sondern auch den „Gerechten" verraten und gemordet, dessen Zukunft die Propheten verkündigt haben. Rühmt man sich des Gesetzes, so hat man das Gesetz übertreten.

Aufmerksame Bibelleser finden in den Reden und Briefen St. Pauli mancherlei Anklänge an die Rede des Stephanus. Wie Stephanus in der Quaderhalle zu Jerusalem, so sagte Paulus auf dem Areopag zu Athen: Gott wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht. Wie Stephanus sagte: „ihr habt das Gesetz empfangen durch der Engel Geschäfte," so schrieb Paulus an die Galater: „das Gesetz ist gestellet von den Engeln" (Gal. 3, 19). Nach dem Vorbilde des Stephanus hat auch Paulus hernach das Bild der israelitischen Geschichte aufgerollt, wo er in den Synagogen zu Juden sprach. Die Rede des Stephanus, in göttlicher Genialität die Summa des alten Bundes ziehend, alle Vorurteile durchbrechend und doch voll Ehrerbietung gegen die alttestamentliche Offenbarung, frei von allen Deutungen und Umdeutungen Thatsachen beleuchtend, die von selbst redeten, hat auf Paulus einen unvergeßlichen Eindruck gemacht. Die engelische Herrlichkeit des Alten Bundes schien in dem Antlitz des Stephanus noch einmal aufzuleuchten, um einer höheren Herrlichkeit zu weichen. Die Geister weichen dem Geiste Gottes.

Man hat den Stephanus nicht unterbrochen. Seine Rede hatte ihr Ziel erreicht. Er schwieg. Die Bewegung eines überwältigenden Eindruckes ging schweigend durch die Herzen der Hörer. Schweigender Zorn blickte den heiligen Redner von allen Seiten an. Sie „bissen die Zähne zusammen über ihn."

Es war das Todesurteil über den Alten Bund vor dem hohen Rat gesprochen. Der hohe Rat aber sollte dem schauenden Auge des heiligen Geistes in Stephanus folgend auch die überweltliche Herrlichkeit des Neuen Bundes schauen, wie Christus dereinst vor dem hohen Rat gesagt hatte: „Von nun an wird geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels.“ Stephanus sieht voll heiligen Geistes, den zeitlichen Dingen entrückt, die Herrlichkeit Gottes. Er sieht, was Jesajas und Ezechiel sahen. Was er sah, deutete auf Gericht über Israel. Des Menschen Sohn, den Daniel im Geiste sah, sieht er stehen zur Rechten Gottes, als hätte er sich zum Gericht erhoben. Was er sieht, bezeugt er: „Siehe, ich sehe den Himmel offen, und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen.“ Daß das wahr war, was er sagte, sah man an dem Widerschein der Herrlichkeit Gottes auf seinem schauenden Antlitz. Das war mehr, denn das Leuchten auf dem Antlitz des Moses, wenn er aus der Hütte kam, auch mehr als jener engelische Glanz, da er anfing zu reden. Es schien, als begegneten sich die Geistesstrahlen aus dem Inneren des Stephanus mit dem Herrlichkeitsglänzen von oben. Ein Kind des Neuen Bundes, nicht nur berührt, sondern erfüllt vom heiligen Geist, schaut in das Licht seiner Heimat empor.

Der hohe Rat aber empfand die richtende Macht der Worte und das Gesicht des Stephanus. Man erinnerte sich der Verheißung des Nazareners, welche nach den Worten des Stephanus sich zu erfüllen schien. Das war mehr, denn man tragen konnte. Der schweigende Zorn bricht aus. Eine tumultuarische Szene folgt. Im Tumult führt man den Stephanus hinaus vor das Thor der Stadt zur Steinigung. Man konnte ihn nicht richten. Man konnte ihn nur töten — in nahezu bewußtloser Leidenschaft fanatischer Erregung.

Noch heute trägt das Thor an der Ostmauer von Jerusalem den Namen „Stephansthor.“ Aber älter als die Tradition, der dieser Name seinen Ursprung verdankt, ist die andere Überlieferung, daß Stephanus vor dem Nordthor der Stadt, dem heutigen Damaskusthor gesteinigt wurde. Der Hügel über der Grotte des Jeremias, das Golgatha der heiligen Schrift trägt bei den Juden auch den Namen Beth ha-sekilah, Haus der Steinigung. In der Nähe gräbt man eben jetzt eine uralte christliche Kirche

aus, der die Lateiner, denen das Besitztum gehört, den Namen „Kirche des heiligen Stephanus“ gegeben haben. Hier schlafen nach den Inschriften der Grabsteine zu schließen ausschließlich Diakonen. Haben die Geistlichen jener Kirche zu Ehren des Erstlings unter den Diakonen alle Diakonen sein und heißen wollen? — Der Platz der Kreuzigung Christi und der Platz der Steinigung Stephani ist derselbe. Es ist jener schädelartig geformte Hügel vor der Nordmauer von Jerusalem, den ich in meinen Briefen über die Offenbarung St. Johannis beschrieben habe. Sollte man in Jerusalem mehr denn Eine Richtstätte gehabt haben?

Ob der ernste Mann, zu dessen Füßen die Zeugen ihre Kleider niederlegen, an die Sterbestunde des Nazareners denkt? Die Gebetsworte des Stephanus erinnern an die Worte des Gekreuzigten. „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ und „Herr, behalte ihnen diese Sünde nicht,“ spricht er. Das Entschlafen des Erzmärtyrers war so friedlich, weil es im Schatten des Triumphes Jesu geschah.

Ein spanischer Maler, der Gründer der Schule von Valencia, Vincentius Johannes, malte des Stephanus Geschichte in einer Reihe von Gemälden. Eines derselben, das sich vormals in der St. Stephanskirche zu Valencia befand, und das jetzt zu den Schätzen der Königlichen Galerie zu Madrid gehört, stellt die Hinausführung des Märtyrers zur Richtstätte dar. Paulus geht zu seiner Seite, milden Ernst im Antlitz, als hätte der Maler schon die lichten Schatten der kommenden Bekehrung auf seine Züge fallen lassen (siehe Conybeare, The life and epistles of St. Paul pag. 61).

Vielleicht ist der überraschende Gedanke des Malers der Wahrheit entsprechender, als man denkt. Es ist unwahrscheinlich, daß St. Paulus von der tumultuarischen Wut seiner Amtsgenossen sich hätte fortreißen lassen. Eben weil er der einzige Mann war, der ruhig stand in den schäumenden Wogen des Hasses, weil er der Einzige schien, der seiner selbst mächtig war, hielten ihn die Zeugen für den geeigneten Mann, die Verantwortung für die Hinrichtung zu tragen. Mit tiefem, schweigendem Ernst wird sein Auge auf dem Märtyrer geruht haben. Seine Gebetsworte hat er mit lauschender Seele gehört. Es mag nicht ohne Wahrheit sein, was Augustinus sagte: Si Ste-

phanus non orasset, ecclesia Paulum non haberet. „Die Kirche verdankt den Paulus dem Gebete des Stephanus.“

Die düstere Zeit der großen Schuld.

Mit tiefem Grauen seiner Seele hat der große Apostel lebenslang auf die Zeit zurückgeschaut, welche der Hinrichtung des Stephanus folgte. So oft er davon spricht, daß er „die Gemeinde des Herrn verfolgt hat,“ atmen seine Worte rückhaltlose Verurteilung seiner selbst. Er hat die Heiligen verfolget, beide — Männer und Weiber. Nicht nur Männer, sondern auch Weiber hat er in das Gefängnis überantwortet; so leidenschaftlich war sein Eifer, und so sehr verletzte er alle natürlichen Rücksichten. Zarte Frauengemüter waren ja besonders tief von dem neuen Glauben ergriffen, und im Heiligtum der Familien brannte die Flamme der neuen Lehre besonders licht. Er brach in den Frieden der Häuser. Er zerriß Familienbande. Er half das Urteil sprechen. Er drohte wie ein Ungewitter. Er lästerte selbst, ja er suchte die Gläubigen zur Lästerung zu zwingen — ohne Erfolg, was die Zeitform des griechischen Ausdrucks andeutet (Apostelgeschichte 26, 11).

Man könnte meinen, daß er von dem Tumult des allgemeinen Hasses ergriffen worden sei, daß sein besseres Selbst von Leidenschaften übertäubt wurde. Sagt er doch in dem vertraulichen Schreiben an Timotheus (I. 1, 13), daß er „es unwissend gethan habe im Unglauben.“ Aber er war für den mörderischen Sturm seines Unglaubens verantwortlich, wie Israel dafür verantwortlich war, daß sie Jesum getötet, obwohl Petrus sagt: „ich weiß, daß ihrs durch Unwissenheit gethan habt, wie auch eure Obersten“ (Apostelgeschichte 3, 17). Paulus wußte nicht, daß er den „Herrn der Herrlichkeit“ in seiner Gemeinde verfolgte, wie die Obersten nicht wußten, daß es der Herr der Herrlichkeit war, den sie kreuzigten (1. Kor. 2, 8). Aber er war verantwortlich für das, was er that, wenn er auch das Ungeheuerliche seines Verbrechens damals nicht erkannte. Damit steht nicht in Widerspruch und es ist nicht im Sinne einer Entschuldigung gemeint, wenn wir den Worten, die Paulus an Timotheus schreibt (I. 1, 13), entnehmen, daß Paulus auch in

seiner düstersten Zeit dem persönlichen Haß gegen den persönlichen Christus ferner gestanden hat als seine Genossen. Darum „ist ihm Barmherzigkeit widerfahren.“ So leidenschaftlich sein Thun erschien, war er doch mehr von kühler, man könnte sagen sachlicher Erwägung geleitet, als von Leidenschaft. Klare Entschließung eines rücksichtslosen Willens liegt seinem Thun zu Grunde. Die Worte, die er vor Agrippas sprach (Apostelgeschichte 26, 9), deuten mit genügender Klarheit an, daß es ein Prinzip war, das ihn beherrschte, nicht blinde Leidenschaft: „ich meinte auch bei mir selbst, ich müßte viel zuwider thun dem Namen Jesu von Nazareth.“ Die Worte sprechen aus, welcher Gedanke ihn beherrschte und ihn zum Verfolger der Gemeinde machte. Wie Nathanael nahm er Anstoß an dem Namen Jesu von Nazareth. „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ sagte er mit jenem Israeliter ohne Falsch. Er wußte, daß es Schriftgrund hatte, was Stimmen aus dem Volk aussprachen (Joh. 7, 41. 42): „Soll Christus aus Galiläa kommen? Spricht nicht die Schrift, von dem Samen Davids und aus dem Flecken Bethlehem, da David war, solle Christus kommen?“ Im hohen Rat war das Wort gefallen: „Forsche und siehe, aus Galiläa stehet kein Prophet auf“ (Joh. 7, 52). Daß „er soll Nazarenus heißen,“ steht wohl dem Sinne, nicht aber dem Wortlaut nach in den prophetischen Urkunden. Paulus war, wie wir nachweisen durften, nicht unempfindlich gewesen für die Geistesgewalt des heiligen Nazareners. Aber der Name „von Nazareth“ lag für den Schriftforscher wie eine Decke über der Messiasherrlichkeit des wunderbaren Lehrers. Durch diese Decke schauten nur, die da „glaubten.“ Jesus trat je länger je offner mit dem Anspruch auf, der Messias zu sein. War er der Messias, so schien die Schrift zu lügen. Aber logen dann nicht alle Verheißungen? Mit dem Anspruch, der Messias zu sein, ging Christus in den Tod. Wenn Paulus das Leuchten der Messiasherrlichkeit in dem Leiden und Sterben des Wunderbaren schaute, so traf es seine Seele zugleich wie ein Bannstrahl, daß auch über dem Kreuze das „Nazarenus“ stand. Hatte der Sterbende recht, oder die lebende Schrift? Wenn die Schrift nicht recht hatte, dann schien für den leidenschaftlichen, zähen Wahrheitssinn dieses alttestamentlichen Theologen der Boden seiner Zeit und seiner Ewigkeit zu wanken. Die Grundfesten seiner Lebensanschauung erbebten. Es durfte nicht also sein, daß Jesus

der Messias war. Es ist später nicht ohne den Einfluß des Paulus geschehen, daß Lukas die Geburtsurkunde des Heilandes mit der keuschen Wahrhaftigkeit eines Forschers heiliger Geschichte in seinem Evangelium niederlegte. Als Paulus die Gemeinde verfolgte, wußte er nicht, was er später erfuhr, daß Jesus von der jungfräulichen Davidstochter zu Bethlehem geboren sei. Er wußte nicht, daß die Schrift nicht gebrochen war

Menschen eines weltgeschichtlichen Berufs pflegen von starken Ahnungen beherrscht zu sein. Worte Christi hatten, wie wir früher gesehen, der Ahnung Pauli Nahrung gegeben, daß die Volksherrlichkeit Israels an dem Eckstein des galiläischen Meisters zerschellen werde. Seine Ahnung ward bestätigt durch die Geschichte und Worte des Stephanus vor dem hohen Rat. Wirklich große Menschen haben immer eine lebhafte Empfindung für die Geistesgröße andrer. Es hat dem Paulus nicht an sympathischen Empfindungen für Stephanus gefehlt. Dennoch hat er mit leicht erkennbarer Absichtlichkeit den Lukas schreiben lassen: „Saulus aber hatte Wohlgefallen an seinem Tode." Er war damals davon überzeugt, daß ein Mann sterben müsse, der der Herrlichkeit des auserwählten Volkes im Namen eines Unsichtbaren das Todesurteil gesprochen hatte.

Die Hinrichtung des Stephanus entfesselte den jüdischen Fanatismus. Eine große Verfolgung erhob sich über die Gemeinde zu Jerusalem. Niemand unter den Christen durfte wagen, an die Bestattung des großen Diakonen zu denken. Die Gemeinde war wie eine verscheuchte Herde. Da ereignete sich ein Vorgang, der an die Bestattung Jesu in dem Grabe eines Reichen erinnerte. Die „gottesfürchtigen Männer," die den Stephanus feierlich bestatteten und eine große Klage über ihn hielten, waren nicht Christen, sondern Juden von dem Sinn und Geist eines Nikodemus und eines Joseph von Arimathia. Solche Macht hatte die neue Lehre gewonnen, daß man das wagte. Paulus spürte aufs neue die Gewalt des Nazareners. Entweder der Nazarener oder die Schrift, entweder das auserwählte Volk oder der Unsichtbare — wird er gedacht haben. Die Gemeinde Jesu durfte nicht mehr leben. Er entschloß sich, alles zu ihrer Zerstörung zu thun. Er kämpft einen titanenhaften Kampf im Namen der Schrift gegen den, der sie erfüllt, im Namen des Volkes der Wahl gegen den erhöhten Messias — fürwahr ein düstres Schauspiel. Finstre Schatten lagerten sich über die Seele des Ver-

folgers. Die eisige Entschlossenheit seines Willens vermochte die Leidenschaftlichkeit seiner Empfindungen und die Unruhe seines Gewissens nicht zu bannen. Denn der, gegen dessen Wiederschein in der Gemeinde er kämpfte, hatte einen Strahl seiner Herrlichkeit in die Seele des Paulus selbst geworfen. Paulus „löckte wider den Stachel" mit seinem schauerlichen Thun.

Vielleicht war niemals ein Mensch in einem tieferen Zwiespalt seiner Seele, als Paulus in jener Zeit. Er tötete die Heiligen und meinte, er „thue Gott einen Dienst damit." Dabei vermochte er den Unsichtbaren nicht zu hassen, gegen den er kämpfte. Er kämpfte für die heilige Welt väterlicher Traditionen; aber er kämpfte gegen einen, der heiliger war, als diese heilige Welt. Seine starke Seele war ganz gebunden in der Liebe zur Hoffnung Israels. Und diese Liebe machte ihn zum Verstörer. Er wollte den Einfluß des Nazareners zu Schanden machen, und doch vermochte er das verborgene Mahnen des Unsichtbaren in seiner eignen Seele nicht auszutilgen.

Er wird in dieser Zeit besonders einsam gewesen sein. Er war nie ein Mann der großen Menge. Der unverständige, haßerfüllte Fanatismus seiner Genossen wird ihn geängstigt und verletzt haben. Vielleicht fällt in diese Zeit ein Ereignis seines persönlichen Lebens, das nirgends in der Schrift erwähnt wird, an das nur unsre Vermutung rührt. Die Mitglieder des hohen Rats mußten verheiratet sein. Paulus aber lebte später in ehelosem Stande. Ist das Weib seiner Jugend gestorben — vielleicht gerade damals? Dann wäre er verwundet und einsam gewesen auch in seinen persönlichen Empfindungen. Wir würden begreifen, daß sich seine einsame Seele mit um so ungestümerer Inbrunst an die wankenden Säulen israelitischer Volksherrlichkeit klammerte. Wie oft sog auch sonst ein leidenschaftlicher Wahn Nahrung aus persönlichen Verlusten.

Auf der Straße nach Damaskus.

Es gehört zu den Wundern der göttlichen Vorsehung, daß Paulus durch seine Verfolgung der Gemeinde dazu helfen mußte, daß das Evangelium von den aus Jerusalem flüchtigen Jüngern des Herrn gepredigt ward, wie Christus geboten hatte, „in ganz

Judäa und Samaria" (Apostelgesch. 1, 8 und 8, 1). Wider Willen und ohne Wissen diente der Verfolger schon damals der Aufgabe, zu der ihn Gott ersehen hatte. Der Diakon Philippus predigte in Samaria mit sichtbarem Erfolg. Auf der Straße nach Gaza wurde ein äthiopischer Proselyt von Philippus getauft. Cäsarea an der Grenze von Samaria und Galiläa sah die Boten des Evangeliums. Die Juden in Phönizien und Cypern und im syrischen Antiochien (Apostelgesch. 11, 19) hörten aus dem Munde von Flüchtlingen die Botschaft vom Messias. Schwerlich wird man im hohen Rat von dem Siegesgang des Evangeliums völlig unterrichtet gewesen sein. Es waren nur die nächst Jerusalem gelegenen Städte, in die der Eifer des Paulus die Anhänger Jesu verfolgte (Apostelgesch. 26, 11). Was brachte ihn darauf, Briefe an die Synagogen von Damaskus vom hohen Rat zu fordern? Es war ja nicht mehr als eine Vermutung, daß sich dort Anhänger des Nazareners finden würden (Apostelgesch. 9, 2). Und worauf gründete sich diese Befürchtung?

Mitten in den Felsendistrikten von Arabien hatte sich unter den Königen der Aretasdynastie eine nicht unbedeutende Handelsstadt erhoben, Petra, die Felsenburg. Die Stadt vermittelte den Verkehr zwischen dem Roten Meer und den Häfen des Mittelmeeres. Eine Königstochter von Petra hatte Herodes Antipas, der Mörder des Täufers Johannes, um seiner Schwägerin willen verstoßen. Diese dem Könige angethane Schmach veranlaßte Mißhelligkeiten und Kriege, in die sich später auch die Römer mischten. Damaskus war in diesen Wirren besonders stark beteiligt. Die starke und mächtige Judenschaft von Damaskus aber ergriff die Partei des Aretas — aus religiösen Gründen gegen den Mörder des großen und heiligen Johannes, dessen volkstümliche Wirksamkeit nach seinem Tode ihre Wellen weiter und weiter warf. Man konnte im hohen Rat wohl meinen, daß diese Bewegung unter den Juden zu Damaskus mit einer Hinneigung zu der Lehre des Nazareners im Zusammenhang stehe. Es war also eine weittragende Aufgabe wichtigster Art, zu deren Vollbringung Paulus nach Damaskus gesandt wurde.

Wenn er mit seinen Begleitern die Straße nach Sichem zog, so konnte er, nachdem er das Damaskusthor verlassen, beinahe mit einem Blick die Richtstätte Jesu und den Tempel übersehen. Soll das Heiligtum auf dem Berge Zion siegen, oder Golgatha? — Er zog die Straße, die Jesus so oft gepilgert,

von Jerusalem nach Galiläa. Wir wissen nicht, ob er den Jordan im Norden oder im Süden des Sees Genezareth überschritt. Aber sein Auge hat auf dem stillen See geruht, dessen glänzendes Becken das barmherzige Wirken Jesu gesehen. Es ist unmöglich, daß Paulus mit gleichgültiger Seele die Geburtsstätte der Bewegung durchzogen, deren Geisteswellen zu bekämpfen er ausgezogen. Stillere Gedanken und vielleicht eine Ahnung werden sich seiner bemächtigt haben, als zöge er einer Wendung seines Geschicks und einer Lösung aller Rätsel entgegen, die seine Seele quälten. Am Fuß des von Schnee schimmernden Hermon zieht er dahin, jenes „Turmes des Libanon, der gen Damaskus schauet" (Hohes Lied 7, 4). Felsenhügel und zerklüftetes Gestein wechseln mit staubigen Ebenen. Durch diese Wüste zog einst Elias nach Damaskus, um den Hasael zum König über Syrien zu salben (1. Kön. 19, 15). Hier bewegte die Seele des Elias das Wort des Herrn, daß siebentausend in Israel sollten überbleiben, die ihre Kniee nicht gebeugt vor Baal. Hier fand er den Elisa, den Propheten an seiner Statt. Glich der Eifer des Saulus dem Eifer des Elias, und war Saulus auf Gottes Wegen, wie jener?

Es war eine mühsame Reise. Soweit das Auge blickte, die unter Sonnenstrahlen brennende Wüste. Das Gestein warf das Feuer zurück, und die Seelen der Reisenden verlangten nach dem Ende der Fahrt. Wie eine grünende Insel in flammendem Meere taucht am fernen Horizont Damaskus auf, das „Paradies der Erde," wie es wohl von solchen genannt wurde, die nach mühseliger Wanderung durch heiße Steppen jene reich bewässerte Hochebene betraten, auf der Damaskus liegt mit seinen Obstgärten und seinen Orangenhainen. Im heißen Orient waren die kalten Gebirgswässer von Damaskus berühmt (2. Könige 5, 12). Die grünende Pracht mitten in unwirtlicher Wüste schaute den Wanderer so lebhaft an, daß ein römischer Kaiser im Überschwang dieser Empfindung Damaskus das „Auge des Orients" nannte.

Hier im Anblick von Damaskus ist ein Ereignis geschehen, das den göttlichen Keim für eine ganze Welt von Wirkungen in sich trug. Nächst der Passion und der Auferstehung unsers hochgelobten Heilandes giebt es keine Thatsache der Geschichte, die an Wichtigkeit mit der Bekehrung des Paulus verglichen werden dürfte. Sie war nicht die Folge einer allmählichen

Entwicklung, sondern geschahe „plötzlich.“ Sie war ein schöpferischer Akt Jesu, der die Heiden durch diesen leidenschaftlichen Liebhaber des Gesetzes, durch diesen stolzen Anwalt der Vorrechte Israels zum Reiche Gottes rufen wollte. Über den dunkeln Tiefen der Seele Pauli aber hatte schon lange der Geist Gottes geschwebt, ehe Gott über ihn sprach: es werde Licht.

Wer die flammende Glut der Mittagssonne im Orient kennt und sich den flimmernden, blendenden Glanz über der Steppe vergegenwärtigt, durch die Paulus mit seinen Begleitern dem nahen Ziele entgegenzog, der weiß, welche überwältigende Macht in jenem Lichtschein lag, der heller als die Sonne Paulum und seine Begleiter umleuchtete. Es war kein natürliches Licht, sondern ein Strahl jenes Lichtes, von dem alles geschaffene Licht ursprünglich herkommt. Mit der Betonung und Erregung der Seele, wie man etwas Unvergeßliches erzählt, sagt Paulus zu dem König Agrippas: „Mitten am Tage, lieber König, sah ich auf dem Wege, daß ein Licht vom Himmel, heller denn der Sonne Glanz, mich und die mit mir reiseten, umleuchtete“ (Apostelgesch. 26, 13). Das Licht umleuchtete auch seine Begleiter, aber es „umblickte“ ihn sonderlich (Apostelgesch. 22, 6). Was für seine Begleiter nur eine unverstandene schreckhafte Erscheinung war, das war für ihn eine lebendige, geistliche, ja persönliche Macht. Er allein hörte aus dem Lichtstrom, der ihn umhüllte, hell und deutlich die Stimme, die auf Hebräisch zu ihm sagte: Saul, Saul, was verfolgest du mich. Auch seine Begleiter waren erschreckt zu Boden gefallen. Aber nur er war von dem himmlischen Lichte so geblendet, daß er erblindete. Das Licht hatte ihn sonderlich angeblickt.

Wie ein blendender Blitzstrahl die dunkle Nacht erhellt, so erhellte das blitzartige, im Lichtschleier verhüllte Nahen Christi die Nacht Pauli und seiner Seele. Jesus von Nazareth ist's, den er zu verfolgen meinte. In Wirklichkeit hat er den Herrn der Herrlichkeit verfolgt. Er „löckte bis dahin wider den Stachel.“ Er sieht jetzt, daß es eine Unmöglichkeit ist, gegen den Allmächtigen im Widerspruch zu verharren. Blitzartig hat sich die Umwandlung in ihm vollzogen. Er fühlt sich in der Gewalt eines Stärkeren. Er fragt seinen „Herrn,“ was er thun soll. Willensstarke Naturen suchen die Sühne ihrer Irrungen stets im Thun. Die Sehnsucht Pauli spannt sich in mächtiger

prophetischer Ahnung nach einem Thun, das das Gegenspiel seines bisherigen Strebens sein wird.

Nie hat jemand seine Bekehrungsgeschichte mit so lebendiger Ergriffenheit und keuscher Wahrhaftigkeit erzählt, als Paulus die seinige. Mit warmem Danke gegen die göttliche Fügung, die uns neben dem sachlichen Berichte des Lukas die unnachahmliche Darstellung dieses königlichen Ereignisses aus Pauli eigenem Munde erhielt, bekennen wir, daß es kein Ereignis der heiligen Geschichte giebt, von der Passion und Auferstehung Christi abgesehen, über das wir so völlig unterrichtet sind, als über das, was auf dem Wege nach Damaskus sich begab. Wie für Paulus selbst ist auch uns dieses Ereignis ein neuer, unerschütterlicher Beweis der Auferstehung Christi (1. Kor. 15, 8). Dem Apostel der Heiden ersetzte diese Erscheinung des Herrn alle jene Erscheinungen des Auferstandenen, deren die übrigen Apostel teilhaftig geworden, ebenso wie alle Lichtblicke seiner Gottheit, die die vertrautesten unter seinen Jüngern schauen durften. Wenn Paulus hernach an die Kolosser schreibt (2, 9): „in ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig," so ist das kein Gedanke seiner Spekulation, sondern eine Erinnerung der ähnlich, welche den heiligen Johannes schreiben ließ: „wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit" (Joh. 1, 14). Die ganze Christologie des Paulus war eine Entfaltung dessen, was er vor Damaskus von der göttlichen Herrlichkeit des Wunderbaren gesehen, den er bis dahin im Unglauben den Nazarener nannte.

In Damaskus.

Erblindet, das Gefühl seiner völligen Ohnmacht in sich tragend, wird Paulus nach Damaskus geführt. Er hört die Quellen rieseln, die die Umgebung von Damaskus zur grünenden Oase machen. Aber er sieht nichts von der prangenden Schönheit. Sein inneres Auge sieht noch den Wiederschein der leuchtenden Erscheinung vom Himmel. In einem andern Sinne als die Jünger, die vom „heiligen Berge" kamen, siehet er niemanden, als „Jesum allein." Aber er sieht ihn nur als

den Gewaltigen, der ihn mit seinem allmächtigen Lichte überwunden und geblendet. Von seiner Gewalt erwartet er die Entscheidung seines Geschicks.

Die drei Tage, die er fastend im Hause Juda's, seines Gastfreundes, zubringt, waren Tage des inwendigen Wartens. In anderm Lichte erscheint seinem Geiste nun das Kreuz auf Golgatha und das dereinstige Gerücht von der Auferstehung des Gekreuzigten, in anderm Tone erklingen seiner Erinnerung die Worte, die er dereinst von den Lippen des Herrn hörte. Er verstand jetzt die volle Wirklichkeit des Gesichts, das Stephanus im heiligen Geist gesehen hatte. Daß sich der Himmel öffnen und die blendende Herrlichkeit des Nazareners ergießen kann wie einen Lichtstrom, das hatte er selbst erfahren. Er wußte jetzt, an wen die Gemeinde glaubt, die er verfolgt hat. Wie soll es enden, daß er in sündlichem Eifer den Herrn der Herrlichkeit schmähte und verfolgte. Die Spannung der Erwartung, der peinliche Schmerz des Schuldgefühls verbunden mit einer nie vorher gekannten Sehnsucht nach Heil und Frieden von Gott löst sich im Strom des Gebets. „Siehe, er betet,“ sagte der Herr zu Ananias, um ihm Vertrauen einzuflößen zu dem gewaltigen Mann, der gebrochen in seiner natürlichen Kraft seine Seele ausströmen lässet in das Davidische: „an dir allein habe ich gesündigt.“ Im Gesicht hat Paulus einen Mann zu ihm hereinkommen sehen und die Hand auf ihn legen, daß er wieder sehend werde. Er hat so erfahren, daß ein Jünger Jesu dazu bestimmt sei, den Bann von ihm zu nehmen, ja er hat in gottgeoffenbarter Voraussicht gewußt, daß dieser Jünger Ananias heiße. Er nennt ihn später vor den Juden zu Jerusalem „einen gottesfürchtigen Mann nach dem Gesetz, der ein gut Gerücht hatte bei allen Juden, die daselbst wohneten“ (Apostelgesch. 22, 12). Wir erhalten daraus den Eindruck, daß es in Damaskus damals noch keine Gemeinde Jesu gab, die sich von der Synagoge getrennt hielt. Nur einzelne Jünger innerhalb der Judenschaft hatten die Erkenntnis gewonnen, daß „Jesus sei der Christ.“ Es ist eine dem Propheten Jesajas entnommene Ausdrucksweise, wenn Ananias Jesum „den Gerechten“ nennt (Apostelgesch. 22, 14, vergl. Jesaj. 53, 11). Der Gegensatz zwischen Altem und Neuem Bunde war in Damaskus noch nicht aufgewacht.

Ananias war ein frommer Jude, der an Jesum glaubte —

geeignet, das Vertrauen des Paulus zu gewinnen. Er teilte mit Paulus dieselben Voraussetzungen. Um so freudiger überrascht uns das Wort, das er im Namen des Weltheilandes zu Paulus sagt: „Du wirst sein Zeuge zu allen Menschen sein des, das du gesehen und gehöret hast“ (Apostelgesch. 22, 15). Wie weit und groß ist dies Wort, so groß und weit wie das nunc dimittis des greisen Simeon. Wir sehen, das wahre Judentum ist ökumenisch. In einfältigem Gehorsam des Glaubens hat sich Ananias das Wort des Herrn angeeignet: „Dieser ist mir ein auserwählt Rüstzeug, daß er meinen Namen trage vor den Heiden und vor den Königen und vor den Kindern von Israel.“ Hatte der Gegensatz zwischen dem Bilde des bisherigen Verfolgers und des dereinstigen Vertrauensmannes Jesu für das Gefühl des Ananias etwas Überraschendes; hält er beides für unvereinbar, so erscheint es ihm wie ein Entgelt der Zukunft Pauli an seine Vergangenheit, wenn der Herr sagt: „ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen.“ Der die Gemeinde des Herrn hatte leiden machen, wird nun selbst leiden um des Herrn willen.

Einfältig und hehr ist das Christentum des Ananias. Er ist eine jener patriarchalischen Gestalten, wie deren die Jugendjahre der Kirche zierten. Es ist kaum zu denken, daß sein Glaube aus abgeleiteten Quellen stammt. Er wird bei dem Pfingstfest in Jerusalem gewesen sein, hat die „großen Thaten Gottes“ aus dem Munde der mit dem heiligen Geist getauften Apostel gehört, hat der Predigt des Petrus gelauscht, hat am Tage der Ausgießung des heiligen Geistes selbst die Taufe empfangen und mit ihr die Gabe des heiligen Geistes. Darum ist sein Christentum so einfältig, ursprünglich und seiner selbst gewiß. Darum weiß er sonder Zweifel, daß Paulus in der Taufe werde mit dem heiligen Geist erfüllet werden (Apostelgesch. 9, 17). Ja seine Worte an Paulus sind eine freie Wiedergabe und Anwendung der Worte, die Petrus am Pfingsttage zu dem versammelten Volk sprach. — Wenn Petrus sagte: „thut Buße,“ so klingt in den Worten des Ananias deutlich der Bußruf: „Gott unsrer Väter hat dich verordnet, daß du seinen Willen erkennen solltest, und sehen den Gerechten und hören die Stimme aus seinem Munde.“ Paulus hatte bis dahin den Willen Gottes nicht erkannt — durch seine Schuld. Es war seine Schuld, daß er eine andre Gerechtigkeit suchte als die des allein

„Gerechten.“ „Lasse sich ein jeglicher taufen zur Vergebung der Sünden,“ hatte Petrus gesagt. Und Ananias sprach: „Und nun, was verzeuchst du? Stehe auf und laß dich taufen, und abwaschen deine Sünden.“ „Auf den Namen Jesu Christi“ sollte man sich am Pfingstfest taufen lassen. Und Ananias fordert Paulum auf, „anzurufen den Namen des Herrn.“

Wie traulich legen sich die Hände des treuen Mannes auf das Haupt des großen Apostels. Und „es fiel von seinen Augen wie Schuppen“ heißt es, ein eigenartiger Ausdruck, der, dem Griffel des Arztes Lukas entstammend, wohl mehr ist als eine rein bildliche Redeweise. Paulus war mit einer Blindheit geschlagen gewesen, die als eine Decke seine Augen verfinsterte. Die Decke löste sich wie in fallende Schuppen unter der Handauflegung des Ananias. Wir mögen dabei ebenso an die Decke uns erinnern, mit der Mose sein Antlitz verhüllte, wenn er aus der Hütte kam, als der Decke gedenken, die vor dem Herzen Israels hängt, bis sie sich bekehren (2. Kor. 3, 13—16).

Der erste Blick des Paulus fiel auf das milde Antlitz des Ananias. Wie freundlich hatte es geklungen, als Ananias zu ihm sagte: „Saul, lieber Bruder, siehe auf.“ Wie mild glänzte jetzt die Liebe aus dem Auge dieses Mannes. Paulus sahe hier auf menschlichem Antlitz den Wiederschein der wesentlichen Herrlichkeit des Nazareners. Der Geist Jesu offenbarte sich ihm als ein Geist der Liebe. Die Taufe, die er von Ananias Händen empfing, war wohl nur ein „stilles sanftes Sausen,“ aber er hat in seiner Taufe durch Gottes Geist erfahren, was er in der unnachahmlichen Kunst seiner anschaulichen Sprache im Römerbrief 6, 3—5 schildert. Da er „auf Jesum Christ“ getauft wurde, ward er „auf seinen Tod“ getauft. Den für die Sünde der Welt gestorbenen Heiland sah er im Geiste, da der Name Jesu Christi über ihm genannt ward. In ihm war er so völlig gestorben nach seiner ganzen ererbten und erlebten Vergangenheit, daß ihm seine Taufe erschien wie ein „Begräbnis in Christi Tod.“ In diesem Grabe aber walteten mehr Lebenskräfte, als in seinem ganzen bisherigen Leben. Das Grab des Auferstandenen war das Symbol seines geistlichen Grabes. Er fühlte die keimende Kraft der Auferstehung in sich, die Pflanze eines Lebens aus Gott. So erhob er sich, zu neuem Leben erstanden. Die Zeit des Fastens war zu Ende; denn der Bräutigam war bei ihm (Luk. 5, 34). Still verlebt er einige trauliche Tage hoch-

zeitlicher Freude bei den Jüngern des Herrn zu Damaskus. Dann aber „predigte er Christum in den Schulen, daß derselbe Gottes Sohn sei," und brachte damit ein Erstlingsopfer seines Apostolats. Für die Juden zu Damaskus hatte die plötzliche Umwandelung dieses Mannes etwas Entsetzen erregendes, beinahe Gespenstisches.

Nicht lange ist seines Bleibens in Damaskus gewesen; er „zog hin in Arabien" (Gal. 1, 17). Paulus sagt in Beziehung auf diesen Hingang in eine weltentlegene, unbekannte Gegend: „ich besprach mich nicht mit Fleisch und Blut" (Gal. 1, 16). Hätte er sich mit Fleisch und Blut besprochen, so wäre er nicht nach Arabien gegangen, sondern nach Jerusalem zurückgekehrt. Noch drei Jahre später konnte er meinen, daß die Thatsache seiner Bekehrung seine Brüder nach dem Fleisch von der Wahrheit des Zeugnisses Jesu überzeugen werde (Apostelgeschichte 22, 17—21). Wie viel mehr hat er dies unter dem unmittelbaren Eindrucke seiner wunderbaren Umwandelung gemeint. Neubekehrten erscheint die Bekehrung der Welt leicht. — Wir haben schwerlich eine genügende Erkenntnis davon, wie unzerreißbar die Bande der Liebe waren, die den großen, durch und durch konservativen Mann an die Stadt „des großen Königs" banden Aber der Geist Jesu hieß ihn heimatlos sein, wie jenen, dem der Herr sagte: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege" (Luk. 9, 58). — Es hat dem pflichtgetreuen Mann gewiß am Herzen gelegen, dem hohen Rat einen ordnungsmäßigen Bericht zu erstatten über die Unmöglichkeit, seinen Auftrag zu vollbringen. Er mußte aber „die Toten lassen ihre Toten begraben" (Luk. 9, 60). — Manches Band der persönlichen Liebe und Dankbarkeit hat ihn an Freunde in Jerusalem gebunden. Wir denken vor allem an Gamaliel, seinen verehrten Lehrer. Wir dürfen vielleicht an Männer wie Nikodemus und Joseph von Arimathia denken. Aber er durfte „keinen Abschied machen mit denen in seinem Hause." Das Wort Jesu galt ihm: „wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes" (Luk. 9, 62). — Es hätte ihm auch nahe gelegen, eine Berührung mit den Aposteln zu Jerusalem zu suchen Wenn er wirken sollte, mußte ihm ihre Anerkennung von Wert sein. Aber er sollte ganz ein Kind des Geistes Jesu werden.

Darum wurde er vom Geiste des Herrn in die Felseneinöde Arabiens geführt. Niemand sollte ihn lehren, als der Herr allein. Der Herr wollte sich sein auserwähltes Rüstzeug selbst bereiten.

In Arabien.

Der Hingang des Apostels nach Arabien und der Aufenthalt daselbst bieten auf den ersten Blick ein fast undurchdringliches Geheimnis. Warum bricht er seine eben in Damaskus begonnene Thätigkeit so rasch und jählings ab? Es ist nicht ersichtlich, daß er in Damaskus damals schon verfolgt worden wäre. Die Juden hatten kaum Zeit gehabt, aus ihrem Entsetzen und Staunen zu erwachen. Da war Paulus aus Damaskus verschwunden. Hat ihn das Bewußtsein geleitet, daß er der Stille bedürfe, um die gewaltige Aufregung seines Innern zu bemeistern? Wir merken nichts von einer Erregung bei ihm. Erregung würde ihn überallhin eher geführt haben, als nach dem einsamen Arabien. Oder war es der Hang aller tiefangelegten Naturen nach der Einsamkeit, der ihn trieb? Er war, da er selbst sagt, er „habe sich nicht mit Fleisch und Blut besprochen," gewiß nicht geneigt, dem Hange seiner Natur nachzugeben. Oder wollte er den im peträischen Arabien wohnhaften Juden predigen? oder den arabischen Beduinen? Wir wollen es nicht in Abrede stellen, daß er es gelegentlich gethan hat. Um so gewisser ist es, daß die Verkündigung des Evangeliums nicht die Absicht war, die ihn nach Arabien führte. Damaskus hätte ihm dazu viel reichlichere Gelegenheit gegeben, um so mehr als damals infolge der politischen Verhältnisse ein starker Zuzug arabischer Juden nach Damaskus bestand.

Es bleibt nur übrig, seinen Hingang nach Arabien von allen menschlichen Beweggründen losgelöst zu denken und lediglich auf göttlichen Einfluß zurückzuführen. Wie der Evangelist Philippus „vom Geist des Herrn hinweggerückt wurde und erfunden ward zu Asdod" (Apostelgesch. 8, 39. 40), so mag dem Apostel geschehen sein. Der Geist des Herrn führte ihn nach Arabien. Es sollten ihm, dem spätgeborenen Apostel, die Jahre des persönlichen Umgangs mit Christo ersetzt werden, deren die übrigen

Apostel gewürdigt waren. Wirklich fallen auf seinen Aufenthalt in Arabien zwei bis drei Jahre (Gal. 1, 18), der Zeit entsprechend, welche die Jünger des Herrn die Anweisungen ihres Meisters genießen durften. Damit stimmen die mehrmaligen Aussagen des Apostels, daß er Auskunft über bestimmte Dinge vom Herrn selbst empfangen. Eine Äußerung, wie die im Galaterbrief (1, 12): „ich habe das Evangelium von keinem Menschen empfangen noch gelernt, sondern durch die Offenbarung Jesu Christi,“ erhält ihre Erklärung durch die mit den Schleiern des Geheimnisses bedeckte Zeit in Arabien.

Schon der Ausdruck „Arabien“ ist mancherlei Deutungen ausgesetzt. Man nannte auch die Wüste, die sich im Südosten an die Gefilde von Damaskus anschloß, Arabien. Ja einzelne Schriftsteller schließen Damaskus samt dem Libanon in den Begriff von Arabien ein. Diese moderne gelegentliche Bezeichnung abendländischer Gelehrten der damaligen Zeit ist wenig bestimmter, als wenn wir heute vom Orient reden. Man begriff unter Arabien die wundersame Welt des Morgenlandes, wie sie dem Abendländer fremd und eigenartig entgegentrat. Einen so losen Begriff konnte Paulus mit dem Worte „Arabien“ nicht verbinden. Es ist unmöglich, aus seinen Worten nur eben herauszulesen, daß er etwa in die südöstliche Umgebung von Damaskus ging. Wie wäre auch ein längerer Aufenthalt in jenen öden, sandigen Steppen möglich. Für Paulus war Arabien das Arabien der Alten, die Arabia petraea, jenes wunderbare Gebirgsland, an dessen nördlicher Grenze sich die Residenz des Aretas erhob. Die Felsenstadt Petra war nach den Angaben des Strabo nur vier Tagereisen von Jericho entfernt. In den Landschaften südlich von Petra werden wir Paulum suchen dürfen. Hier folgte er im Geist den Fußspuren des nach Kanaan pilgernden Israel. Er sah im Geist die hehre Gestalt des Moses, des „geduldigsten unter den Menschen,“ der „treu war in seinem ganzen Hause.“ Heilige Entschlüsse zur Treue durchzogen auch seine Seele. Wie Israel auf Mose getauft war „mit der Wolke und mit dem Meer,“ so war er auf Christum getauft mit den Wassern von Damaskus und dem Geist aus der Höhe. Auch er aß „geistliche Speise“ in der Wüste und „trank von dem geistlichen Fels, der mitfolgte, welcher war Christus.“ Die eigenartigen Ausdrücke, mit denen der Apostel 1. Kor. 10, 1—5 die Geschicke Israels unmittelbar in ihre neutestamentliche Erfüllung umdeutet, lassen

auf persönliche Erlebnisse geheimnisvoller Art schließen, in deren Lichte er die alttestamentlichen Dinge schaute. Er wandelte auf den Gebeinen seiner Väter, die niedergeschlagen waren in der Wüste um ihre Schuld und Verstockung. So hielt auch ihm die einsame Wüste eine Bußpredigt, die er den Korinthern in gewaltigem Ernste wiedergab (1. Kor. 10, 6—13).

Daß er auch am Sinai war, scheint mir aus einer Notiz im Galaterbriefe hervorzugehen. Paulus sagt (4, 25): „Hagar heißet in Arabien der Berg Sinai." Diese Worte erscheinen so seltsam, daß man eine Verderbnis des griechischen Textes vermutet hat, wie denn auch manche Handschriften einfach lesen: der Berg Sinai liegt in Arabien. Es findet sich nirgends sonst eine Äußerung, daß die Araber den Berg Sinai nach ihrer Stammmutter „Hagar" nannten. Aber ist das an sich so unwahrscheinlich? Die Felsen des Serbâl, einer fünfgipfeligen Zinne des Sinaigebirges, sind bis in die höchsten Höhen hinauf mit aramäischen Inschriften besät. Auch sonst finden sich reichlich Inschriften aus jenen Jahrhunderten in der Umgebung des Berges, sodaß der Gedanke nicht fern liegt, daß der Berg den aramäisch redenden Arabern des Reiches von Petra heilig war. Wäre es so ganz unwahrscheinlich, daß der Berg bei den ismaelitischen Beduinenstämmen der Halbinsel den Namen der Hagar trug? Spielt doch auch in den deutschen Alpen die Phantasie der Gebirgsbewohner in der Benennung der Berge. Giebt es doch auch in der Schweiz eine „Jungfrau." Sollte es der national und religiös erregten Phantasie der Wüstenbewohner unmöglich gewesen sein, eine Bergesgestalt mit dem Andenken an die Stammmutter des Geschlechtes zu umweben? Aber nur jemand, der längere Zeit unter ihnen lebte, konnte davon wissen. Die Worte: „Hagar heißet in Arabien der Berg Sinai" sind im Munde des Apostels nicht eine wissenschaftliche Bemerkung, sondern eine Erinnerung an das, was er persönlich in der einsamen hehren Umgebung des Sinaigebirges erfahren. Den Geist der Erinnerung atmet der Vergleich zwischen Hagar der Magd und Jerusalem der Freien, den Sinnbildern beider Testamente. Es giebt kaum etwas in den Briefen des Apostels, das uns so fremdartig anmutet, wie das, was er Gal. 4, 21—31 schreibt. Aber wir verstehen es, wenn es ein aus der Erinnerung auftauchendes Gedankenbild seiner damaligen Meditationen ist. Der Duft einsamen Denkens liegt darüber. Im Geräusch moderner

Tage versteht man derlei Gedankengänge schwerer. Das Geschick der Hagar und ihres Geschlechts, das er in den Wüstenbewohnern vor Augen hatte, ließ ihn der Kinder seines Volkes zu Jerusalem gedenken. Im Geiste zog er eine Linie vom Sinai nach Jerusalem. Er sah, daß die Kinder des durch das Gesetz in geistliche Knechtschaft versunkenen Jerusalem würden ausgetrieben werden wie Hagar. Die Zinnen des Sinai aber ragten wie eine Hand der Sehnsucht nach oben. Er sah im Geiste das „Jerusalem, das droben ist.“ Haben auch alle diese Bilder etwas Traumhaftes, so sind es doch Träume der Wahrheit und eines in das Wesen der Dinge schauenden Geistes. Wem derlei Meditationen erscheinen, wie die Fata Morgana der Wüste, der bedenke, daß auch die Luftbilder der Wüste einst zur Wirklichkeit werden sollen, wie Jesajas weissagt (35, 7 nach dem Grundtext): „Der See, der in den Wolken traumhaft glänzte, wird Wirklichkeit, und aus dem heißen Lande rieseln Wasserquellen.“

Nach den Erschütterungen der letzten Jahre kann man sich für Paulus keine wohlthuendere Bleibstätte denken, als die lautlose Felsenwelt der Sinaihalbinsel. Hier weht eine reine stärkende Luft, die selbst für den Leib etwas nahrhaftes hat. Die lichte Durchsichtigkeit der Luft läßt den Geist wie in ferne Fernen schauen, und doch sind alle Fernen nahe. Groß und hehr spannt sich der Himmel, ferner und doch näher dem Gefühl des einsamen Beters und Denkers als irgendwo sonst, und nachts glänzen die schweigenden Sterne so hell, als wollten sie zur Seele des Wachenden reden.

Das felsige Arabien ist kein ungastliches Land. Die Dattelpalmen tragen das Brot des Landes. Von den Tamarisken gewinnt man noch heute eine Art Manna. Es mangelt selbst in den Felsen nicht völlig an Quellen, und die Regenzeit hinterläßt in Klüften Wasser, das die trockne Zeit überdauert. Auch der Gedanke hat uns nichts Fremdes, daß Gott seinen Apostel wunderbar erhalten haben mag in der Wüste. Warum ihn weniger als den Propheten Elias? Warum den einsamen Mann weniger als ein ganzes Volk? Aber auch ein wunderscheuer Sinn wird einen längeren Aufenthalt des Apostels im felsigen Arabien nicht völlig unmöglich finden können.

Auf die Weise und den Inhalt der Unterweisung, die Paulus in dieser Zeit vom Herrn empfangen, können wir vielleicht aus dem Bericht der Apostelgeschichte einen Schluß machen.

Es heißt, daß Paulus unmittelbar nach seiner Bekehrung den Juden in den Schulen zu Damaskus Christum predigte, „daß dieser Gottes Sohn sei." Daß Christus Gottes Sohn sei, war der erste Eindruck, den er empfangen, ebenso wie Thomas den überwältigenden ersten Eindruck des Auferstandenen in die Worte faßte: „mein Herr und mein Gott." Der Eindruck der Juden von seiner Predigt war Entsetzen (9, 20. 21). Wenn das im folgenden Verse Erzählte sich zeitlich unmittelbar anschlösse, so würde es heißen: „er ward aber je mehr kräftiger" u. s. w. Daß mit: „Saulus aber" neu angehoben wird, läßt uns zwischen der einen und der anderen Predigt eine Zwischenzeit vermuten, seinen Aufenthalt in Arabien. Erstarkt in der Erkenntnis kehrte er zurück. Seine Lehrmethode war eine andre geworden. Mit reicher und mächtiger Überzeugung bewies er die Messianität des wunderbaren Mannes, den er ihnen vorher als Gottes Sohn gepredigt. Er bewährte es nun, „daß dieser ist der Christ," den die Propheten verkündigt haben. Was er also in der stillen Zeit in Arabien gelernt, war dasselbe, was am Osterabend zwei Jünger auf dem Wege nach Emmaus lernten, als der unbekannte Pilgrim ihnen die Schrift öffnete und „anhub von Mose und allen Propheten," damit sie inne würden, „daß Christus solches mußte leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen." Die innere Anteilnahme des Erzählers, die man mit Recht bei dieser Ostergeschichte bemerkt hat, erklärt sich, wenn man annimmt, daß Paulus, der geistliche Vater des Lukasevangeliums, in Arabien ähnliches erlebt hat. Nicht als ob wir meinten, daß Jesus dem Paulus in Arabien persönlich erschienen wäre, wie den Jüngern auf dem Emmauntischen Wege. Der Geist Christi konnte aus den Weissagungen der Propheten so lebendig und persönlich zu Paulus reden, daß es seiner Erscheinung nicht bedurfte. Es wird dem Paulus gewesen sein, als gewönne erst jetzt Leben, was er bis dahin als einen toten Schatz in seinem Gedächtnis getragen. Die heiligen Worte fingen an in ihm und zu ihm zu reden; er wußte, von wem sie redeten und durch wen sie redeten. Wenn die Psalmen durch seinen Geist klangen, wenn die Bilder des Jesajas und die Geschichte des Daniel an ihm vorbeizogen, es war immer wieder dieselbe Heilandsgestalt, die in Leiden und Herrlichkeit seinem Geiste nahte. Er sah die Zukunftsgeschichte der Völker und die Zukunftsgeschichte Israels in ihren Grundlinien vorausgezeichnet, und der Geist Christi half ihm die Grundrisse füllen.

Die Worte, die er in seinen Briefen aus dem Alten Testament anführt, zeigen uns seine lebendige, freie und tiefe Auffassung der Weissagung.

Er lernte das Neue Testament im Lichte des Alten Testamentes sehen. Aber er sah auch das Neue Testament in seinem eignen Lichte. Es gab Dinge, über die ihm das Alte Testament keine Auskunft bot. Wir haben einen kostbaren Bericht, vielleicht den wertvollsten über die Einsetzung des heiligen Abendmahls aus seinem Griffel (1. Kor. 11, 23—25). Er leitet den Bericht ein: „ich habe es vom Herrn empfangen, was ich euch gegeben habe." Diese Worte schließen es aus, daß er den Unterricht über das Herrenmahl von den älteren Aposteln empfangen. Der Ausgang seiner Wissenschaft darüber war der Herr selbst. Wir brauchen dabei nicht an eine persönliche Erscheinung Christi zu denken, ebensowenig wie Gott mit Abraham oder mit Mose oder Elias immer in sichtbarer Erscheinung redete. Aber es war nicht nur ein inneres, aus ihm selbst durch den heiligen Geist quellendes Wort, sondern ein Wort des Wortes dem vergleichbar, das zu den Propheten redete.

Wenn der Apostel 1. Kor. 15, 3 sagt: „ich habe euch zuvörderst gegeben, was ich auch empfangen habe," so bezieht sich dieses „auch" auf das zurück, was er über das heilige Abendmahl vom Herrn empfangen hat. Daß Christus gestorben sei, wußte er aus eigner Erfahrung und die Szenen von Golgatha sind ihm unvergessen. Die Bedeutung des Todes Christi aber, „daß Christus gestorben sei für unsre Sünden," ist ihm in hellem Lichte des Neuen und Alten Testamentes erst aufgegangen, als das Wort von oben in der Einsamkeit der Wüste mit ihm darüber redete.

Er verkündigt es den Thessalonichern „als ein Wort des Herrn," „daß, die wir leben und überbleiben in der Zukunft des Herrn, werden denen nicht vorkommen, die da schlafen" (1. Thess. 4, 15). Das klingt, als rede er von einer persönlichen Auskunft Christi, die er auf eine persönliche Anfrage empfangen habe. Auch über das Ende der Dinge hat er von Christo Unterricht empfangen. Wie sehr alle seine Äußerungen in seinen Briefen auf das unmittelbare Wort Christi zurückgehen, wird auch da offenbar, wo er von seiner übrigen apostolischen Unterweisung, für die er die Autorschaft Christi in Anspruch nimmt, seine persönliche Meinung unterscheidet (1. Kor. 7, 12. 25. 40). Wie

sehr seine ihm wunderbar zugekommene Erkenntnis der himmlischen Dinge über das hinausreicht, was er wirklich ausspricht, das finden wir an mehreren Stellen des Hebräerbriefs angedeutet.

Wir halten das Lukasevangelium für paulinisch, unter der Mitwirkung des Paulus von Lukas verfaßt. In der Erzählung von dem Kampf des Herrn in Gethsemane bei Lukas findet sich ein Zug, den keiner der übrigen Evangelisten erwähnt. „Es erschien ihm aber ein Engel vom Himmel und stärkte ihn. Und es kam, daß er mit dem Tode rang, und betete heftiger. Es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde.“ Wir begreifen, daß selbst die Jünger, die auf Steinwurfweite von ihm zwischen Schlafen und Wachen kämpften, von dem verborgensten Geheimnis seines geheimnisvollen Gethsemanekampfes nichts merkten. Hätten sie die Erscheinung des Engels gesehen, so würden wir davon auch bei Matthäus und Markus lesen. Und wie sollten sie des inne geworden sein, daß er mit dem Tode gerungen. Das war ein Vorgang völliger Innerlichkeit, von dem Christus allein wußte. Sie haben auch die Blutstropfen nicht gesehen, die auf die Erde fielen. — Woher kam also dem Lukas seine Wissenschaft? Das Rätsel löst sich, wenn wir auf den vertrauten Umgang blicken, den Paulus mit dem Herrn in Arabien hatte. Auch diesen selbst für Augenzeugen völlig verhüllten Vorgang hat der Herr seinem Apostel geoffenbaret.

So wird uns Paulus zu einer neutestamentlichen Prophetengestalt, deren Größe uns um so heiliger erscheint, je mehr wir darüber nachdenken, welche Demut des gottgeliebten Mannes sich in dem keuschen Schweigen offenbart, mit dem er die wunderbarste Zeit seines Lebens verhüllt.

Von Jerusalem nach Tarsus.

Wie oft folgen auf Zeiten der Erhebung und Erquickung Zeiten der Demütigung. So erfuhr Paulus nach seiner Rückkehr nach Damaskus Demütigung über Demütigung. Die Juden zu Damaskus beantworteten sein gewaltiges und eingehendes Zeugnis von dem Messias, obwohl sie es nicht zu entkräften vermochten,

mit einem Anschlag auf sein Leben. Sie stifteten den Landpfleger des Königs Aretas an, die Thore der Stadt bewachen zu lassen, damit der Apostel nicht entrinne. Der Ethnarch oder Landpfleger des Aretas wird ein Beamter gewesen sein, der die in Damaskus wohnhaften arabischen Unterthanen in ihren Interessen vertrat, wie es in Alexandrien einen Ethnarchen gab, der die Judenschaft daselbst gegen die Regierung vertrat. Es war nach modernem Begriff der arabische Konsul, der sich von den Juden brauchen ließ. Er hatte einen starken politischen Einfluß in Damaskus, weil nicht nur ein reger Zuzug von Petra nach Damaskus bestand, sondern die Judenschaft von Damaskus auch ausgesprochene Hinneigung zu der Dynastie der Aretas pflegte, wie wir bereits gesehen haben. — Während Tag und Nacht die Wachen an den Thoren zu Damaskus es zu verhüten trachteten, daß Paulus lebend entfliehe, ließen ihn die Jünger durch ein Fenster an der Stadtmauer aus einem an die Mauer gebauten Hause, wie sie jetzt noch in Damaskus sich finden, in einem Korb hinab. Wie ein Dieb entfloh er nächtlicher Weile, er der das Geheimnis der Herrlichkeit Christi in sich trug. Wir merken es seinen etwa neunzehn Jahre später geschriebenen Worten im 2. Korintherbriefe 11, 32. 33 an, wie tief er diese Demütigung empfunden hat, weniger wohl um seiner selbst als um des Herrn willen, dessen Zeugnis mit ihm aus der Stadt der Damasker schimpflich gebannt wurde. Er befand sich auf den Wegen „Jesu von Nazareth,“ als er unter dem Schein des nächtlichen Himmels dieselbe Straße zurückzog, auf der ihm der Herr im Glanze seiner Herrlichkeit erschienen war.

Wäre er vor drei Jahren unmittelbar nach seiner Bekehrung nach Jerusalem gegangen, so würde es ein seinen natürlichen Gedanken entsprechender Weg gewesen sein. Es zog ihn damals mit Macht dahin, wie wir gesehen haben. Jetzt entsprach dieser Weg den Gedanken des Geistes Gottes in ihm. Er war innerlich frei geworden von Rücksichten, die ihn damals noch banden. Die Bande Christi allein banden ihn. Es war jetzt eine göttliche Notwendigkeit, nicht nur eine menschliche Schicklichkeit, daß er Petrus bekannt werde, den der Herr den Felsen genannt hatte, auf welchen er seine Gemeinde bauen werde.

Neue Demütigungen mehr verborgener Art warteten auf den Apostel in Jerusalem. Er konnte dem Nordthor Jerusalems sich nicht nähern, ohne einen Blick auf die Schädelstätte zu werfen

und seiner Beteiligung an der Hinrichtung des Stephanus zu gedenken. Dort hatten die drei Kreuze gestanden, an deren einem der heilige Nazarener verschied. Fast fremd mag ihm jetzt dieser Hügel erschienen sein — so arm und klein, einsam und öde. Er hatte ihn im Geiste verklärt gesehen, als er in Arabien himmlische Lehre über das Geheimnis des Kreuzes empfing. Vor dem Auge des müden Flüchtlings erschien jetzt Golgatha wie eine Anklage. Nicht ohne Bußgedanken hat er die Stadt seiner sündlichen Irrungen betreten. Er kostete die Frucht seiner Vergangenheit, als die Jünger zu Jerusalem sich scheu vor ihm zurückzogen (Apostelgesch. 9, 26). Ist unsre Vermutung richtig, daß ihm die Familie des Simon von Kyrene von früher bekannt war, so wird ihr Mißtrauen gegen ihn ihm sonderlich weh gethan haben. Mit ihr wird er die erste Anknüpfung gesucht haben. Es lag seiner feinfühlenden Art fern, sich selbst bei den Aposteln einzuführen. — Da nahm sich seiner jener Levit aus Cypern an, Joses, dessen Bekehrung einst den Aposteln eine besondere Stärkung gewesen war, so daß sie ihn Barnabas, Sohn des Trostes, nannten (Apostelgesch. 4, 36). Er nahm noch immer eine Vertrauensstellung bei den Aposteln ein. Seine umfassende Bildung und Welterfahrung gab ihm einen weiteren Blick und ließ ihn in Paulus einen Genossen des Geistes erkennen. Er erfuhr von Paulus die Geschichte seiner Bekehrung. Wir dürfen denken, daß es dem Paulus damals sehr fern gelegen hat, mit dem Geheimnis seiner Bekehrung Stimmung für sich zu machen. Jahrzehnte später erst schreibt und spricht er öffentlich darüber. Aber dem Vertrauen des Barnabas erschließt er sich. In wohlthuender Weise führt ihn dieser bei den beiden Aposteln ein, die sich damals noch in Jerusalem befanden, bei Petrus und Jakobus, dem Bruder des Herrn. Was Barnabas von Paulus sagte: „es ist ihm der Herr erschienen und hat mit ihm geredet, und er hat zu Damaskus den Namen Jesu frei verkündigt,“ war geeignet, alles Mißtrauen der Apostel zu brechen. Dadurch, daß der Herr selbst ihm erschienen war und mit ihm geredet hatte, war Paulus den älteren Aposteln ebenbürtig. Es ist besonders Petrus gewesen, mit dem er nahe verkehrte und mit dem er sich eng verband (Gal. 1, 18). Nun öffneten sich ihm auch die Häuser und Herzen der anderen Christen. Als sei ein Bann von ihm genommen, „ging er frei aus und ein zu Jerusalem und predigte den Namen des Herrn Jesu frei,“ wie er zu Damaskus

gethan hatte, — selbst bei den hellenistischen Juden, aus deren Kreise einst die Anklage gegen Stephanus hervorgegangen war. Der Übermacht der Wahrheit aus Pauli Munde antworteten diese in ihren Gedanken verstrickten Kreise mit einem Anschlag auf das Leben des Apostels. Man dachte nicht daran, ihn vor den hohen Rat zu stellen, weil man wohl fühlte, daß diese Behörde dem wunderbar Verwandelten nicht gewachsen war, und daß seine Verurteilung ebenso mit einer Niederlage des hohen Rats enden würde, wie die Verurteilung des Stephanus. Der Schattenwurf des Stephanus deckte den Apostel. Man wußte sich seiner nicht zu erwehren, als durch heimlichen Mord. Der Anschlag blieb den Christen nicht verborgen. Aber nicht ihr Bitten allein ist es gewesen, das ihn veranlaßte, Jerusalem zu verlassen, sondern ein wunderbares Begebnis, das er zwanzig Jahre später von der Freitreppe der Burg Antonia aus dem Volk von Jerusalem bezeugt (Apostelgesch. 22, 17—21).

Es ist ein Zeichen davon, wie frei er sich in Jerusalem bewegte, daß er „im Tempel betete.“ Worum er betete, ist unschwer zu vermuten. Seiner Seele tiefstes Begehr war die Bekehrung Israels. Er betete darum, daß das Volk der Verheißung sein Zeugnis von Jesu annehmen möchte. Weil er dies hoffte, mochte er Jerusalem nicht verlassen. War doch seine eigne Bekehrung ein unwidersprechlicher Beweis für die Wahrheit des Christenglaubens. Im Gebet geschah ihm dasselbe, was dem Stephanus während seines Zeugnisses vor dem hohen Rat geschehen. Er geriet in Verzückung und sahe im Geiste Jesum. Seine Erscheinung aber diente mit ihrer ganzen Macht dem Wort: „Eile, und mache dich behend von Jerusalem hinaus; denn sie werden nicht aufnehmen dein Zeugnis von mir.“ Daß die natürlichen Gedanken im Zustande heiliger Verzückung nicht untergehen, wie eine altkirchliche Schrift gegen die Schwärmerei mit Recht nachweist, sehen wir aus der Entgegnung des Paulus, in der die Inbrunst eines Mannes redet, welcher in allen Fasern seines Wesens mit dem auserwählten Volk sich verwachsen fühlte: „Herr, sie wissen selbst, daß ich gefangen legte und stäupte die so an dich glaubten, in den Schulen hin und wieder; und da das Blut Stephanus, deines Zeugen, vergossen ward, stund ich auch daneben und hatte Wohlgefallen an seinem Tode, und verwahrte denen die Kleider, die ihn töteten.“ Welche aufrichtige Natürlichkeit eignet diesen Worten. Aber Christus begegnet seiner

natürlichen Liebe mit dem Willen seiner Macht. Man hört noch jetzt in den Worten des griechischen Textes etwas von dem Ton der Majestät erklingen, mit dem Christus antwortete: „Gehe hin; denn ich will dich ferne unter die Heiden senden.“ Er hört die Losung seines Apostolats — mit erschütterter Seele. Wohl hatte Ananias ähnliches zu ihm gesagt, aber ohne daß Ananias oder er selbst die Tragweite dieses Gedankens verstanden oder empfunden. Wohl wußte er, daß das Alte Testament das Heil der Völker weissagt. Hier aber tritt zum erstenmale die Gewißheit vor seine erbebende Seele, daß „die Verwerfung Israels der Welt Versöhnung ist.“ Im Aufleuchten des Christuswortes sieht er wie in einem einzigen Blick den tiefsten Konflikt seines apostolischen Lebens vor sich, den Seelenkampf, von dem er im neunten Kapitel des Römerbriefes (1—5) so ergreifend redet. Wie unter den Kämpfen seines apostolischen Wirkens, so wird sich unter dem Todeszucken seiner ganzen natürlichen Liebe das Evangelium von den Juden zu den Heiden wenden. — Niemand versteht den großen Apostel völlig, dem der Gedanke fremd ist, daß das apostolische Zeitalter für den Blick eines Israeliten einem erschütternden Trauerspiel gleicht. Denn der Untergang Israels besiegelt das Heil der Völker. Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land hat es der Apostel mit blutender Seele erlebt, daß Israel in dem Maße für das Gericht reifte, als die Heiden für das Heil, und daß die Ernte unter den Heiden mit dem Abfall Israels gleichen Schritt hielt. Das Gericht über Israel, das er mit seinem apostolischen Wirken herbeiführen mußte, war das Kreuz, das er im Glauben seinem Herrn nachtrug.

Es ist dem Apostel kein Gedanke gekommen, als ob er nicht gehorchen müßte. Still hat er Jerusalem verlassen, ohne sich mit Fleisch und Blut zu besprechen, ein Flüchtling vor den Juden, wie er wenige Wochen vorher ihren Händen von Damaskus entfloh. Nur fünfzehn Tage (Gal. 1, 18) hat sein Aufenthalt in Jerusalem gedauert. Welche inneren und äußeren Bewegungen haben sich in diese kurze Zeit zusammengedrängt. Mit teilnehmender Liebe geleiteten ihn die Brüder nach Cäsarea und sahen dem Schiffe nach, das ihn an der syrischen Küste vorüber nach seiner Heimat Tarsus in Cilicien trug.

Man will aus seinen Worten Gal. 1, 21, daß er „in die Länder Syrien und Cilicien kam,“ folgern, daß er im Bereich dieser Länder nunmehr seine apostolische Thätigkeit begonnen

habe. Aber die Worte wollen den Galatern nur sagen, daß er sich in einen Bereich begeben habe, der so entfernt von Jerusalem war, daß eine Bevormundung durch die ältern Apostel ausgeschlossen war. Denn die Selbständigkeit und Unabhängigkeit seines Apostolats ist es, die er den Galatern gegenüber betonen und beweisen will. Die geographische Lage der Stadt Tarsus möchte ihnen eher unbekannt sein, als die der Länder Syrien und Cilicien.

Nicht um zu wirken ist er nach Tarsus gegangen. Hätte er dort öffentlich gewirkt, so würde es uns kaum verschwiegen worden sein. Im Jahre 43 hat ihn Barnabas von Antiochien aus dort gesucht und gefunden (Apostelgeschichte 11, 25. 26). Hätte Paulus nicht in völliger Zurückgezogenheit gelebt, so wäre es nicht nötig gewesen, ihn wie einen Verlorengegangenen zu suchen. Man hörte weder in Jerusalem noch in Antiochien von ihm. Man wußte nur, daß er nach Tarsus gegangen.

Fünf Jahre, wenn nicht länger, hat Paulus in der Stille zu Tarsus zugebracht. Worauf hat er seine kostbare Zeit verwendet? — Wir bemerken, daß seine griechische Ausdrucksweise eine große Vertrautheit mit der klassischen Litteratur Griechenlands verrät. Seine Briefe ebenso wie seine Reden enthalten sprachliche Wendungen von solcher Feinheit, daß man auf tiefere Studien schließen muß. Sein Urteil über das griechische Heidentum dringt so sehr auf den Grund der Dinge, besteht so völlig auf der Wage der Wahrheit, ist so gerecht und doch so rücksichtslos und scharf, daß es aus einer ernsten und zielbewußten Beschäftigung mit der Gedankenwelt Griechenlands hervorgegangen sein muß. Die Eindrücke seiner Jugendzeit genügen nicht, um ihn zu befähigen, eine Rede zu halten, wie die auf dem Areopag in Athen, oder Briefe zu schreiben, wie den an die Römer oder die beiden an die Korinther.

Da der Herr ihm gesagt, daß er ihn ferne unter die Heiden senden wolle, so war für den jeder Oberflächlichkeit abholden Mann die innere Auseinandersetzung mit der Gedankenwelt der Heiden eine Gewissenspflicht, der er sich nicht entzogen hat. Wo hätte er bessere Gelegenheit dazu finden können als in seiner an griechischen Hochschulen und an Völkertypen aller Art reichen Vaterstadt? Nach einer alten Nachricht war in den Einwohnern von Tarsus ein fast leidenschaftliches Verlangen nach Bildung vorhanden. Der zu den Füßen des Gamaliel das Gesetz studiert,

der in Arabien der ewigen Weisheit des Evangeliums gelauscht, der saß in Tarsus zu den Füßen von Lehrern, die nichts kannten, als die vergängliche Weisheit menschlicher Tage. Er mußte sie kennen, um sie mit den Waffen der Wahrheit zu überwinden.

Die antiochenische Gemeinde und St. Pauli Erstlingsarbeit daselbst.

Während Paulus in Tarsus sich für das Apostolat unter den Heiden bereitete, entstand in dem benachbarten syrischen Antiochien ohne Mitwirkung eines Apostels eine aus Heiden gesammelte christliche Gemeinde. Christen waren in der Verfolgung, die nach dem Tode des Stephanus sich erhob, nach Phönizien, Cypern und Antiochien geflüchtet und hatten das Wort verkündigt — als Juden ausschließlich den Juden. So entstand unter der Judenschaft außerhalb Palästinas weithin eine christliche Diaspora. Unter den Juden aber, die an den Herrn Jesum gläubig wurden, waren hellenistische Juden aus Cypern und Kyrene, die, an den Verkehr mit Griechen gewöhnt, auch den Griechen das beste, was sie hatten, nicht vorenthielten, das Evangelium vom Herrn Jesu. Daß sie den Willen des göttlichen Geistes thaten, wenn sie das Evangelium den Heiden verkündigten, und daß die Hand des Herrn mit ihnen war, zeigte der große Erfolg ihrer Predigt. Es bekehrte sich in Antiochien eine große Zahl von Heiden zum Herrn (Apostelgesch. 11, 19—21).

So war mitten in der großen heidnischen Stadt ein Quellort ewigens Lebens entstanden — ohne den Willen, ja ohne das Wissen der Apostel. Man kann die Bedeutung dieser Thatsache für die Geschichte der Kirche nicht hoch genug anschlagen. Die Völkerkirche verdankt ihren Ursprung nicht menschlicher, sondern göttlicher Initiative. Paulus, ihr vornehmster Pfleger, studierte noch in Tarsus die Weisheit der Griechen, als nicht fern von ihm ohne sein Wissen schon eine Gemeinde von Griechen ihre Wiedergeburt aus Gott erlebte.

Die Kunde von der Erweckung zu Antiochien kam vor die Ohren der jerusalemischen Gemeinde, und Barnabas wurde dahin gesandt als Vertrauensmann der Muttergemeinde der

Christenheit. Diese Sendung und seine zielbewußte Thätigkeit daselbst bilden die Höhe seines Lebens. Darum flicht Lukas an dieser Stelle seines Berichts — wohl von Paulus inspiriert — dem Gedächtnis des treuen Mannes einen Ehrenkranz. „Er war ein frommer Mann voll heiligen Geistes und Glaubens" (11, 24). Luther hat einen griechischen Ausdruck mit „fromm" übersetzt, der den Barnabas als einen Mann des Gewissens bezeichnet, als einen Mann sittlicher Ideale. Es war der Maßstab sittlichen Gefühls, mit dem er die junge Bewegung beurteilte. Der heilige Geist aber machte sein Gewissen hellsichtiger, und der Glaube, des er voll war, verlieh ihm die Kraft, die folgenreiche Bewegung in gesunden Bahnen zu leiten. Er erkannte, daß die Erweckung ein Werk der göttlichen Gnade war. Aber die Erweckten mußten so geleitet werden, daß ihr Christentum für jeden Einzelnen die Sache persönlichen Entschlusses und persönlicher Treue werde. Wir entnehmen dies aus dem sehr bezeichnenden Ausdruck des Grundtextes, den Luther in den Worten wiedergiebt: „er ermahnte sie alle, daß sie mit festem Herzen an dem Herrn bleiben wollten." Die Bewegung hatte ein „großes Volk" ergriffen. Barnabas sah mit klarem Blick, daß mancher mitgezogen sei, der nicht völlig klar wußte, was ihm geschehen. Bei Massenbekehrungen hat die Einzelseelsorge besonders dringende Aufgaben. Darum verstehen wir, daß sich Barnabas nach einem fähigen und ihm geistesverwandten Arbeitsgenossen sehnt. Er geht nach Tarsus, den Paulus zu suchen, und findet ihn.

Während der Jahre, in denen Paulus mit der Geisteswelt der Griechen sich vertraut machte, mag es ihm oft gewesen sein, als befände er sich in einer Wüste andrer Art. Trotz aller Luftspiegelungen menschlicher Phantasie in Philosophie und Poesie fand er da wenig oder kein lebendiges Wasser für Geist und Seele. Einsam durchwanderte sein Gewissen die unfruchtbaren Steppen einer Gedankenwelt, die Geschlecht auf Geschlecht hatte begraben sehen, ohne auch nur einem einzigen eine Hoffnung zu lehren, die nicht in den Sandwirbeln der Zeit verweht. „Wie die Heiden, die keine Hoffnung haben," schreibt er an die Thessalonicher. Still aber und unverstanden, gewaltig wie das Sinaigebirge, recken sich auch aus dem Heidentum Hände der Sehnsucht empor zum Himmel, „ob sie ihn greifen und finden möchten." Über dem bunten und wechselnden

Getriebe einer aus Gedanken gewobenen Götterwelt erhebt sich still und groß, wie der Himmel der Wüste, die Ahnung von dem einigen Gott, „in dem wir leben, weben und sind“ (Apostelgeschichte 17, 28).

Er sah die Gewissen der Heiden voll unverstandener Unruhe; er sah „die Gedanken, die sich in ihnen verklagten und entschuldigten.“ Er sah Menschen, die „sich selbst ein Gesetz waren“ (Röm. 2, 14), und andre, die auch gegen das ihnen innewohnende Naturgesetz sündigten (Röm. 1, 23—28). Er sah hinter den nichtigen Göttergestalten der Griechen Dämonen lauern (1. Kor. 8, 4. 5), deren ungesehene Macht die geheime Triebkraft des Götzendienstes war. St. Pauli Wort: „Ihr wisset, daß ihr Heiden seid gewesen, und hingegangen zu den stummen Götzen, wie ihr geführet wurdet“ (1. Kor. 12, 2), deckt das finsterste Geheimnis des Heidentums auf.

Wenn jemand das griechische Heidentum durchforscht mit der Wißbegier des Gelehrten, dem sind die Wege des Forschens keine Wege der Bekümmernis und Anfechtung. Aber St. Paulus besaß nicht die unbeteiligte Seele des Gelehrten, sondern die feurige Seele des Theologen voll heiliger Passionen. Er „ergrimmte im Geiste,“ wie später in Athen. Bei seinem Studium fielen die Schatten zukünftiger Anfechtung über ihn. Er durchlebte im Geiste vorausahnend das Ringen seines apostolischen Lebens und verbarg sich nicht, daß er nicht nur mit „Fleisch und Blut“ würde zu kämpfen haben, sondern „mit den bösen Geistern unter dem Himmel“ (Eph. 6, 12). Was heute Missionare beim Studium einer heidnischen Litteratur im kleinen erleben, das erlebte er im großen. Denn seine Seele hatte für alles einen großen Maßstab. —

Der Ruf des Barnabas fand ihn innerlich bereit. Gott aber hat ihm, ehe er die große Arbeit seines Lebens antrat, noch eine besondre Feierstunde gewährt. Vierzehn Jahre später schrieb er an die Korinther (II. 12, 1—5) von einer Entrückung in den „dritten Himmel.“ Es ist ihm gewesen, als entführe ihn der Geist in den Vorhof eines himmlischen Heiligtums, von da in das Heiligtum — und von da in ein Allerheiligstes. Der vom Verderben der Heiden mehr gesehen hat und mehr sehen wird, als irgend ein anderer Mensch, soll nach Gottes Rat auch von den himmlischen Kräften der Heilung und von den Quellorten des ewigen Evangeliums mehr gesehen

haben, als irgend ein andrer Mensch. — Daß das Paradies derselbe himmlische Ort sei, als der dritte Himmel, glaube ich nicht. Vielmehr ward Paulus von der Stätte des himmlischen Melchisedek, von der Stätte, da das Blut Christi der Eingang ist zu dem Heiligtum und sein Fleisch der Vorhang vor dem Allerheiligsten (Ebr. 10, 19—20) — hingenommen zu den Bleibstätten der Gerechten, die „keine Qual anrührt," von der himmlischen Höhe zu der himmlischen Tiefe. Es waren die „Wohnungen im Hause des Vaters," von denen Christus gesagt, daß er „hingehe, den Seinen die Stätte zu bereiten," die lichten Wartestätten der Propheten und Erzväter und aller Heiligen, in welche entrückt Paulus jene unaussprechlichen Worte hörte, deren Sinn auszureden menschlichen Lippen verboten ist. Es erinnert das an die „sieben Donner", deren „Stimmen" Johannes schreiben wollte. Es ward durch die Stimme vom Himmel verhindert: „versiegele, was die sieben Donner geredet haben, dieselben schreibe nicht" (Offenb. 10, 4). Was dort menschlichem Griffel zu schreiben verboten wird, das ist dasselbe Geheimnis, was hier menschlichen Lippen auszusprechen verwehrt wird. Die wartenden Heiligen im Licht kennen das in den Donnern des Gerichts nahende Heil der Zukunft, das auf die Nationen wartet, besser, als es auf Erden bekannt sein darf. Aber St. Paulus sollte davon wissen, ehe er seinen Weg nach Antiochien antrat. Denn eben damals wird ihm diese Entrückung zu teil geworden sein. Der zweite Brief an die Korinther ward im Jahre 57 geschrieben. Vierzehn Jahre vorher ist das wunderbare Begebnis geschehen, also in dem Jahre 43, da ihn Barnabas nach Antiochien holte.

Welch andres Bild bot die glänzende Stadt am Orontes dem einziehenden Paulus, als das stille, leuchtende Heiligtum, in das er entrückt worden war. Und wie ganz andre Stimmen tönten in der lärmenden, genußsüchtigen Stadt, als die Stimmen des zukünftigen Sieges, die er bei den „Geistern der vollendeten Gerechten" gehört hatte. Alle diese Stimmen müssen erst stumm werden, ehe die Stimmen aus der oberen Welt hier klingen können.

Julian der Abtrünnige verglich die Stadt am Orontes mit der Stadt an der Seine, die Hauptstadt Syriens mit der Hauptstadt Galliens. In der That war ein neuerer Stadtteil Antiochiens von zwei Armen des Orontes ebenso umschlungen,

wie die Altstadt von Paris von zwei Armen der Seine. Antiochus Epiphanes hatte am Gebirge hin unter dem Heiligtum des Jupiter Capitolinus und der stark befestigten Burg eine prachtvolle Straße angelegt, die die Stadt in ihrer ganzen Länge durchzog — der von Napoleon III. geschaffnen Rue de Rivoli vergleichbar. Die Stadt enthielt ebenso die Erinnerung an die glänzende Dynastie der Seleuciden, dem Ruhm dieses ruhmsüchtigen Herrschergeschlechts geweiht, als die Monumente der römischen Orientpolitik.

Die Stadt war im Altertum für ihr mildes Klima berühmt. Vornehme Römer verlebten dort ihre letzten Lebenstage. Dichter kamen dahin, um ihren Geist mit neuen Motiven zu befruchten. Die Stadt hatte ein internationales Gepräge. Die Abenteurer des Morgenlandes und des Abendlandes suchten in der reichen, lebenslustigen Stadt immer bereiten Verdienst und raffinierten Lebensgenuß. In der berüchtigten Vorstadt Daphne stand ein Heiligtum, das den heitersten Götterdienst mit der Aufforderung zur frivolsten Sinnlichkeit vereinigte, geschmückt von einer üppigen Natur und einer Kunst, die jeden Gedanken an das Ewige auszutilgen trachtete. Sterndeuter und Gaukler, Wüstlinge und gewinnsüchtige Intriganten sahen ihr Paradies in dieser Stadt der größten Laster, wie sie das Altertum nannte. Der berückende Zauber von Antiochien wurde in seinen verderblichen Wirkungen weithin empfunden, so daß der sittenstrenge römische Dichter Juvenal klagt: in Tiberim defluxit Orontes, der Orontes hat seinen Lauf zur Tiber gewendet. Wer die Reden des Chrysostomus liest, findet, daß die Bewohner der Stadt bis in das vierte Jahrhundert den Charakter der sittlichen Unberechenbarkeit behalten. Die Stadt war häufig von Erdbeben heimgesucht. So konnte man auch bei den Antiochenern nie wissen, welche neue Bewegung sie morgen ergreifen würde.

Das Symbol der Stadt war eine sitzende weibliche Figur mit königlichem Diadem, die ihren Fuß auf den zum Meere flutenden Orontes drückte. Erinnert die Stadt an das zukünftige Babel der Offenbarung, das „königliche Weib, sitzend an den großen Wassern"? Jedenfalls hatte Antiochien eine ähnliche Bedeutung in der alten Welt, wie die Weltstadt der Zukunft in der Endgeschichte haben wird.

Aus dem unruhigen Meere der heidnischen Bevölkerung war das Eiland der ersten heidenchristlichen Gemeinde empor-

getaucht wie ein Wunder Gottes. Hier geschahe es, daß Barnabas und Paulus zusammen ein volles Jahr gemeinsamen Wirkens verbrachten. Sie hatten beide genug zu thun, um die Menge der Erweckten in regelmäßiger Unterweisung mit dem Brot gesunder Lehre zu versorgen. Von einer weiteren Ausbreitung der Gemeinde hören wir nichts (Apostelgesch. 11, 26). Die Thätigkeit der Apostel war lediglich auf Vertiefung und Befestigung des schon vorhandenen geistlichen Lebens gerichtet — anscheinend mit außerordentlichem Erfolg.

In der griechischen Form der Erzählung ist die große Wichtigkeit der Dinge, die damals in Antiochien geschahen, angedeutet. Aber nur die Andeutung haben wir vor uns, daß die erste aus Heiden gesammelte Gemeinde in ähnlicher Weise eine Leuchte für ihre Umgebung war, wie die jerusalemische Gemeinde in ihrer ersten Zeit, daß sie den Beweis des Geistes und der Kraft nicht schuldig blieb. Daß man damals die Anhänger Jesu anfing mit ihrem weltgeschichtlichen Namen „Christen" zu nennen, mag man nicht ohne Grund dem sittlichen Verhalten der Antiochenischen Gemeinde zuschreiben. Die Gemeinde zeigte in ihrem Leben, daß sie eines andern Geistes Kind war, als Juden und Heiden. Man konnte sie nicht Nazarener nennen, wie die Juden sie geringschätzend nannten. Die Neuheit der Erscheinung zum mindesten drückt der neue Name aus, der gar bald zum Ehrennamen wurde. Julian der Abtrünnige erkannte die weltgeschichtliche Macht des Christennamens und suchte die Anhänger Jesu mit dem Namen „die Galiläer" um ihr weltgeschichtliches Recht zu bringen.

Wie über dem Kreuze des Herrn eine Schrift geschrieben stand in den drei Weltsprachen, so vereinigen sich in der sprachlichen Bildung des Namens „Christianer," wie wir ihn im Grundtext lesen, die hebräische, die griechische und die lateinische Sprache. Das griechische „Christos" ist die Wiedergabe des hebräischen „Messias", und die Benennung Christianer ist eine lateinische Bildung.

Mit diesem Namen nennt die Weltgeschichte die Anhänger des Gekreuzigten. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die Entstehung dieses Namens mit der Erstlingsarbeit des großen Apostels der Völker eng verknüpft ist.

Ferne unter die Heiden.

Der Herr wollte die erste Wirksamkeit St. Pauli in Antiochien nicht länger andauern lassen als ein Jahr. Er sollte in die Ferne hinausziehen unter die Heiden. Die Gemeinde in Antiochien war nicht von ihm gegründet. Er sollte jetzt selbst anfangen, den Grund zu legen zu neuen Bildungen heidenchristlicher Gemeinden. Vorher aber, ehe der Herr ihn auf einen Weg hinaussandte, der eine tiefere Selbstverleugnung von dem Apostel forderte, als modernes Bewußtsein es nachzufühlen vermag, ließ er einen hellen Sonnenblick in die Seele Pauli fallen. War es doch etwas Großes für seine Empfindungen, daß die Gemeinde zu Antiochien, als der Geist der Weissagung aus des Agabus Munde eine große Teurung für das ganze römische Reich vorhersagte, weniger an sich selbst dachte, als an die Muttergemeinde zu Jerusalem. Daß alle Glieder der Gemeinde eins wurden, nach Kräften der künftigen Not ihrer Brüder im heiligen Lande abzuhelfen, war auch eine Weissagung. Denn nur durch den Geist der Weissagung konnte die Gemeinde wissen, was Agabus nicht ausgesprochen hatte, daß im kommenden Jahre im heiligen Lande eine Hungersnot ausbrechen sollte, der viele zum Opfer fallen würden. Damals galt Palästina noch als Kornkammer für die umliegenden Länder, namentlich für die Städte Tyrus und Sidon (Apostelgesch. 12, 20). Man dachte gerade für Palästina am wenigsten an eine solche Not. Die Hungersnöte, die unter der Regierung des Claudius bald in Rom, bald in Griechenland, bald in Palästina ausbrachen, hatten etwas ebenso Unberechenbares an sich, wie die vielen Erdbeben, die die Regierung dieses Kaisers kennzeichnen. Wenn Paulus und Barnabas eine reiche Spende nach Jerusalem bringen durften, so waren sie die Vollstrecker eines Liebesdienstes, der um so wohlthuender in die Augen trat, als er nicht einer vorhandenen, sondern einer erst anhebenden und unerwarteten Not begegnete. Wir hören von der Hungersnot, die im vierten Regierungsjahre des Claudius, also im Jahre 45 Palästina heimsuchte; auch aus andern Quellen. Es waren reiche Proselyten, die, als die Not auf der Höhe war, Lebensmittel zur Verteilung nach Palästina sandten. So sandte eine fürstliche Prose-

lytin, Helena, die Mutter des Königs Izates von Adiabene, Korn von Alexandrien und Feigen von Cypern, dem Volk der Verheißung für geistliche Gaben mit irdischer Hilfeleistung zu danken. Zarter und liebreicher aber ist der Sinn der Antiochenischen Gemeinde, die lebendige Vertrauensmänner einer lebendigen Liebe nach Jerusalem sendet, der ehrwürdigen Muttergemeinde ein Dankopfer zu bringen, das zugleich ein Beweis war für den in der ersten Gemeinde aus den Heiden lebenden Geist der Weissagung. Es war nicht nur irdisches Gut, womit Antiochien für geistliche Gaben dankte.

Paulus hat im Briefe an die Galater dieser Reise nach Jerusalem im Jahre 44 keine Erwähnung gethan. Sie war für sein Verhältnis zu den älteren Aposteln, von dem er dort redet, von keinem Belang. Er handelte, wenn er davon schwieg, ja auch nach dem Gebot Christi, „die linke Hand nicht wissen zu lassen, was die rechte thut.“ Dagegen wissen wir aus der Apostelgeschichte, daß damals, als Paulus und Barnabas die Spende nach Jerusalem brachten, zwar die Hungersnot noch nicht ausgebrochen war, daß aber die Gemeinde unter dem Druck einer viel schwereren Heimsuchung stand. Der ältere Jakobus, der Bruder Johannis, des Lieblingsjüngers des Herrn, war von Herodes Agrippa mit dem Schwert getötet worden, und es war, als ob das Schwert über der ganzen Gemeinde hinge. Zwar war Petrus wunderbar aus dem Gefängnis gerettet worden, aber er hatte Jerusalem verlassen müssen. Die Gemeinde war verwaist, so daß Barnabas seinen durch den Weggang des Petrus geistlich verwaisten Schwestersohn mit nach Antiochien nahm, den Johannes Markus.

Es konnte für die beiden Apostel wohl die Frage entstehn, ob ihr Platz nunmehr nicht in Jerusalem sei, der hirtenlosen Herde zu helfen, um so mehr als gerade damals, als den Herodes zu Cäsarea ein unleugbares Gottesgericht getroffen hatte (Apostelgesch. 12, 23), „das Wort Gottes wuchs und sich mehrte.“ Sollte die günstige Stunde nicht ausgekauft werden für die Bekehrung des auserwählten Volkes?

Nicht leichten Herzens werden die beiden nach Antiochien zurückgekehrt sein. Ihre Gegenwart schien dort weniger nötig, als in Jerusalem. Bei denen, die mit ihnen die geistliche Vertretung der Antiochenischen Gemeinde bildeten, konnten sie wohl Verständnis für ihre Gedanken finden. Dies war der Gegen-

stand ihrer gemeinschaftlichen Bitten, die sie feiernd und anbetend dem Herrn vortrugen, wohl kaum im öffentlichen Gottesdienst der Gemeinde, sondern in priesterlicher enger Gemeinschaft. Bußgedanken bewegten sie dabei für Israel; darum fasteten sie (Apostelgesch. 13, 2). Vielleicht flackerte hier zum letzten male in der Seele Pauli die Hoffnung auf die Bekehrung Jerusalems auf. — Den Betenden antwortete die Stimme des heiligen Geistes, nicht hörbar für das Ohr, aber hörbar genug für alle, die teilhaftig waren des heiligen Geistes: „Sondert mir aus Barnabam und Saulum zu dem Werk, dazu ich sie berufen habe.“ Die Worte lauten im Griechischen sehr ernst und bestimmt, ja es ist, als wollten sie geflissentlich erinnern an das Herrenwort im Tempel: Gehe hin, ich will dich ferne unter die Heiden senden. —

So war die Entscheidung gefallen. Sie war ernst genug. Ernst war, wozu sie aufforderte, ernster, was sie unausgesprochen verbot. Jerusalem war wieder einen Schritt dem Gericht näher gekommen. Hatten doch den Juden die Mordgedanken des Herodes gefallen. Unter Fasten und Gebet, mit tiefem Ernst wurde an den beiden Aposteln die Handauflegung vollzogen, die Weihe für einen Weg, der ernst genug an sich, durch die Umstände, unter denen er angetreten wurde, noch ernster erschien. Denn die Verwerfung Israels war es, die das Heil der Völker wurde.

Leuchtend muß im Gedächtnis der Kirche die Stunde geschrieben stehen, da zum ersten Male apostolische Männer zur Verkündigung des Heils unter den Heiden ausgesandt wurden. Mit Ehrerbietung schauen wir auf die beiden Sendlinge, deren einer tiefer in die Entwicklung der Menschheit eingegriffen hat, als irgend ein andrer. Ehrerbietig schauen wir auf die, die sie segnen. Es ist, als seien die Vertreter der drei Weltteile, durch die das Evangelium seinen Weg antreten sollte, nach Antiochien gekommen, um dem großen Apostel die Hände aufzulegen. Simon, genannt Niger, war ein Asiat, Lucius stammte aus dem afrikanischen Cyrene, und Manahen war mit Herodes dem Vierfürsten in Rom erzogen. Durch die ergreifende Einfachheit des Vorgangs schimmert die Symbolik und Prophetie eines weltgeschichtlichen Ereignisses durch.

Auf der Insel Cypern.

Man macht sich die Beantwortung der Frage, warum die Apostel sich nach Cypern wendeten, leicht, wenn man annimmt, daß sie lediglich dem Antriebe des heiligen Geistes folgten. Aber Lukas schreibt nur ihre Aussendung dem heiligen Geiste zu. Der Weg, den sie nahmen, erscheint durch ihren eignen Entschluß bestimmt. Mittelbar folgten sie doch den Weisungen des heiligen Geistes, wenn sie sich nach Cypern wandten — ich möchte sagen nicht weil, sondern trotzdem die Insel das Geburtsland des Barnabas war. In die Ferne wollten sie ja ziehn — zu den „Inseln,“ wie die Wohnsitze der japhetitischen Völker im Alten Testamente so oft heißen. Die Ferne der Heiden war für einen alttestamentlich geschulten Geist mit der Inselwelt des Mittelmeeres gleichbedeutend. Cypern aber war die Vorhut der westlichen Länder. Psalmen und Propheten schienen sie nach den Inseln zu weisen.

Bei hellem Wetter konnte man von Antiochien aus die duftigen Umrisse der Berge Cyperns sehen. So war den Aposteln ihr Weg von selbst gegeben. Rasch hätten sie die tiefen, eilenden Fluten des Orontes nach der prachtvollen Hafenstadt Seleucia getragen. Aber es scheint, sie sind zu Fuß die mit Monumenten geschmückte Straße nach Seleucia hinabgewandert. Es mochte ihren Empfindungen eine stille, vielleicht nächtliche Wanderung besser entsprechen, als eine Fahrt auf einem der großen Lastschiffe, die den Verkehr zwischen Antiochien und seinem Hafen vermittelten. Ein Schiff trug sie von da nach Salamis auf Cypern.

Es darf uns nicht wundern, daß sie, obwohl zu den Heiden gesandt, zu Salamis in den jüdischen Synagogen das Wort Gottes verkündigten. Es waren ja die Juden, die nach dem Rat der Vorsehung von Stadt zu Stadt dem Evangelium den Weg bereitet hatten. Durch ihren Johannesdienst hatten sie dem Evangelium verständnisvolle Zuhörer aus den Heiden erzogen. Es gab für die Heidenpredigt keinen schicklicheren Ort, als die Synagogen der Juden. Es scheint aber nicht, als ob die Handelsgeschäfte betreibenden Juden von Salamis unter der unruhigen Bevölkerung der Handelsstadt sonderlich ein Licht

oder ein Salz gewesen wären. Die Ausfuhr cyprischer Früchte und cyprischen Weines und Honigs beschäftigte Juden und Heiden mehr, als das Wort Gottes. Die cyprischen Juden, die früher vom Evangelium erfaßt worden waren, waren nach Antiochien gegangen (Apostelgesch. 11, 20). Wir hören weder von Annahme des Evangeliums in Salamis, noch von Feindschaft gegen dasselbe. Still und gering, wie der Anfang aller großen Dinge Gottes, war der Anfang der Völkerevangelisierung.

So lag es den Aposteln um so näher, ohne längeres Verweilen westwärts weiter zu ziehen. Sie durchmessen die ganze Länge der Insel und erreichen Paphos, die Hauptstadt Cyperns. Hatten sie die Juden zu Salamis salzlos und lichtlos gefunden, durch irdische Geschäfte von ewigen Dingen abgewandt, so finden sie in Paphos einen Vertreter der tiefsten und finstersten Versunkenheit, mit der Juden sich selbst zu einer Pest für die Heiden machten, einen jüdischen Zauberer Die römische Litteratur der damaligen Zeit kennt und brandmarkt neben den syrischen Heilkünstlern und den babylonischen Sterndeutern die jüdischen Wahrsager. Die jüdische Wahrsagerin hatte Zugang zu den Gemächern der vornehmen Römerinnen. Den Marius begleitete auf seinen Feldzügen eine jüdische Prophetin, und ihren Sprüchen gehorchte der innerlich haltlose, für größere Entwürfe unfähige Mann. Selbst ein Pompejus und der große Julius Cäsar hatten zu Zeiten mit Wahrsagern Umgang. Der alternde Kaiser Tiberius aber war von orientalischen Zauberweibern völlig umsponnen.

Den Gebildeten der damaligen Zeit war durch Philosophie und Lebenserfahrung der Glaube an die alten Götter abhanden gekommen. Die herrschende Zweifelsucht entleerte die Geister, um dem Aberglauben Einlaß zu geben. Wie abergläubisch in aller Zweifelsucht ist der vornehme Römer, vor dessen Richterstuhl Christus am Morgen des Karfreitags stand. Was Wunder, daß sich die finstere Trügerei phantastisch gerichteter Juden auch auf das religiöse Gebiet warf, um Einfluß und Geld zu erlangen. Wir denken an Simon Magus (Apostelgeschichte 8, 18—24).

Durch die ganze Welt ging die Sage von einer neuen Religion, die von Judäa aus kommen würde. War die Judenfrage schon damals für die Staatskunst der Römer ein unge-

löstes Problem, so war noch vielmehr der wunderbare Glaube von dem kommenden „König der Juden“ für forschende und sinnige Geister ein geheimnisvolles Rätsel. Sollte die Täuscherei des Bar-Jesu — so liest man in den griechischen Handschriften seinen Namen — in einer Fälschung der Jesusreligion bestanden haben? Straft ihn ja doch Paulus über seine „Verkrümmung der geraden Wege des Herrn“ (Apostelgesch. 13, 10). Er trieb geistliche Falschmünzerei mit dem heiligen Evangelium Jesu. Hatte er dazu den Namen „Sohn Jesu“ angenommen, um sich mit dem Nimbus der Vertrautheit mit dem wunderbaren Nazarener zu umgeben, dessen Name wie ein aufgehender Stern über den Völkern emporleuchtete? Er nannte sich auch auf Arabisch Elymas — den Weisen. Aus beiden Benennungen geht jedenfalls das Bestreben hervor, sich mit dem Reiz des Geheimnisses zu umgeben.

Er hatte Eingang und Einfluß bei dem römischen Gouverneur Sergius Paulus erlangt. Religiöses Interesse war es, das den vornehmen Beamten bewog, den Lügenpropheten wiederholt anzuhören. Aber seine angebliche Prophetie machte den Eindruck eines wüsten Wirrnisses auf den „verständigen“ Mann. Sergius Paulus war zu klar in seinem Denken und zu aufrichtig in seinem Wesen, um trotz seiner Sehnsucht nach Offenbarung der Täuscherei des Elymas zum Opfer zu fallen. Noch mag er in seinem Urteil über den Mann geschwankt haben, da hörte er von Barnabas und Paulus, Verkündigern derselben neuen Lehre, um deren Erkenntnis er sich bei Elymas vergeblich bemühte.

Er ließ sie rufen und war ersichtlich bestrebt, das Wort Gottes zu hören und zu verstehen. Die Einwürfe des Elymas aber waren, von der Frechheit eines Menschen vorgebracht, der weder um die Wahrheit noch um seine persönliche Würde besorgt war, geeignet, die etwa dem Glauben günstigen Gedanken des Römers zu verwirren und von ihrer Bahn zu lenken. Ein loser Mensch kann noch heute den Eindruck einer Predigt an lauschende Heiden zu nichte machen. Es ist eine sehr zarte Sache um keimenden Glauben.

Wenn der Erzähler hier fortfährt: „Saulus aber, der auch Paulus heißt, voll heiligen Geistes, sah ihn an,“ so hat diese Nebeneinanderstellung seines jüdischen und seines römischen Namens Verwunderung erregt und mancherlei Deutungen her-

vorgerufen. Aber ist nicht das Begebnis im Hause des Landvogts geeignet, zu erklären, warum sich der Apostel von nun an ausschließlich mit seinem römischen Namen Paulus nannte? Aus der heiligen Erregung dieser Stunde ist diese Wandelung hervorgegangen. Wie soll der Erzähler den aus einem plötzlichen Affekt hervorgegangenen Entschluß keuscher zurückhaltend und doch deutlicher malen, als wie er es thut? Die Darstellungsweise der Alten ist anders als die der Modernen. Sie stellt, wo sie kann, Thatsachen hin und läßt die Empfindungen darin sich spiegeln. Der wahrheitsdurstige ehrliche Heide in seinem tastenden Verlangen und der lügnerische verächtliche Jude neben einander — das hat auch die natürlichen Sympathien des Apostels wachgerufen für seinen Beruf unter den Heiden. Mit der Wandelung seines Namens gelobt er, den Griechen ein Grieche, den Römern ein Römer zu sein.

Das heilige Zorneswort des Apostels machte den Zauberer blind. Wie er dem Römer das Evangelium zu verdunkeln und ihn auf lichtlose Wege zu locken trachtete, so wandelte er nun selbst im Dunkeln. Von Unruhe gepackt tastete er umher, Hände suchend, die ihn leiteten. Er hatte den Heiden die Hand nicht ergreifen lassen, die ihn führen wollte, und hatte ihm den Frieden nicht gegönnt, nach dem er sich sehnte.

Dem Landvogt war dies Gerichtswunder ein thatsächlicher Beweis für die Lehre der Apostel. Er glaubte. Und doch hätte ihm der Apostel selbst wohl gewünscht, daß seinem Glauben die Geburt aus Schrecken erspart geblieben wäre. Mit Grauen erlebte er hier zum ersten male, daß die entarteten Kinder des auserwählten Volkes den Glauben der Heiden verderbten.

Paphos war der Sitz eines berüchtigten Wollustdienstes. Das Unwesen, was in Antiochien die Vorstadt Daphne brandmarkte, beherrschte hier das Leben der ganzen Stadt. Sollten die Apostel hier öffentlich gepredigt haben? Es ist leichter, daß sich in einer Großstadt wie Antiochien Seelen um die reine Flamme der Wahrheit sammeln, als in der engen Luft einer kleineren, durch die Gewohnheit der Sünde verderbten Stadt. Sollten die Apostel das Heiligtum den Hunden geben und die Perle vor die Säue werfen? Ihre Gedanken wandten sich wieder der Ferne zu.

Es ist wohl kein Zweifel, daß sie ursprünglich gedacht haben, weiter westwärts zu ziehen über das Meer. Aber die

Insel Cypern war mit ihrem Antlitz nach dem Osten gerichtet. Aller Verkehr und alles Interesse war nach Antiochien hingewandt. Selbst die römischen Beamten nahmen ihren Weg nach Paphos über die Hafenstadt von Antiochien. Die politische Wichtigkeit der Insel für die Römer war nicht mehr dieselbe, seit der ganze Orient zu den Füßen Roms lag. Hatte doch in den letzten Jahren seiner Regierung der Kaiser Augustus den Militärgouverneur von Cypern zurückgezogen und hatte die Insel der Verwaltung des Senats zurückgegeben, der nun das Recht hatte, einen Beamten ohne militärische Gewalt nach der Insel zu senden. Der griechische Text des Berichts nennt den Sergius Paulus mit einem Titel, der diese seine Stellung kennzeichnet. Daraus ist auch zu schließen, daß er wie die Beamten des Senats in der Provinz seine Stellung nur für ein Jahr inne hatte. Um so weniger konnten die Apostel auf den Gedanken kommen, durch seinen Einfluß gedeckt einen längeren Aufenthalt in Paphos zu nehmen. Sie wußten, daß seines Bleibens auf der Insel nicht war. Was er vom Evangelium in sich trug, dessen Kunde würde er nach Rom tragen.

Aber sie selbst fanden so bald keine Gelegenheit, sich weiter westwärts zu wenden. Oder haben sie wirklich ein Schiff bestiegen, das westwärts wollte, und sind nur durch Stürme nach Norden verschlagen worden? Die Ausdrucksweise des Lukas läßt eine solche Vermutung sehr wohl zu. Paulus schreibt an die Korinther (II. 11, 25), daß er dreimal Schiffbruch erlitten. An einen Schiffbruch werden wir hier nicht denken dürfen. Das würde erwähnt sein. Die Schiffbrüche, die der Apostel erlitten, gehören einer früheren Zeit an. Wären sie auf den Missionsreisen des Apostels geschehen, so würde sich in dem Bericht des Lukas irgend eine Andeutung finden. Kam der Apostel schiffbrüchig von Cäsarea nach Tarsus? oder mit Barnabas als ein Schiffbrüchiger nach Antiochien? Wir glauben, daß auch dies erwähnt worden wäre. Hätte aber Paulus Versuche gemacht, Tarsus, wo er den Studien lebte, ehe er nach Antiochien ging, in der einen oder anderen Richtung zu verlassen, und wäre durch Unglück auf der See verhindert worden, so wäre das Schweigen der Apostelgeschichte darüber verständlich. — Nach der Erwähnung seines dreimaligen Schiffbruchs aber sagt der Apostel, daß er (nach dem Grundtext) vierundzwanzig Stunden der Wellen Spiel war. Also eine Nacht und

einen Tag hatte man auf seinem Schiff die Möglichkeit verloren, die gewollte Richtung inne zu halten. Diese Zeitdauer stimmt zu der Entfernung von Paphos nach der Küste von Pamphylien. Sind die Apostel dahin verschlagen worden wider ihren Willen? Es war jedenfalls nicht ihre Wahl, sondern die Macht gottgeleiteter Umstände, die sie nach Pamphylien brachte.

Vom Meer zum Gebirge.

Unsre Vermutung, daß eine Windsbraut Paulus und seine Begleiter nach Pamphylien führte, wird in ihrer Wahrscheinlichkeit verstärkt, wenn wir lesen, daß sie nach Perge kamen. Die Hafenstadt für Pamphylien war Attalia. Ein nach Pamphylien bestimmtes Schiff würde dort gelandet sein. Perge war eine kleinere Stadt landeinwärts am Flusse Cestrus gelegen. Wenn ein Sturmwind das Schiff steuerlos vor sich hertrieb, so war es eine gnädige Fügung, daß es die weite sandige Bucht erreichte, wo der Cestrus mündet. Langsam konnte man den Fluß hinauffahren bis Perge.

Hat dieses angstvolle Erlebnis dem jungen Begleiter der Apostel, Johannes Markus, den Mut benommen? Er verließ die Apostel in Perge, während sie gerade jetzt seiner Hilfleistungen doppelt bedürftig waren. War ihm die Reise zu weit ausschauend und zu unberechenbar, zu der sich die Apostel in Perge entschlossen? Er kehrte heim nach Jerusalem, wo seine Mutter Maria wohl noch am Leben war. Allerdings — war irgend eine Reise gefahrvoll und beschwerlich, so war es die durch die pisidischen Hochlande, zu der die Apostel sich anschickten. Die niemals bezwungnen, unstet lebenden Bewohner des Berglandes zwischen den Ebenen an der Küste und der Hochebene im Innern, der die Apostel zustrebten, waren im ganzen Altertum als räuberisches Gesindel bekannt. Eine besondere Gefahr des Weges waren auch die von den Felsen stürzenden Bergströme, die bald versiegend, bald mächtig strömend, auch wohl ihren Lauf verändernd, die Wildnis des Gebirges mit Schrecken füllten. Der Macedonierkönig Alexander hat kaum je einen beschwerlicheren Weg zurückgelegt als damals, da er durch diese Gebirge zog. Paulus redet zweifellos von den Gefahren dieser Reise, wenn er nach Erwähnung der angstvollen Seereise, die ihn nach unsrer Vermutung in Perge landen ließ,

von den Gefahren durch „Wanderungen", von den Gefahren „durch Wasserströme" und „von Räubern" redet (2. Kor. 11, 26). Noch jetzt soll es nach einer Mitteilung des Erzbischofs von Pisidien an einen englischen Reisenden in dieser Gebirgswildnis ein Dorf geben, das den Namen St. Pauli trägt. Das Dorf liege nahe bei einer jener Brücken über die Flußläufte des Eurymedon, die nur mit Lebensgefahr begangen werden können.

Mit Gefahr ihres Lebens sind die Apostel hinaufgezogen nach dem pisidischen Antiochien. Aber wollten sie nach der Weisung des Herrn „ferne unter die Heiden" ziehen, so hatten sie von Perge aus keinen anderen Weg, als über die Pässe des Gebirges nach dem pisidischen Hochland.

Einer jener aus dem Süden hervorbrechenden Winde, wie sie im Frühling das Mittelmeer beunruhigen, mag sie nach Perge gebracht haben. Der Mai ist für die weniger seßhaften Bewohner jener Küsten der Monat, in dem sie hinaufziehen ins Gebirge. Ganze Familien mit ihrem Reichtum an Herden und Zelten vertauschen die heiße Ebene mit den kühleren, bewaldeten Abhängen der Berge. Mit solchen Wanderzügen mögen die Apostel Perge verlassen haben. Wenn wir später hören, daß sie bei ihrer Rückkehr von der Reise Perge wieder berühren und dort das Wort Gottes reden, so deutet der griechische Ausdruck auf eine mehr vertrauliche Verkündigung hin. Sie hatten Freundschaft geschlossen mit den Familien, die mit ihnen hinaufzogen. Aber freilich — weiterhin mußten sie allein ziehen. Die Szenerie wird ernster. Kalte Winde wehen von den schneeigen Höhen. Der Baumwuchs schwindet. Selbst der dunkle Oleander, das Wahrzeichen des Orients, mag an den steilen Abhängen nicht mehr wachsen. Geröll füllt die zwischen ödem Gestein sich windenden Pässe. Haben sie nie den Weg verfehlt? Hat nicht ein reißendes Gewässer sie an der Weiterreise verhindert? Haben Räuber sie bedroht? —

Sie haben unter Gottes Schutz die Höhen überschritten und die Hochebene erreicht, die sich melancholisch vor den Blicken öffnet — vulkanisches Gestein, unterbrochen von Wiesen und Feldern — dort ein See, von wilden Schwänen belebt — Teiche, an denen Störche sich niederlassen — das weite Bild am Horizont begrenzt von den Schneegipfeln des Taurus. An einem weiten Salzsee ziehen sie vorüber, an den sich ein Gebirgszug aus dunklem vulkanischem Gestein schließt. Der Richtung dieser schwarzen

Berge folgend sehen sie auf deren nördlichsten Ausläufern die Gebirgsstadt Antiochien liegen. Ein englischer Reisender, der den Spuren des Apostels zu folgen suchte, hat ihre Ruinen entdeckt. Die Stadt war eine römische Kolonie mit römischer Besatzung. Sie beherrschte die Straße, die sich westwärts nach Ephesus zog, und die andere Straße, die gen Osten durch die cilicischen Pässe nach Tarsus führte.

Sicherlich nicht ohne tiefes Dankgefühl gegen Gott sind die Apostel hier eingezogen. Jüdische Gastfreundschaft hat sie freundlich empfangen. Wir dürfen denken, daß sie gern ausruhten nach den Mühsalen und Ängsten ihrer Reise.

Im pisidischen Antiochien.

Die auf einsamer Höhe liegende Bergstadt war eine Welt im kleinen. Die Ordnung und das Gesetz war römisch. Streng schieden sich die herrschenden Familien von dem geringeren Volk. Die Stadt hatte ein vornehmes Gepräge. Ihre Weltabgeschiedenheit war der Pflege religiöser Gedanken nicht ungünstig. Darum hatten die Juden, deren Zahl in Antiochien nicht groß gewesen sein mag, einen bedeutenden Einfluß. Allsabbathlich hörten nicht nur Juden, sondern auch zahlreiche Heiden der Verlesung der heiligen Lektionen aus dem Gesetz und aus den Propheten zu. Auch vornehme Frauen mischten sich unter die betenden Jüdinnen. Von ihnen scheinen einige die Hoffnung und den Glauben Israels geteilt zu haben.

Es hat für die Apostel etwas Heimatliches gehabt, nach mühseliger wechselvoller Reise wieder den Sabbath zu feiern und in Antiochien alle die gottesdienstlichen Formen wieder zu finden, welche ihnen von Jugend auf heilig waren. Es erklingen die altgewohnten Psalmen und Gebete. Die ernsten Worte des Gesetzes tönen und die wundersamen Weissagungen der Propheten. Daß die Vorsteher der Synagoge die Fremdlinge aufforderten, ihrem Volke ein Wort des Trostes zu sagen, wenn ihnen das Wort zu Gebote stünde (Apostelgesch. 13, 15), war nichts Befremdliches, sondern entsprach der Sitte. Es pflegten solche Redeergüsse in Klagen über den Jammer des auserwählten Volkes sich zu ergehen. Das pharisäische, bußlose Klagen der Juden

ist bis heute ein Hindernis ihrer Bekehrung. Wenn Ankömmlinge aus Jerusalem bei Juden in der Zerstreuung einkehrten, so pflegten solche herkömmliche Klagen der „leidige" Trost zu sein, mit dem sie den Hochmut ihrer Glaubensgenossen speisten. Eine derartige Ausführung erwarteten die Obersten der Schule, da sie die Apostel zum Reden aufforderten.

Paulus war nicht gewillt, auf diesen Sinn einzugehen. Er wollte auch nicht nur als ein Jude zu Juden sprechen. Darum scheint er nicht die Erhöhung betreten zu haben, von der aus man zu der Versammlung zu sprechen pflegte. Aber er erhebt sich von seinem Sitz und winkt mit der Hand — ohne Zweifel eine Gebärde voll Hoheit und Adel bei diesem gebornen Redner, der das Bewußtsein hatte, daß die Worte, die er sprechen wollte, über das zeitliche und ewige Geschick seiner Zuhörer entschieden.

Man hat die Rede des Apostels auf dem Areopag von Athen bewundernswert gefunden — mit vollem Recht. Aber der Rede in der Synagoge von Antiochien gebührt nicht geringere Bewunderung. Sie ist nach Inhalt und Form ein Meisterstück. An die Gedanken der Juden anknüpfend, das Überraschende, was er sagen will, weise vorbereitend, eilt er mit wuchtigen Worten zum Ziel, die Schuld Israels betonend und doch verhüllend, Kreuz und Auferstehung Christi predigend als die Erfüllung des alttestamentlichen Wortes. Er verkündigt die Vergebung der Sünden, die das Gesetz nicht geben konnte. Er predigt den Heilsweg: „wer an Jesum glaubt, der ist gerecht." Er warnt vor der Verachtung des Werkes der Erlösung. Es ist nichts gesagt, was nicht gesagt werden mußte. Die Rede ist wie ein christlicher Katechismus für Juden, alles enthaltend, was sie wissen mußten zu ihrem Heil, und doch geeignet, das Fragen der Heilsbegierde zu erwecken. Eindringlich erklingt das „heute", das in seinem ernsten Tone jedem Israeliten bekannt sein mußte: „Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget." Das „heute" der Ewigkeit ist auch das „heute" der Auferstehung Christi. Und das „heute" der Auferstehung ist dasselbe, das mit dem Ruf an ihre Seelen klopft: „heute, so ihr meine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht." — Der Aufbau der Rede ist ein geschichtlicher. Sie hebt bei den ältesten Wohlthaten Gottes an, die er Israel erzeigt hat. Sie erinnert — nur für das lauschende Ohr bemerklich — an die Schuld Israels in der Wüste. Sie erinnert an die Heimat Israels im gelobten Lande, an die

Richterzeit, deren Dauer der Apostel in der herkömmlichen Weise angiebt. Will man, so mag man in dieser Erwähnung der Richterzeit den Ton jener Melancholie erklingen hören, dessen die Juden begehrten. Auch jetzt sind die Juden von Antiochien unter Richtern, aber unter römischen Richtern im fremden Lande. Er nennt das selbstgewählte Königtum Sauls, das dem gottgeliebten Königtum Davids den Weg bahnte. Er nennt das Königskind aus Davids Stamm, Jesum, den Heiland Israels, der einen heiligeren, willigeren und demütigeren Vorgänger hatte in Johannes dem Täufer. Der Ruf dieses wunderbaren Volksmannes mag bis Antiochien gedrungen sein. Paulus erzählt die Geschichte des Leidens und Sterbens und Auferstehens Jesu — so einfach und eindringlich, als es geschehen kann. Wie die Geschichte Davids weissagend über sich selbst hinausweist und in dem ihre Erfüllung findet, der als „der Heilige Gottes die Verwesung nicht sahe," ist nie überzeugender dargestellt worden, als in der Synagoge zu Antiochien. Der Strom dieser Geschichtsdarstellung endigt mit heiligem Wellenschlag an den Herzen der Hörer.

Eine Ergriffenheit hat sich der Zuhörer bemächtigt, in der bei den einen ein Ja, bei den andern ein Nein schlummert. Aber weder das Ja noch das Nein ist zu voller Entschiedenheit ausgereift, obwohl die Aufforderung der tonangebenden Juden beim Ausgang aus der Synagoge eher klingt wie ein Nein, als ein Ja. Luther ist bei seiner Übersetzung von Apostelgeschichte 13, 42 einer späteren Lesart des Grundtextes gefolgt, die zweifellos unrichtig ist. Man übersetzt die richtige Lesart: „Da sie aber hinausgingen, bat man sie, auf den nächsten Sabbath von diesen Dingen zu reden." Daß diese Übersetzung einem Bedenken unterliegt, wird kein Sprachkundiger leugnen. Ich möchte übersetzen, ohne freilich das Recht meiner Übersetzung hier beweisen zu können: „man bat sie" — das griechische Imperfektum deutet an, daß sie es nicht völlig ernst mit ihrer Bitte meinten — „gelegentlich auf den Sabbath von diesen Dingen zu reden." Die Aufforderung hat in ihrem Ausdruck einen kaum verhehlten Klang von Verachtung und Ablehnung. Der Rücksicht auf die allgemeine Stimmung entstammt die Aufforderung, die Ablehnung entstammt ihrer eignen Stimmung.

Aber viele Juden und gottesfürchtige Proselyten folgten, tiefer ergriffen, den Aposteln nach. Doch nicht eher, als bis die

Versammlung völlig auseinandergegangen, wagen sie, den fremden Lehrern zu folgen. Die leitenden Männer der Synagoge hatten zu deutlich gezeigt, daß sie am liebsten wollten, die Sache möchte im Fluß der Dinge verlaufen. Wie klar die Apostel die Sachlage erkennen, wie bestimmt sie den nahenden Sturm voraussehen, zeigt ihre Ermahnung, daß sie „bleiben sollten in der Gnade Gottes.“ Mit der Aufforderung, die Gnade anzunehmen, verbinden sie die Voraussage, daß sie mutige Treue in kommender Anfechtung werden bewähren müssen.

Sie hatten recht gesehen. Am folgenden Sabbath versammelt sich fast die ganze Stadt — in ehrlicher Absicht, das Wort des Herrn zu hören. Aus der Synagoge scheint eine Kirche werden zu wollen. In aller Stille ist die Wellenbewegung des paulinischen Zeugnisses weiter gegangen. Gesund und still scheint sich hier Großes anzubahnen. Da ergreift der Neid Kains die noch zwischen Ja und Nein schwankenden Gemüter der Juden. Sie gönnen den Aposteln weder das Vertrauen des Volkes noch das Wohlgefallen Gottes. Nur um zu widersprechen, widersprechen sie dem, das von Paulus gesagt ward. Ihr Widerspruch, innerlich hohl, bläht sich bis zur Lästerung auf. Da antworten ihnen die Apostel mit einer offnen und völligen Absage: „Euch mußte zuerst das Wort Gottes gesagt werden; nun ihr es aber von euch stoßet, und achtet euch selbst nicht wert des ewigen Lebens, siehe, so wenden wir uns zu den Heiden.“ Es ist, als habe Paulus, wie zu seiner eignen Seele gewendet, sich selbst rechtfertigend, hinzugefügt: „Denn also hat uns der Herr geboten: Ich habe dich den Heiden zum Licht gesetzt, daß du das Heil seiest bis an das Ende der Erde.“ —

Ein Gerichtswort war es, das über die Juden erklang. Der Juden Verwerfung aber ward der Heiden Heil. Die Absage an Israel war die Zusage für die Heiden. Und sie ergriffen freudig, was die Juden verworfen. Still geht mit Geistesmacht die Scheidung der Geister auch durch die Reihen der Heiden. Waren alle freudig erregt, so wurden doch nur so viele wirklich gläubig, als „ihrer zum ewigen Leben verordnet waren.“ Unter dem Eindruck des Wortes Jesu standen alle Heiden, wie es denn gleichsam von Antiochien aus von unsichtbaren Händen durch die ganze Gegend getragen ward. Den schmalen Weg und die enge Pforte aber fanden nur die Auserwählten.

Der Erfolg war so groß, wie die Apostel ihn nicht zu

hoffen gewagt, so groß, daß auch die Juden ihm nicht offen zu begegnen vermögen. Sie betreten Schleichwege, sich der mächtigen Zeugen zu entledigen. Durch die ihren Einflüsterungen zugänglichen vornehmen Frauen wirken sie auf die tonangebenden Männer der Stadt. Es konnte auch in einer römischen Stadt trotz des römischen Rechts geschehen, daß leise schleichende Anstifter eine Verfolgung über schuldlose Männer erweckten, die mit deren ungesetzlicher Vertreibung aus der Stadt endete. Es mochte den Juden dabei die allgemeine Abneigung der römischen Beamten gegen jeglichen die Geister bewegenden Enthusiasmus zu gute kommen. Die Apostel aber „schüttelten,“ dem Befehle Christi buchstäblich folgend, „den Staub von ihren Füßen über sie und zogen ihre Straße.“

So waren die eben gewonnenen Jünger verwaist. Es erging ihnen aber, wie es zu Jerusalem gegangen war nach dem Hingange Jesu zum Vater. Der Herr sandte ihnen den Tröster, den heiligen Geist. „Sie wurden voll Freuden und heiligen Geistes.“

Eine Welt im kleinen nannten wir die Bergstadt Antiochien. Sie ist jetzt eine Stadt auf dem Berge geworden in einem andern Sinne. Was da geschehen, ist ein Stimmungsbild ohne gleichen, ein typisches Miniaturgemälde für die Geisteskämpfe und Geistessiege der apostolischen Zeit. Wir sehen den Konflikt zwischen dem Heil Israels und dem Heil der Heiden. Wir sehen die ruhige, durch den Geist Gottes bis auf jedes Wort, das sie sprechen, geleitete Thätigkeit der Apostel. Wir sehen die Wellenbewegung des Geistes weiter gehen, als das Wirken der Apostel zu gehen vermag — weiter dem Umfange nach und weiter der Tiefe nach. Die Ausbreitung des Wortes über die Grenzen der Stadt hinaus, die Sammlung der Auserwählten, die Begabung der Jünger mit dem heiligen Geiste, der sie gerade da in Freudenfülle tauchte, als sie traurig den wegeilenden Aposteln nachschauten, das alles ist das Werk des Größeren, dem Paulus und Barnabas dienen.

In Iconium.

Die flüchtigen Apostel führte die Straße nach Iconium, der Grenzstadt zwischen Phrygien und der lycaonischen Landschaft. Sie sahen die weitausgebreitete große Stadt in einem weiten Kranze hoher Berge vor sich liegen. Nur nach Osten war der Blick offen in die Ebene von Lycaonien, die sich unabsehbar wie das Meer ausdehnte.

Iconium war früher eine römische Kolonie gewesen, wie Antiochien. Sie war es nicht mehr, da die Apostel in die Stadt einzogen. Das unruhige Element handeltreibender Griechen hatte die Stadt überflutet. Die zahllosen Schafherden, die auf der lycaonischen Ebene weideten, gaben in ihrer Wolle einen gewinnbringenden Handelsartikel. Für andre Dinge war Iconium das Handelsemporium, das den Verkehr mit dem Innern Asiens vermittelte. Hatte Antiochien ein aristokratisches Gepräge, so Iconium ein demokratisches, wie alle Städte, in denen das griechische Element überwog. Die römischen Beamten werden nicht zahlreich gewesen sein. Sie hielten sich streng abgesondert von der Bevölkerung, so daß wir nicht denken dürfen, sie seien bei dem Sturm, der sich gegen die Apostel erhob, irgendwie beteiligt gewesen. Es waren die Obersten der Judenschaft und die einflußreichsten griechischen Kaufleute, die sich in die leidenschaftliche Erregung der Menge hineinziehen ließen.

Von alters her sind die Juden in Iconium einflußreich gewesen. Aber ihr Einfluß war nicht ein so tiefgehender von so ausgeprägt religiöser Art, wie in Antiochien. Sie werden in irdische Interessen mehr verstrickt gewesen sein. — In derselben Weise wie in Antiochien begeben sich die Apostel in die Synagoge.

Sie haben es nur gelegentlich gethan ohne den Grundsatz, die Versammlung der Juden zum Ausgang für ihre gesamte Wirksamkeit zu machen. Paulus hätte hier nicht eine solche Rede halten mögen, wie in Antiochien. Aber die Gespräche der Apostel mit den Juden und den zu der Synagoge sich haltenden Griechen waren so tiefgehender Art und atmeten so sehr den „Geruch des Lebens zum Leben“ für die einen und „den Geruch des Todes zum Tode“ für die andern, daß eine

große Menge der Juden und Griechen gläubig wurden, daß sich aber die andern Juden um so entschiedener abwandten und jene boshafte und rücksichtslose, im Dienste des Unglaubens so oft erfolgreiche Kunst in Verführung von schon halb gewonnenen Seelen aus den Heiden anwandten. Ein ausgesprochener Gegensatz der Ungläubigen gegen die sich fest als Brüder zusammenschließenden Gläubigen entstand, der, je weiter und je freier im Herrn und je länger die Apostel das Wort der Gnade Christi unter mitfolgenden Zeichen verkündigten, die ganze Stadt erfaßte und in feindliche Parteien schied. Neigung zu Parteiungen ist das weltbekannte Gebrechen des Griechenvolkes. Die Juden aber waren es, die das Feuer schürten und das Wehen der Feindschaft gegen die Apostel zum Sturmwind werden ließen. Man wollte Gewalt brauchen und sie steinigen. Aber sie erkannten den Plan im Entstehen und verließen die Stadt.

An den Aufenthalt des Apostel Paulus in Iconium knüpft sich die kirchliche Sage von der heiligen Thekla, der Jungfrau, die Reichtum und hohen Stand verließ um ihres Glaubens willen. Aber der Nimbus, den die kirchliche Sage um den Aufenthalt des Apostels in Iconium webt, kann den Erfolg des Apostels nicht größer erscheinen lassen, als ihn der schlichte Bericht der Apostelgeschichte erscheinen läßt. — Ein wie verschiedenes Bild bietet der Aufenthalt des Apostels in Iconium von dem in Antiochien. In Antiochien eine Wirksamkeit weniger Wochen, in Iconium eine durch Monate ausgedehnte Thätigkeit, die lange genug dauerte, um eine Scheidung der Geister durch die ganze große Stadt hin zu veranlassen. In der vornehmen Kolonialstadt eine feierliche einmalige Bezeugung des Evangeliums, in der unruhigen Griechenstadt freiere Besprechungen in Rede und Gegenrede. In Antiochien die Sammlung einer stillen, geistgesalbten Gemeinde aus wohlbereiteten Seelen. In Iconium eine große Gemeinde, die aus den verschiedensten Elementen wird gesammelt worden sein. In Antiochien der stille, mächtige Einfluß des Wortes allein, in Iconium neben dem Wort Zeichen und Wunder, die das Wort beglaubigten. Wie verschieden waren diese Gemeinden von einander, und doch waren sie beide Pflanzen, die der himmlische Vater gepflanzt hatte. Ihre Gestalt entstammte dem natürlichen Boden, aus dem sie entsprossen, ihr Wesen dem Himmelreich, für das sie reiften.

In den ländlichen Bezirken Lykaoniens.

Die noch heute selten von Europäern betretene Hochebene von Lykaonien hat Reisende an die weiten Hochsteppen des innern Asien erinnert. Eine den Boden hie und da bedeckende Salzkruste begünstigt das Wachstum von Pflanzen, die die Kamele, wenn sie in Handelskarawanen das Land durchziehen, gierig naschen. Es fehlt nicht an fruchtbarem Boden, wohl aber an Wasser, sodaß man Schafe das Land abweiden ließ, wenn nicht ein regenreiches Jahr den Ackerbau ermöglichte.

Wenn die Apostel flüchtigen Fußes etwa nächtlicher Weile aus der Gebirgsumwallung um Iconium heraustraten, so mochten sie im Glanze der Morgensonne aus dem fernen Armenien einige Schneegipfel herüberleuchten sehen. Der nähere Horizont aber war beherrscht von dem im Südosten jählings emporsteigenden schwarzen Felsengebirge, dem Kara Dagh — in der Richtung nach Cilicien zu, der Heimat Pauli.

Waren die Apostel von Gedanken der Erinnerung bewegt, so mochte ihnen der Gegensatz ihrer bisherigen Thätigkeit zu derjenigen, der sie entgegengingen, lebhaft vor die Seele treten. In dem Babel der damaligen Welt, dem syrischen Antiochien hatten sie gepredigt; sie hatten auf dem üppigen, meerumflossenen Cypern einem römischen Machthaber das Wort Gottes gesagt. In einer vornehmen römischen Pflanzstadt hatten sie eine Gemeinde gesammelt und in dem ruhelosen Treiben eines großen Handelsplatzes sich Gehör verschafft für die Botschaft der Gnade. — Jetzt wenden sie sich unter Gottes Führung einer ländlichen Bevölkerung zu. Die Hirten in den verstreuten Dörfern, die Bauern in den kleinen Landstädten Lykaoniens verstehen nur mühsam das Griechisch der Apostel. Es war mühsam, von Ansiedelung zu Ansiedelung die Elemente der neuen Religion in der einfachsten Weise zu lehren. Auf diesen weltentlegenen Steppen hat man wenig gemerkt von dem Siege des Westens über den Osten zur Zeit des großen Alexander. Man sah durchziehende Heeresabteilungen und erfuhr gelegentliche Plünderungen. Die griechische Kultur hat hier wenig Eingang gefunden, obwohl die Lykaonier ohne Zweifel den Griechen stammverwandt waren. Griechische Händler werden die einzigen Fremdlinge ge-

wesen sein, die die Bevölkerung an die Welt jenseits ihrer Berge erinnerten. Die römische Weltherrschaft bekümmerte sich nicht um die so einsamen Steppen. Hier war alles noch, wie es vor Jahrhunderten war. Hier hatte man den Zeus als den Schutzgott der Hirten und Bauern schon verehrt, ehe ihn die Phantasie der Hellenen zum König der Götter erhob. Hier glaubte man noch allen Ernstes, daß er mit seinem betriebsamen redefertigen Begleiter, dem Hermes, seinen Schutzbefohlenen erscheinen könne — Menschengestalt annehmend. Die Sage von Philemon und Baucis, den freundlichen Wirten von Göttern in Menschengestalt, spielt in dieser Gegend. — Man kann auch in Indien in Dörfer kommen, in denen einen der Hauch längst vergangener Jahrhunderte anweht, an deren Bewohnern die muhammedanische Fremdherrschaft ebenso achtlos vorüberging, als Englands Einfluß. —

Für ein längeres Wirken in solcher Gegend war die Wahl eines Standortes wichtig. Daß die Apostel ihren Standort von Lystra nach Derbe verlegten, hatte seinen Grund in einem Ereignis, das den Aposteln auch in dieser weltentlegenen Gegend das Kreuz ihres Heilandes zeigte. — In den einfachen Verhältnissen einer kleinen Landstadt, wie Lystra, findet ein armer Krüppel bei dem natürlichen Mitgefühl seiner Ortsgenossen allgemeine Teilnahme. Solche Betrachtungen kann man noch jetzt im heidnischen Indien machen. Je näher der Natur, desto näher dem Mitleid. Die Heilung des Krüppels durch das Wort des Apostels erregte die ganze Stadt zu freudiger Dankbarkeit. Der Krüppel hatte der Predigt des Apostels zugehört. Es mag das Wort „Heilung“, „Rettung“ erklungen sein. Der Apostel sprach von der Rettung der Seelen. War es mangelndes Verständnis der Sprache des Apostels, war es die Befangenheit im Gefühl seines leiblichen Elends, der Krüppel meint in den Worten des Apostels die Verheißung seiner leiblichen Heilung zu hören. Mit treuherzigem Vertrauen sieht er den Apostel an. Da trifft ihn aus dem großen, sprechenden Auge des Apostels ein Blick des Erbarmens. Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, wie wunderschön der griechische Ausdruck des Lukas diesen erbarmenden, für den Armen sprechenden Blick des Apostels abmalt im Gegensatz zu jenem Blick Pauli, der wie ein Blitz auf den Zauberer Elymas fiel. Der Apostel

durchschaut die Gedanken des Lahmen und spricht mit erhobener Stimme das Wort der Heilung.

Man mag in Lystra schon längst nicht gewußt haben, wofür man die wunderbaren Fremdlinge halten soll. Jetzt meint man die Lösuńg des Rätsels gefunden zu haben. Die Schutzgötter der Stadt, deren Heiligtum vor den Thoren steht, sind erschienen. Man ruft laut seine Gedanken auf Lykaonisch; denn in der Erregung redet jeder seine Muttersprache. Der Priester macht sich auf. Mit Opfertieren und Blumenkränzen zieht das Volk dem Priester nach in feierlicher Prozession, dem Gott in seinem Heiligtum zu opfern. Die Apostel mögen sich zurückgezogen haben vor dem Stimmengewirr, das der Heilung des Lahmen folgte. Da sie aber hören, was geschieht, ergreift sie Entsetzen. Der Gedanke mag sie erschüttert haben, ob es weise war, durch ein Wunder den Aberglauben des unmündigen Volkes zu wecken. Sie „zerreißen ihre Kleider" und springen unter das Volk, um gut zu machen, was sich noch gut machen läßt. Was sie reden, sind Worte, in der Erregung gesprochen. Aber welche Weisheit und welches Erbarmen redet in ihren Worten! Im hervorbrechenden Affekt zeigt sich am deutlichsten, was in einem Menschen lebt. „Sterbliche Menschen," gleicher Leiden teilhaftig, nennen sie sich, wie das arme Volk, unter dem sie stehen. Sie bezeugen ihnen den lebendigen Gott, den Schöpfer des Himmels, der sich sonnenglänzend über ihrer Heimat wölbt. Er hat auch das ferne Meer geschaffen, das sie noch nicht gesehen. So mögen sie auch an den unsichtbaren Gott glauben, der lebt, ob sie ihn gleich nicht sehen. Von alters her sind sie ihre eignen Wege gegangen, wie alle Heiden. Aber auf ihren Wegen hat sich Gott ihnen nicht unbezeugt gelassen. Sie wohnen in einem Lande, das keine Quellen und Ströme hat, in einem Lande, das sehnsüchtig um Regen zum Himmel emporschaut. Wenn es nicht regnet, verschmachtet das Land, und seine Bewohner hungern. Hat nicht Gott seine Güte bezeugt, indem er vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gab? —

So einfach und mächtig ihre Worte sind, so sehr auf das Verständnis des Volkes berechnet, so werden sie doch von der Menge nicht verstanden. Sie konnten kaum das Volk stillen, daß sie ihnen nicht opferten. — Sie opferten wirklich nicht. Aber den Grund, warum sie es nicht thun durften, verstanden sie nicht. Solche Stimmungen sind bei beschränkten Menschen

gefährlich. Sie nehmen es übel auf, nicht zu verstehen und nach ihrer Meinung nicht verstanden zu werden. —

Bei dieser Mißstimmnng einer kleinstädtischen Menge hatten die Juden von Antiochien und Iconium, deren Späher den Aposteln bis hierher gefolgt waren, leichtes Spiel: St. Paulus wurde von der erregten Volksmenge gesteinigt und für tot aus der Stadt geschleift. Wir sehen, auf welchen der Apostel es der unversöhnliche Haß der Juden hauptsächlich abgesehen hatte. Die Juden hielten den Paulus für den Mächtigeren, während das urteilslose Volk von Lystra den Barnabas wohl um seiner größeren Gestalt, vielleicht auch um seines höheren Alters willen für den Mächtigeren gehalten, dessen Diener der weniger ansehnliche und jüngere Paulus sei.

Traurig umstanden die Jünger die Leiche Pauli, wie sie meinten. Auch in Lystra hatten die Apostel dem Herrn Jünger gewonnen, die sich zu ihrem Lehrer zu bekennen wagten, als unverständiger Haß ihm Schmach und Tod anthat. War es das weinende Gebet der Gläubigen, das den Apostel erweckte? Er erhob sich und ging furchtlos in die Stadt zurück, — in der ja seines Bleibens nicht länger sein konnte. Am andern Tage verließ er mit Barnabas die Stadt und siedelte nach Derbe über, wo ihnen der Herr nach viel Trübsal eine Zeit friedlicher und erfolgreicher Thätigkeit schenkte.

Man hat die Ruinen von Lystra und Derbe vergeblich gesucht. Daß aber das Wirken der Apostel eine dauernde Frucht in der Ebene von Lykaonien hinterlassen, darauf deuten noch heute Ruinen aus christlicher Zeit am Fuß des Kara Dagh, die den Namen Bin-bir-Kilisseh (Tausend und ein Kirchen) tragen. Die seldschuckischen Eroberer haben sich über die vielen christlichen Kirchen in der einsamen Gegend gewundert, so mag man aus diesem Namen schließen.

Die Rückkehr nach dem syrischen Antiochien.

Wenn die Apostel nach Beendigung ihrer Thätigkeit in Lykaonien nach dem syrischen Antiochien zurückkehren wollten, so hätten sie können durch die cilicischen Thore nach Tarsus gehen und von da nach Antiochien. Aber sie wählen den mühsameren und gefährlicheren Weg von Derbe über Lystra nach Iconium,

von da nach dem pisidischen Antiochien, um von dort durch die unwegsamen Gebirge zur Meeresküste zu gelangen. Es gehörte dazu mehr heilige Tapferkeit, als die schlichte Erzählung des Lukas vermuten läßt. Die Apostel werden nicht das Gefühl gehabt haben, daß sie etwas Sonderliches thaten, wenn sie den schwereren Weg dem leichteren vorzogen. Lag es ihnen doch ob als eine Pflicht der Liebe und des Amtes, die eben gewonnenen Seelen zu stärken, zu ermahnen und zu trösten. In wie großer Anfechtung und Gefährdung sich die jungen Gemeinden befanden, läßt sich aus der Weise abnehmen, wie die Apostel sie aufrichteten. Sie sagten: „wir müssen durch viel Trübsal in das Reich Gottes gehen.“ Sie schließen sich mit ihnen zusammen. Die Jünger sahen an dem Vorbild der Apostel, daß der Weg zur zukünftigen Herrlichkeit durch Trübsale gehe. — Die Zukunft der Gemeinden hing an der geordneten Ausübung der Seelsorge. Man merkt es selbst den schlichten Worten des Lukas an, mit welchem Ernst sie bei Auswahl der Ältesten zu Werke gingen, die sie unter Gebet und Fasten dem Herrn darstellten, daß ihr Amt ein heiliges Opfer dem Herrn werde, wie sie ihr persönliches Heil dem Herrn verdankten. Die Bestellung der Ältesten war eine heilige Opferhandlung. Opfersinn wird nötig sein, um das Ältestenamt recht auszurichten. — So war denn auf diesen weltentlegenen Hochebenen Kleinasiens eine Kirche Christi gegründet, die auch nach dem Weggang der Apostel in Wort und Sakrament einem unsichtbaren Heiland lebte — in Trübsalen ihrer ewigen Hoffnung entgegen reifend.

Dankbaren Herzens werden die Apostel ihren Weg durch die pisidischen Hochpässe und Gebirgsschluchten angetreten haben. Am Ende ihres Weges sahen sie das malerisch an zwei Hügeln hingelagerte Perge liegen. Zur Gründung einer Gemeinde scheint es hier nicht gekommen zu sein. Ihre Thätigkeit wird nicht über Besprechungen mit einzelnen Familien hinausgegangen sein. Vielleicht war der Herbst noch nicht weit genug vorgerückt, um eine größere Thätigkeit zu ermöglichen. Die Bewohner waren noch auf den Bergen. Oder hat es sich auch hier zum ersten Male gezeigt, daß das Evangelium bei nomadisierenden Bevölkerungen schwer haftet?

Nach kurzem Aufenthalt in Perge ziehen sie hinab nach der Hafenstadt Pamphyliens, dem prachtvollen Attalia. Diese von den unternehmungslustigen syrischen Herrschern gegründete

Stadt verhielt sich zu dem am Cestrus liegenden Perge wie die Hafenstadt Cadiz in Spanien zu dem am Guadalquivir gelegenen Sevilla. Obwohl der Cestrus nicht in den Busen von Attalia mündete, war Attalia doch die Hafenstadt von Perge. — Die Apostel haben nicht daran denken können, in dem unruhigen Treiben der Hafenstadt das Evangelium zu verkündigen. Sie bestiegen ein Schiff, um nach Antiochien zurückzukehren. Die Gemeinde dort sahen sie als die Heimstätte ihres apostolischen Wirkens an. Ihr Blick mag, indem sie den Hafen verließen, noch einmal auf den fernen Bergen geruht haben, hinter deren blauen Zinnen die geliebten Gemeinden wohnten, die dem Wort des Herrn waren gehorsam geworden. In donnernden Katarakten sahen sie von den Felsen am Hafen jene Gewässer ins Meer stürzen, die sie hoch im Gebirge auf schwindelnden Brücken überwandert, deren Quellen nahe über jenem Hochlande lagen, an das sie unvergeßliche Erinnerungen banden. Wird der Glaube, welcher eben in weltabgelegenen Gemeinden zu quellen anfängt, auch zum mächtigen Strom werden, der sich über weite Ebenen befruchtend ergießt?

In Antiochien werden sie mit Freuden empfangen worden sein. Kehrten sie doch als Sieger heim, denen der Herr verschlossene Thore aufgethan hatte. Der Ausdruck, in den sie ihre Siegesbotschaft kleiden, ist sehr zart: „Sie verkündigten, wie viel Gott mit ihnen gethan hatte, und wie er den Heiden hätte die Thür des Glaubens aufgethan.“ Man empfand es als ein Gotteswunder, daß den Heiden sich die verschlossenen Thore des Himmelreichs öffneten.

Wie wenig die Apostel geneigt waren, auf eignen Entschluß hin weiteres zu unternehmen, wie sehr sie ihr Thun und Lassen in Gottes Hand gestellt hatten, zeigt ihr längeres Verweilen in Antiochien. Jahre lang blieben sie da, ohne etwas andres zu thun, als daß sie mit den übrigen Ältesten die Gemeinde pflegten. So wichtig es war, daß die Gemeinde in dieser Weltstadt reichlich Öl in ihre Lampen nehme, so war doch dies stille Wirken der Apostel dem Anschein nach geringer, als das der freien Evangelisation, bei der sie so wunderbarer Erfolg begleitete. Wer nach scheinbar Größerem mit scheinbar Geringerem sich ruhig genügen läßt, zeigt, daß er Gottes Diener ist. Für die Mission aller Zeiten aber liegt darin die Mahnung, über dem, was man gewinnen möchte, das nicht zu vergessen, was man gewonnen.

Mehrere Jahre blieben die Apostel in Antiochien. Denn erst im Jahre 50 oder 51 gingen sie wieder nach Jerusalem hinauf. Paulus sagt (Gal. 2, 1), daß diese Reise vierzehn Jahre nach seinem ersten Zusammentreffen mit den Aposteln in Jerusalem stattgefunden habe. Diese erste Anwesenheit zu Jerusalem nach seiner Bekehrung kann nicht vor dem Jahre 36 gedacht werden, da die Bekehrung nicht vor dem Jahre 33 unsrer Zeitrechnung, also vier oder fünf Jahre nach Christi Himmelfahrt geschehen sein kann. Zwischen ihr und seiner Rückkehr nach Jerusalem lagen drei Jahre, in welche sein arabischer Aufenthalt fällt. Also bis zum Jahre 50 oder 51 blieben die Apostel in Antiochien. — Die Zeit und die Zeitdauer ihrer Missionsreise in das Hochland Kleinasiens kann nur vermutungsweise bestimmt werden. Wir wissen, daß sie im Jahre 44 von Antiochien nach Jerusalem gingen, um die Spende der Gemeinde zu überbringen. Es ist wahrscheinlich, daß sie, den Landweg benützend, schon im Winter 44 zu 45 nach Antiochien zurückkehrten. Dann sind sie im zeitigen Frühling 45 nach Cypern hinübergegangen. Haben sie dort nur kurze Zeit verweilt, so mag es ein Frühlingssturm desselben Jahres gewesen sein, der sie in die Mündung des Cestrus nach Perge trug. Ihr Aufbruch von dort ins Gebirge wäre schwerlich zu andrer Zeit gewagt worden, als im Frühsommer. War doch die Reise durch das unbekannte Hochgebirge zu weitaussehend, als daß sie etwa im Herbst hätten ihre Reise beginnen können. Also der Sommer 45 findet sie auf der pisidischen Hochebene. Wahrscheinlich haben sie den Winter in Iconium zugebracht. Wir wissen, daß sie dort längere Zeit Aufenthalt nahmen. Nur im Winter war ein ruhiges Wirken in der Handelsstadt möglich, deren Interessen im Sommer völlig von den kommenden und gehenden Handelskarawanen in Anspruch genommen waren. Den darauf folgenden Frühling und Sommer haben sie dann in Lykaonien zugebracht, und der Spätherbst 46 fand sie wieder in Antiochien. Ist diese Berechnung richtig, so sind es mindestens vier Jahre, die die Apostel in Antiochien verbrachten, ehe sie aufs neue nach Jerusalem hinaufzogen.

Das Apostelkonzil.

Nicht nur in friedlicher Pflege der großen Antiochenischen Christengemeinde verflossen den Aposteln die Jahre, bis sie genötigt waren, nach Jerusalem hinaufzuziehen, sondern auch in ernster Sorge. Sie sahen ein Wetter über die Kirche heraufkommen, das die jungen Pflanzungen des heiligen Geistes zu vernichten drohte. Wenn einzelne aus der Muttergemeinde zu Jerusalem nach Antiochien kamen mit der verwirrenden Lehre, die Heidenchristen müßten sich durch die Beschneidung dem mosaischen Gesetz unterwerfen, anders könnten sie nicht selig werden, so sprach sich in dem Begehr dieser Sendlinge Sinn und Geist eines großen Teils der gläubig gewordnen Judenschaft aus. Pharisäische Einflüsterungen fachten das glimmende Feuer des Nationalstolzes auf. Fleischlicher Hochmut mischte sich mit dem sittlichen Abscheu vor der Zuchtlosigkeit der Heiden. Was mag sich ein Jude, der in Jerusalem streng nach dem Gesetz der Väter lebte, von einer heidenchristlichen Gemeinde für ein Bild gemacht haben? Die Herrschaftssehnsucht des auserwählten Volkes war in der christlichen Taufe nicht völlig erstorben. Konnte Israel die Welt nicht beherrschen, so sollte es wenigstens in der Kirche herrschen. Das war der Gedanke, der gerade damals erwachte, als das Evangelium seine Siege in der Heidenwelt zu feiern anfing. Konnte man Christo seine Herrschaft unter den Völkern nicht streitig machen, konnte man nicht durch Christum über die Völker herrschen, wie man geträumt, so wollte man es durch Moses thun, dessen Gesetz den Heiden aufzwingend. Die Macht und die verderbliche Wirkung dieses Gedankens haben die beiden Apostel klar erkannt. Nicht eine Stunde waren sie zweifelhaft, ob sie solchen Ansprüchen auf das entschiedenste entgegentreten sollten. Sie mußten es thun um der Freiheit des heiligen Evangeliums willen. Es war die weltweite Zukunft der Kirche, die sie gegen jüdische Herrschaftsgelüste verteidigten. — Auch die Antiochenische Gemeinde erkannte nach dem prophetischen Geiste, der in ihr lebte, die Tragweite solcher aus der ihr ehrwürdigen Muttergemeinde zu Jerusalem kommenden Ansprüche. Sie beschloß eine Abordnung der beiden Apostel Paulus und Barnabas und Einiger aus ihrer Mitte an die Apostel und Ältesten zu Jerusalem, um in voller Offenheit die Frage zu besprechen. Unter

den Abgeordneten war auch Titus, wie wir im Galaterbrief von Paulus selbst hören (2, 1). Es scheint, er war der einzige Heidenchrist unter den Abgeordneten und auf Pauli ausdrücklichen Wunsch beigeordnet, damit offenbar würde, daß auch ohne Annahme der Beschneidung persönlicher Verkehr und Glaubensgemeinschaft mit den Brüdern in Jerusalem möglich sei. Es beweist, welches Vertrauen die Heidenchristen in Antiochien zu ihren Brüdern aus der Beschneidung hatten, daß sie die Vertretung ihrer Interessen ausschließlich Judenchristen anvertrauen wollten, ein Edelsinn, der das Urteil rechtfertigt, welches wir über den sittlichen Stand der Antiochenischen Gemeinde aussprachen. Paulus selbst aber wird zweifelhaft gewesen sein, ob er die Abordnung begleiten sollte. War doch sein Name bei der pharisäischen Partei besonders verfehmt. Eine ausdrückliche „Offenbarung" veranlaßte ihn, dem Wunsch der Gemeinde zu entsprechen (Gal. 2, 2). — Wie tief die Antiochenische Gemeinde durch die Angelegenheit erregt und beteiligt war, gab sie durch das Geleit kund, mit dem sie ihre Abgeordneten ehrte, die zur Verteidigung von Wahrheiten, an denen der Bestand der Kirche hing, den nicht leichten Weg nach Jerusalem antraten. Die breite römische Straße, deren Reste noch jetzt vorhanden sind, führte sie durch Phönizien über dem Felsengestade des Meeres hin nach Samarien. Es ist begreiflich, daß sie bei den samaritanischen Gemeinden große Freude erregten durch die Erzählung von dem Wandel der Heidenchristen. Die versprengten Häuflein der gläubig gewordnen Samariter fühlten sich durch das aus dem Geiste stammende Anwachsen der Christenheit aus den Heiden in ihrem Rechte gestärkt. War doch die samaritanische Kirche eine Vorhut der Völkerkirche.

Es war nicht nur die dankbare Liebe der Christen, sondern auch das Herkommen der orientalischen Gastfreundschaft, welche den Antiochenern einen, wenn nicht herzlichen, so doch ehrenden Empfang in Jerusalem bereitete. Selbst Titus durfte nichts von einer Zurückweisung erfahren, und die Zumutung, sich beschneiden zu lassen, ist an ihn nicht gestellt worden (Gal. 2, 3). — Ehe aber die peinliche Angelegenheit, zu deren Austrag man hinaufgezogen, in öffentlicher Gemeindeversammlung besprochen wurde, hielten die Abgeordneten private Besprechungen mit den Aposteln und Ältesten der jerusalemischen Gemeinde. Das, was Paulus darüber an die Galater schreibt (2, 6—11), läßt uns in Verbindung mit dem Bericht in der Apostelgeschichte ein ziemlich

genaues Bild der Besprechungen gewinnen. Paulus und Barnabas ließen die Thatsachen reden. Gottes Wundermacht war bei ihrem Wirken unter den Heiden gewesen. Es war offenbar, daß ihnen das Apostolat für die Völkerwelt durch göttliche Gnade anvertraut war, wie dem Petrus und seinen Mitaposteln die Arbeit an Israel. Es waren Jakobus und Petrus und Johannes, die mit Freudigkeit und ohne Rückhalt im Namen der Muttergemeinde, deren „Säulen“ sie waren, das Apostolat Pauli für die Evangelisierung der Heiden anerkannten. Nicht ohne Ergriffenheit und mit dem Bewußtsein einer großen, durch den heiligen Geist geschenkten Stunde sehen wir zu, wie die Apostel Israels den Aposteln der Heiden die rechte Hand „der Gemeinschaft“ reichen in neid- und streitloser Anerkennung der ihnen verliehenen Gnade — einem der heiligsten und folgenreichsten Vorgänge der apostolischen Zeit. Wie es der größte Beweis des Vertrauens ist, eine Wohlthat zu erbitten, so bitten die Apostel Israels von den Aposteln der Heiden, sie möchten der äußeren Armut der palästinensischen Christen gedenken. Mit der ihm eigenen Energie der Liebe hat Paulus nachmals dies Versprechen eingelöst. — So war mit den Ältesten die Frage geordnet. Denn die Unabhängigkeit der Heidenkirche war mit der Unabhängigkeit des Heidenapostolats anerkannt. Es erübrigte, die von anderen Strömungen erregte Gemeinde für diese Stimmung zu gewinnen.

Die pharisäisch Gesinnten in der Gemeinde hatten ihre Forderung klar genug ausgesprochen: man muß die Heiden beschneiden und gebieten, zu halten das Gesetz Mosis (Apostelgesch. 15, 5). Das war es auch, was in der Versammlung der Gemeinde geltend gemacht wurde unter viel leidenschaftlicher Rede und Gegenrede. Da war es des Petrus Wort, welches diese aufgeregten Wogen sänftigte. Er ist wirklich der Fels, auf den der Herr seine Gemeinde baut. Thatsachen sind mächtiger als Meinungen. Die Thatsache, daß die Heiden glauben durch den heiligen Geist, die Thatsache, daß es nur einen Weg der Seligkeit giebt für Juden und Heiden, die Gnade Jesu Christi, das ists, was er in schlichter Weise darlegt. Er erinnert daran, daß das Gesetz keine Macht hatte, selig zu machen, nach ihrer eignen Erfahrung. Wie würden sie sonst Christen geworden sein. Das Gesetz ist ein Joch, welches weder sie selbst, noch ihre Väter zu tragen vermochten. Es hieße, Gott versuchen, ein solches Joch den Christen aus den Völkern aufzulegen. — Der Apostel hatte

an die innerste Erfahrung seiner jüdischen Brüder appelliert — nicht vergeblich. Denn es trat eine lautlose Stille ein, die nicht nur äußerlich war, sondern mit innerer Sammlung hörte die Menge den Bericht des Barnabas und Paulus. Es war keine leichte Aufgabe, sonderlich für Paulus, hier zu sprechen. Mit heiligem Taktgefühl ließ er seine Person völlig aus dem Spiel, und nur das Zeugnis von den großen Wundern und Zeichen erklang, die Gott durch sie gethan hatte. Auch die gläubigen Juden fragen nach Zeichen. — Zu dem Thatbeweis aber fügt Jakobus den Beweis aus dem alttestamentlichen Wort. Vielleicht noch in höherem Maße als Petrus besaß Jakobus, des Herrn Bruder, das Vertrauen der jerusalemischen Gemeinde, auch derer, die einen besonderen Ton auf das Wort legten: das Heil kommt von den Juden. Sein ganzes Wesen wurzelte im Alten Bunde. Gegen seine Gesetzesstrenge wurden keine Bedenken laut. Seine Erscheinung glich der eines alten Propheten. Er war die Verkörperung eines an den Messias gläubig gewordenen Israeliten ohne Falsch. Was Paulus und Barnabas erzählt hatten, das ging über das Maß seiner Erfahrung hinaus. Er kommt nicht darauf zurück. Aber die Erfahrungen des Petrus, den er mit seinem jüdischen Namen Simon nennt, sind ihm ein unleugbarer Beweis, daß Gott auch die Heiden besucht hat mit seinem Heil. Das liegt im Heilsplan Gottes, wie er aus einem Worte des Propheten Amos beweist. Er mochte wohl die Ahnung haben, daß die Hütte Davids noch weiter zerfallen werde. Aber er bescheidet seine Gedanken: „Gott sind alle seine Gedanken bewußt von der Welt her.“ Wie heilige Resignation erklingt es in seinen Worten. Israel ist nicht bestimmt zu herrschen, sondern den Völkern zu dienen. Darum soll man den Heiden, die sich zu Gott bekehren, nicht „Unruhe machen.“ Aber man soll auch von den Heiden fordern, daß sie, wenn sie eines Heils mit Israel teilhaftig werden wollen, die berechtigten Empfindungen Israels schonen, wie man das auch von den Proselyten verlangte, ohne ihnen das ganze Gesetz aufzulegen. Die christgläubigen Juden sollten die Gewißheit haben, daß die Heiden, die zum Heil Christi kommen, sich enthalten „von Unsauberkeit der Abgötterei, und von Hurerei, und vom Ersticken, und vom Blut.“ Sind doch die meisten der Heiden, die an Christum gläubig geworden, seit langem in der vorbereitenden Schule des Gesetzes. Es können ihnen diese Forderungen nicht völlig fremd sein. „Denn Moses

hat von langen Zeiten her, in allen Städten, die ihn predigen, und wird alle Sabbathertage in den Schulen gelesen." Ist es wahr, daß Gott die Heiden ohne das Gesetz selig macht, so ist auch das andre wahr, daß er seinem Gesetz eine ökumenische Erziehungskraft auch für die Heiden beigelegt hat. Seine sittlichen Forderungen werden auch die Heiden anerkennen müssen, obwohl sie vom Ceremonialgesetz frei sind. Sittliche Forderungen sind die Enthaltung von Götzenopfer und von Hurerei. Wie weise es war, ein solches Gebot für die im sittlichen Schmutz der Unkeuschheit versunkenen, mit dem Götzendienst in allen ihren Anschauungen verwachsenen Heiden aufzustellen, zeigt uns die Lektüre des 1. Korintherbriefs und der apokalyptischen Sendschreiben. Aber auch die Enthaltung von Ersticktem und von Blut war im Sinne einer Forderung an das Gewissen der Heiden gemeint. Die Heidenchristen durften um der Liebe willen nicht Dinge für erlaubt halten, die ihren Brüdern aus Israel der Gegenstand tiefsten Ekels und sittlichen Abscheus waren. —

Welchen tiefen und versöhnenden Eindruck der Vorschlag des Jakobus machte, zeigt der Umstand, daß sich keine Stimme dagegen erhob, ja daß damit das letzte Wort gesprochen und die Frage gelöst erschien. Den Heiden war der freie Zugang zum Heil in Christo eröffnet. Israel lud die Heiden zum Messias der Völker. Für die israelitischen Christen aber war der Argwohn abgethan, als öffne die Kirche ihre Thore für heidnische Zuchtlosigkeit.

Die Antiochenische Gemeinde hatte die peinliche Frage in allem Vertrauen vor die Ältesten zu Jerusalem gebracht. Dies Vertrauen war nicht enttäuscht worden. Wir dürfen denken, daß Paulus mit heiliger Freude diesen Ausgang der Dinge erlebt hat. — Es waren von Antiochien aus alle Formen beobachtet worden, um die Sache zu einem günstigen und völligen Austrage zu bringen. Solche Formen wurden auch von Jerusalem aus beobachtet. In voller Würdigung der Wichtigkeit, welche dieser Sache beiwohnte, beschloß man feierlich, zwei angesehene Vertrauensmänner, den Judas Barsabas und den Silas, mit Paulus und Barnabas nach Antiochien zu senden. Sie waren die Überbringer eines nach griechischer Sitte verfaßten Dokuments, das wohl im ganzen Lauf der Kirchengeschichte nicht seines gleichen hat. Man hatte die Leitung des heiligen Geistes

so deutlich gespürt, daß der ganze Brief dieses Bewußtseins voll ist. Einfältig und groß wird die Streitfrage bezeichnet und entschieden, nicht ohne den geliebten Brüdern Barnabas und Paulus ein Ehrenzeugnis auszustellen.

In Antiochien hat man dieses Dokument mit rückhaltloser Freude angehört. Die Forderungen, die gestellt wurden, fand man selbstverständlich. Es war in Antiochien längst darnach gehandelt worden. Eine Freudenzeit brach für die Gemeinde an nach bangen Sorgen. Die beiden Sendlinge von Jerusalem stellten ihre prophetische Gabe in den Dienst der Gemeinde. Auch als diese wieder zurückgekehrt waren, mit dem Friedensgruß der Gemeinde gesegnet, schlugen hohe Wellen geistlichen Lebens durch die Gemeinde und über die Gemeinde hinaus. Denn der Bericht des Lukas scheint anzudeuten, daß damals das Evangelium von den Aposteln und ihren Helfern auch außerhalb der Gemeinde verkündigt wurde.

Vielleicht hat Paulus nie eine glücklichere Zeit in seinem Leben gehabt, als diese. Der drohende Riß zwischen Israel und der Kirche aus den Heiden schien beseitigt. Im Einvernehmen mit seinen Brüdern nach dem Fleisch konnte er sein heiliges Werk treiben. Er durfte hoffen, daß die Gläubigen aus Israel mit den Gläubigen aus der Völkerwelt zu einer heiligen Gemeinde immer fester zusammenwachsen werden.

War doch von beiden Seiten ein Entgegenkommen heiliger Liebe gezeigt worden, dessen Einzelheiten ein fast sinniges und liebliches Gepräge trugen. So hatten die Ebräer von Jerusalem in ihrem Briefe die Antiochenische Gemeinde mit dem griechischen „freuet euch“ gegrüßt. Die Antiochener aber hatten die Jerusalemischen Abgesandten mit dem hebräischen Friedensgruße entlassen. —

Da trat ein Ereignis ein, das Pauli Hoffnung in einem nicht geringen Maße herabdrückte.

Petrus in Antiochien.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß der Bericht des Lukas zwischen dem 35. und 36. Verse des 15. Kapitels eine erkennbare Lücke zeigt, die auf eine Auslassung deutet.

Das „nach etlichen Tagen“ des 36. Verses muß sich auf ein bestimmtes Ereignis beziehen, nach welchem nur wenige Tage vergingen, bis Paulus dem Barnabas den Vorschlag machte, die von ihnen gegründeten Gemeinden zu besuchen. Im 40. Verse ist die Anwesenheit des Silas in Antiochien vorausgesetzt, während doch Judas und Silas nach Jerusalem zurückgekehrt waren. Der 34. Vers: „es gefiel aber Silas, daß er da bliebe“ ist offenbar von einzelnen Handschriften später hinzugefügt, um den Widerspruch scheinbar zu verhüllen. Die Worte können nicht von Lukas geschrieben sein.

Wenn in dem Entwurf des Lukas zwischen dem 35. und 36. Verse ursprünglich der Bericht über die Anwesenheit des Petrus in Antiochien gestanden hat, so ist es sehr begreiflich, daß Paulus, unter dessen Aufsicht Lukas die Apostelgeschichte schrieb, die Weglassung dieses Abschnittes wünschte, um Petrus zu schonen. Die Apostelgeschichte ist, wie wir glauben, während der Gefangenschaft des Paulus in Rom geschrieben. Bei dem nahen Verhältnis, in dem die römische Gemeinde zu Petrus stand, hätte die Darstellung eines Begebnisses, das dem Petrus nicht völlig zur Ehre gereicht, verletzen müssen. Es ist etwas anderes, wenn Paulus im Galaterbriefe (2, 11—16) sein Auftreten gegen Petrus erwähnt. Er mußte den Galatern zeigen, daß sein Apostolat dem des Petrus nicht untergeordnet sei. Denn an diese Meinung hefteten sich bei den Galatern Anschauungen, die ihren Heilsstand gefährdeten. Paulus konnte seine Unabhängigkeit von Petrus durch nichts so unwidersprechlich darthun, als durch den Verweis, den er dem Petrus vor der Antiochenischen Gemeinde erteilt hatte. Der Galaterbrief war an weltabgelegne Gemeinden geschrieben, die vornehmlich zu Paulus in einem Verhältnis persönlicher Pietät standen. Von der Apostelgeschichte war zu denken, daß sie in weiteren Kreisen gelesen werden würde, auch in solchen, die dem Petrus nahe standen. Was er an die Galater schreiben mußte, durfte er in Rom nicht schreiben lassen.

Ist diese unsre Vermutung richtig, daß eine Auslassung im Texte des Lukas vorliegt, so lösen sich die Rätsel in der Darstellung des Lukas von selbst. — Die beiden Abgesandten haben nach ihrer Rückkehr zur jerusalemischen Gemeinde von dem jugendkräftigen, in heiliger Frische sich entfaltenden Geistesleben in Antiochien erzählt. Besonders Silas hatte das Verlangen,

dahin zurückzukehren, wo eben das Feuer der ersten Liebe brannte. Petrus hat ihn begleitet. Bei seiner leichtbeweglichen Art, die zu raschen Entschlüssen und leicht auflodernden Empfindungen neigte, war das begreiflich. Er mußte sich sagen, daß er aus dem ihm von Gott angewiesenen Berufskreise heraustrat, wenn er eine heidenchristliche Gemeinde besuchte, die dem Apostolat des Paulus unterstand. Aber er wird seine Reise nicht als einen amtlichen Besuch betrachtet haben. Seine Bedenken werden geschwunden sein im Hinblick auf das überaus freundliche Verhältnis von Antiochien zu Jerusalem und im Gefühl seines herzlichen Verhältnisses zu Paulus und Barnabas. Johannes Markus aber begleitete die beiden.

Das Gepräge der Antiochenischen Gemeinde mag auf Petrus einen wohlthuenden und das dort vorhandene frische Leben einen überwältigenden Eindruck gemacht haben. Er nahm am kirchlichen Leben der Gemeinde ohne jede Einschränkung teil und bedachte nicht, daß er damit über die zu Jerusalem getroffne Vereinbarung in einem wesentlichen Stücke hinausging. Er aß mit den Antiochenischen Christen. Das kann sich unmöglich auf Privatmahlzeiten beziehen. Darin konnte es ja Petrus halten, wie er wollte. Aber er nahm an dem Gemeindemahle teil, das in der Feier des Brotbrechens, des heiligen Abendmahls, gipfelte. Abendmahlsgemeinschaft ist die höchste Ausprägung der Heilsgemeinschaft. Petrus hat innerlich diese Folgerung gezogen und ist persönlich frei genug gewesen, um in die höchste Lebensgemeinschaft mit der heidenchristlichen Gemeinde zu treten. Aber wie man neuerdings zwischen Heilsgemeinschaft und Sakraments- und Kirchengemeinschaft scheidet, und wie diese Frage in den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart noch jetzt eine brennende ist, so war es damals. Es gab in Jerusalem solche, die sich in die Evangelisierung der Völkerwelt gefunden hatten, denen aber der Gedanke völlig fremd war, daß die Kirche aus Israel und die Heidenkirche je in eins verschmelzen könnten. Nach ihrer Meinung sollte nur eben ein freundnachbarliches Verhältnis zwischen den beiden Kirchen bestehen. Diese Meinung schien Bestätigung zu finden in der Aufrichtung eines besondern Heidenapostolats. — Man kann es wohl begreifen, daß Petrus Bedenken trug, durch weitere Teilnahme an der Abendmahlsfeier in Antiochien die Gefühle „derer von Jakobus“ zu verletzen. Auch Jakobus hatte also ein besondres Interesse für das Aufblühen der Antiochenischen

Gemeinde. Darum sendet er einige dahin, die ihm Bericht erstatten sollen. Ihm würde der Gedanke an eine Tischgemeinschaft in einer heidenchristlichen Gemeinde etwas sehr Fremdes gewesen sein. Für Israel, meinte er, sei das Gesetz nicht aufgehoben. Dieser Stimmung waren auch seine Sendlinge, bei denen man trotz dieser ihrer Stimmung keine böswillige Absicht voraussetzen darf. Auf ihre Stimmung hat Petrus Rücksicht genommen und mit ihm andre Judenchristen, sogar Barnabas, der Kampfesgenosse des Paulus. Daß Petrus sich von der Abendmahlsfeier zurückzog, obwohl er innerlich von der Berechtigung seiner früheren Teilnahme überzeugt war, — aus Rücksicht für andre, nennt Paulus Heuchelei.

Dieses scharfe Urteil des Paulus war berechtigt und notwendig. War doch die Antiochenische Gemeinde durch die Zurückziehung des Petrus in empfindlichster Weise gekränkt, und eine Befremdung hatte Platz gegriffen, der nur durch scharfen öffentlichen Tadel der Verfehlung des Apostels genug gethan werden konnte. Dennoch meinen wir nicht, daß es gemeine Menschenfurcht war, die den Petrus zur Verleugnung einer erkannten Wahrheit veranlaßte. Er mußte fürchten, daß das Vertrauen der palästinensischen Christenheit sich von ihm wende, wenn Jakobus seine Handlungsweise mißbillige. Das Vertrauen der Muttergemeinde aber war die natürliche Grundlage für seine Mission unter dem Israel in der Zerstreuung. Es konnte ihm fraglich sein, ob er ein Recht habe, vor den Augen palästinensischer Christen eine Union mit einer aus Heiden gesammelten Kirche zu vollziehen, der man in Jerusalem zwar das Heil in Christo gönnte, mit der man aber nicht gewillt war, in volle Lebensgemeinschaft einzutreten, solange sie nicht das Gesetz annahm. Petrus hatte, seit er nicht mehr allein mit einem Gesinnungsgenossen in Antiochien war, mehr zu vertreten, als seine persönliche Meinung.

Die Darstellung des Galaterbriefs läßt vermuten, daß Paulus abwesend war, als die Wandelung in der Stellung des Petrus und der andern sich vollzog. Er mag auf einer Evangelisationsreise in der weiteren Umgebung von Antiochien sich befunden haben. Zurückgekehrt ward ihm die Befremdung der Gemeinde über Petrus kund. Er sah sofort, daß die Handlungsweise derer, die sich von der Abendmahlsfeier der Gemeinde zurückgezogen hatten, nicht richtig sei nach der Wahrheit des

Evangeliums. Die Wahrheit des Evangeliums hätte dem Petrus höher stehen müssen, als alle andern Erwägungen und Befürchtungen. In öffentlicher Versammlung der Gemeinde tritt ihm Paulus entgegen. Die Stimme mag ihm gezittert haben in tiefer Bewegung. Vor ihm steht der Mann, den der Herr einen Felsen der Kirche genannt. Er persönlich hatte nur Vertrauen und Liebe von ihm erfahren. — Wir verweilen einen Augenblick im Anschauen der beiden großen und heiligen Männer, deren Widereinander bei aller Einheit im Geiste das Verhängnis ihrer verschiedenen Berufsinteressen war. Sie vertraten einen Zwiespalt geschichtlicher Lebensfragen, für den es bei Menschen keine Lösung zu geben schien. Unser Blick ruht mit Ehrerbietung auf Petrus. Eine gedrungne Gestalt, das Haupt mit der hervortretenden Stirn frei emporgehoben, lebhafte Farben in seinem Antlitz, die glänzenden schwarzen Augen nach oben gerichtet. Damals mögen das kurze gelockte Haupthaar und der kurzgeschnittene Bart, in seinem Alter silberweiß, noch ihre schwarze Farbe gehabt haben. Paulus war kleiner und schmächtiger. In seiner Haltung spricht sich eine nie versagende Energie aus. In seinen Bewegungen vibriert die innre Bewegung. Sein Antlitz erinnert, obwohl die Adlernase den Semiten verrät, im Schnitt des Profils, in der Wölbung der Stirn, in der edlen Bildung des Mundes und des Kinns an die Denker und Dichter der Griechen. Das große graue Auge blickt mit dem mächtigen durchdringenden Blick einer von Gedanken bewegten Seele. Das Haupthaar ist schlicht und spärlich, der Bart lang, ohne voll zu sein. Die Zartheit der Haut hat etwas Durchscheinendes, so daß man auf seinem Antlitz seine Gedanken und Affekte sich spiegeln und wechseln sieht. — Mit fliegenden Pulsen und doch mit voller innerer Ruhe mag er zu Petrus gesprochen haben — wenige, in ihrer Gedrungenheit fast rätselhafte Worte. „So du, der du ein Jude bist, heidnisch lebest, und nicht jüdisch, warum zwingest du denn die Heiden, jüdisch zu leben?“ Heidnisch nennt er ein Leben ohne Sakrament. Daß sich Petrus der heiligen Tischgemeinschaft mit Heidenchristen enthielt, zielte dahin, diese zur Annahme des Gesetzes zu zwingen. Wohl — die Heiden sind „Sünder von Natur.“ Will Petrus sündigen gegen das Gewissen, das aus dem Evangelium lebt, trotz der Gnade, die allein rechtfertigt? Es ist schlimmer, im Mißbrauch der Gnade zu sündigen, als in der Schwachheit ererbter Natur.

Die Worte des Paulus wollten nur das Gewissen des Petrus treffen. — Sie haben es gethan. Wir hören nicht, daß Petrus auch nur ein Wort erwiderte. Er wußte, daß Paulus recht hatte, und daß er ihn strafen mußte. Er wird Antiochien bald verlassen haben. Von einer Trübung seines Verhältnisses zu Paulus wissen nur erlogene Märchen zu reden. Die Geschichte weiß nichts davon. Jene heiligen Männer hatten den lautern Mut, sich unter die Wahrheit zu beugen.

Die große Frage der Kirchengemeinschaft zwischen der palästinensischen Christenheit und den Gemeinden aus den Heiden ist durch die Worte des Paulus nicht gelöst. Es liegt in ihnen nicht einmal ein Versuch dazu. Paulus wußte, daß Gott allein sie lösen konnte. — Wenn uns hier erlaubt ist, einen Blick auf die Endgeschicke dieses Problems zu werfen, so sind die Judenchristen in den westlichen Ländern völlig in der Völkerkirche aufgegangen. In Palästina aber und mehr oder weniger im ganzen Morgenlande hat sich die Entwickelung der jüdischen Kirche je länger je mehr von der allgemeinen Christenheit geschieden. Einsam und einsamer standen die judenchristlichen Gemeinden in dem vorandrängenden Strom der Zeiten. Ärmer werdend im Geiste in ihrer Isolierung, schließlich dem Glauben absterbend haben sie es teuer bezahlt, daß sie der Völkerkirche die Kirchengemeinschaft weigerten.

Auf weitem Wege bis an das Thor des Abendlandes.

Es ist ein Beweis für das Zartgefühl Pauli, daß er nach diesem Vorgang, der, so wehthuend er für ihn war, ihn selbst der Antiochenischen Gemeinde in der ganzen Macht seiner apostolischen und persönlichen Größe gezeigt hatte, nicht länger in Antiochien bleiben wollte. Es widerstrebte ihm, seinen Triumph auszunützen. Gerade da, als er das höchste Vertrauen sich in der Antiochenischen Gemeinde erworben, verließ er sie. In der That konnte durch seinen Weggang am ehesten das erhobene Gefühl der Gemeinde sich wieder in ruhigere Bahnen lenken. Nur zu kurzem Aufenthalt hat ihn später die Gemeinde wieder-

gesehen. Er hat seine Aufgabe hier für vollendet geachtet. Konnte doch auch, wenn er blieb, in Jerusalem die Meinung entstehen, als sei in Antiochien ein von Paulus geschürtes Feuer, dessen Glanz der jerusalemischen Gemeinde weh zu thun geeignet war. —

Die vor fünf oder sechs Jahren gegründeten Gemeinden wollte Paulus besuchen. Er dachte nicht anders, als daß der treue Genosse seiner früheren Reise ihn begleiten müsse. Von einer Spannung zwischen ihm und Barnabas bemerken wir nichts. Barnabas so wenig wie Petrus war durch den Tadel Pauli befremdet. Aber der wohl schon alternde Mann wünschte seinen Neffen Johannes Markus für die beschwerliche Reise als Begleiter mitzunehmen. Paulus erschien dieser nicht für geeignet, zu so ernstem Werke auszuziehen, seiner früher bewiesenen Wankelmütigkeit wegen. Daß darüber ein Streit zwischen den beiden Aposteln entstanden, vermag ich den Worten des griechischen Textes nicht zu entnehmen. Vielmehr scheint mir der Wechsel der Zeitformen im Griechischen anzudeuten, daß Paulus auf seiner Meinung nicht bestanden haben würde — aus Rücksicht für Barnabas. Aber in der Gemeinde nahm man es übel auf, daß es nicht nach dem Willen des Paulus gehen sollte. So, meine ich, sind die Worte zu verstehen, die Luther übersetzt hat: „sie kamen scharf an einander“ (Apostelgesch. 15, 39). Die mit der Parteinahme für Paulus verbundene Verbitterung der Gemeinde gegen Barnabas und seinen jungen Schützling nötigte zur Trennung. Leicht lodert in Griechen der Parteigeist auf. Beide Apostel aber wollten von der geliebten Gemeinde in Frieden scheiden. Darum bestiegen Barnabas und Johannes Markus ein nach Cypern bestimmtes Schiff. Paulus aber trat, der Gnade Gottes von den Brüdern befohlen, seinen Weg nach der Stätte seiner früheren Wirksamkeit an. Sein erwählter Begleiter war Silas.

Die Trennung Pauli von Barnabas ist weder aus einer Entfremdung hervorgegangen, noch hat sie eine solche hinterlassen. Paulus erwähnt seinen Freund später noch in einer Weise, die diesen Gedanken ausschließt (1. Kor. 9, 6). Er blieb eines Sinnes mit ihm. Äußerlich waren ihre Wege von nun an geschieden. Der Herr hatte den Barnabas für eine ruhigere Thätigkeit auf der Insel bestimmt, die die Apostel früher nur flüchtigen Fußes durchzogen. Die kirchliche Sage weiß von einer bis zu seinem Tode andauernden, erfolgreichen Wirksamkeit des

apostolischen Mannes in Cypern. Seine Größe war die Treue und Nüchternheit seines Wesens. Das Gewissen beherrschte sein Thun und Lassen. Geistlicher Genialität stand er ferner. Als er mit Paulus ferne unter die Heiden zog, war es die sichtbare Leitung äußerer Umstände, die ihren Weg bestimmte. Den Weg, den Paulus mit Silas antrat, beherrschte der Geist der Weissagung. Denn Silas war prophetischer Begabung in besonderem Maße teilhaftig.

Der Weg durch Syrien und die cilicische Ebene führte die beiden Männer in Gemeinden, die von Antiochien aus entstanden mit der Antiochenischen Gemeinde im Zusammenhange waren. Aus der fruchtbaren Ebene von Cilicien, an der die Jugenderinnerungen Pauli hafteten, wandten sie sich nordwärts dem Gebirge zu. Eine berühmte Bergstraße führte von Tarsus aus durch die „cilicischen Thore" nach der Hochebene von Lykaonien. Als der römische Redner Cicero auf dieser Straße reiste, hatte er das erhebende Gefühl, desselben Weges zu ziehen, den dereinst Cyrus der Jüngere und später Alexander von Macedonien zog. Nie aber haben die steilen Felsklippen des Passes einen Größeren gesehen, als damals, da die beiden schlichten Boten des Himmelreichs durch die Thore des Gebirges pilgerten, um die Brüder zu sehen, die seit Jahren apostolischer Pflege entbehrten. Die charakteristische Berggestalt des Kara Dagh mag den Apostel fast heimatlich gegrüßt haben. Das schwarze tote Gestein fällt wie ein faltiger Mantel von der Höhe des Berghauptes zur Ebene, ein melancholischer Anblick. Dieser Fels ist derselbe, wie einst. Werden auch die Gemeinden dieselbe Gestalt des Lebens an sich tragen, wie einst? Es war ein Wagnis gewesen, sie sich selbst zu überlassen, dies arme Häuflein ungebildeten Volkes. — Aber Gott hatte wunderbar für die Gemeinden in Derbe und Lystra gesorgt. Der Apostel findet einen Jünger, der das allgemeine Vertrauen der Gemeinden besitzt, Timotheus, den Sohn eines Griechen. Von seiner frommen jüdischen Mutter und Großmutter von Jugend auf in der Schrift unterwiesen, war er trotz seiner Jugend wohl geeignet, dem armen Volk von Lystra ein Halt zu sein und ihre Erkenntnis weiter zu fördern. Er mag noch ein Knabe gewesen sein, als Paulus in Lystra gesteinigt wurde und dann wie ein vom Tode Erstandener in die Stadt zurückkehrte. Aber es hat das Leiden des Apostels tiefen Eindruck auf ihn gemacht; der Apostel erinnert ihn später daran

(2. Tim. 3, 10. 11). Der Knabe war ein Jüngling geworden und hatte in der Abwesenheit des Apostels einen besondern Zeugenmut bewiesen (1. Tim. 6, 12). War er so ein Segen für die Lykaonischen Gemeinden geworden, so war doch bei seiner Jugend eine Fortdauer seines Aufenthalts in diesen weltentlegenen Gemeinden nicht zu wünschen. Sein jugendliches Feuer mußte verglimmen, wenn sich sein geistliches Leben nicht vertiefte und unter der Zucht einer Autorität läuterte. Paulus beschloß, den vielversprechenden jungen Zeugen Christi als seinen Begleiter mitzunehmen. Dieser konnte ihm dienen, und zugleich konnte ihm mit geistlicher Gabe gedient werden. Der Apostel hat ihm im Verein mit den Ältesten der Gemeinde die Hände aufgelegt, um ihn zu heiligem Dienst am Evangelio zu weihen (2. Tim. 1, 6; 1. Tim. 4, 14). Seine Weihe aber war auch begleitet von Weissagungen, die sich auf die gute Ritterschaft seines Lebens bezogen (1. Tim. 1, 18). Es war Silas, der im heiligen Geist durch heilige Prophetie die Weihe des Timotheus zu einer unvergeßlichen Feier ausgestaltete. „Vor vielen Zeugen hatte Timotheus ein gut Bekenntnis bekannt.“ So zeugte auch der heilige Geist über ihn und sein künftiges Berufsleben.

Dem Timotheus schien jener heilige Mut eigen zu sein, der dem Johannes Markus abging. Durfte Paulus mit Recht große Hoffnungen auf ihn setzen, so war er auch verpflichtet, ihm eine Thätigkeit in vollem Umfang möglich zu machen. Wäre er ohne Beschneidung geblieben, so wäre eine Wirksamkeit unter Judenchristen, geschweige unter Juden für ihn nicht möglich gewesen. Er sollte aber völlig in den Fußstapfen Pauli wandeln. Was dem Paulus möglich war, sollte auch ihm möglich sein. Darum sollte er den Paulus nicht als ein Heidenchrist begleiten, sondern als ein Angehöriger des Volkes, dem er durch seine Abstammung mütterlicherseits zugehörte. Er empfing die Beschneidung.

Hatte so Paulus dem Gesetz gegeben, was des Gesetzes war, so forderte er auch für die Heidenchristen das Recht der Freiheit vom Joch des jüdischen Gesetzes. Der Brief des Apostelkonzils ward überall in den Gemeinden verlesen. Die Gemeinden aber wuchsen und erstarkten während des Aufenthalts des Apostels nach innen und außen, an Zahl und Glaubenskraft. —

Wollte der Apostel jetzt diese Hochlandsgemeinden wieder der Hut des heiligen Geistes und ihrer eignen Entwickelung überlassen, so schien sich ihm wie von selbst der Weg nach der Provinz

Asien zu bieten. Denn von dem pisidischen Antiochien führte eine vielbegangne Straße nach Ephesus. Aber die Zeit für die weltbewegende Thätigkeit des Apostels in Ephesus war noch nicht gekommen. Der Geist der Weissagung in Silas verhinderte, daß sie sich nach dem Westen wandten. Sie zogen nordostwärts durch die phrygische Landschaft nach Galatien.

Französische Reisende haben die unwirtlichen Hochländer Galatiens mit besonderem Interesse durchzogen. Man meint, daß die Galater den Franzosen stammverwandt seien. Wirklich waren es versprengte Haufen jener Völkerzüge, die den Römern den schmachvollen Tag an der Allia bereiteten, welche nach vielen Irrfahrten in den phrygischen Hochlanden ihr Ziel fanden. Aber die Priesterherrschaft, die den Kelten Galliens eigen ist, wird unter ihnen nicht gefunden. Ein kriegerisches Geschlecht, gehorchen sie nur ihrem Kriegsobersten. Das erinnert an altgermanische Art. Als Hieronymus in Galatien weilte, fand er in ihrer Sprache Anklänge an die Sprache der germanischen Trevirer. Es mögen germanische Stämme mit ihnen gezogen sein. Oder ist im Altertum die Verwandtschaft der Kelten und Germanen eine nähere gewesen, als man gewöhnlich meint? Vielleicht suchen Deutsche mit demselben Recht als die Franzosen bei den Galatern uralte Stammesverwandtschaft.

Als die Apostel nach Galatien kamen, war die Unabhängigkeit der Galater dahin. Sie gehorchten, wenn auch widerwillig, einem römischen Prokurator. Schon frühe hatten sie Bildsamkeit genug gezeigt, um der griechischen Sprache Eingang zu gewähren. So konnten die Apostel sich ihnen verständlich machen.

Der Apostel hatte nicht die Absicht gehabt, hier zu verweilen. Dieses Völklein von Söldnern, dem das Kriegshandwerk über alles ging, schien wenig Aussicht zu bieten für die friedliche Arbeit der Evangelisation. Aber Paulus erkrankte (Gal. 4, 13). Seine Erkrankung war die Hand der Vorsehung, die ihn zum Zeugen Christi unter den Galatern machte. Und — wunderbar — die rauhen, kampflustigen Mannen nahmen ihn auf, wie einen Engel Gottes, ja als „Christum Jesum.“ Diese kräftigen Leute stießen sich nicht an seiner leiblichen Schwachheit, die doch zur Verachtung herauszufordern schien (Gal. 4, 14). Können wir doch, so sehr sich unser Gefühl dagegen sträubt, kaum an etwas andres denken, als an Krämpfe, wenn der Apostel von dem spitzen Dorn im Fleisch redet, von „Satans Engel, der ihn mit Fäusten schlägt,“

ihn mißhandelt (2. Kor. 12, 7). Der in den dritten Himmel entrückt war, der das Paradies gesehen hatte, erfuhr in leiblicher Krankheit je und je eine so peinliche Demütigung, daß er zu dreien Malen den Herrn um Befreiung von dieser Pein bat. Vielleicht war es hier in Galatien, wo ihm der Widerstreit seiner Schwachheit mit den Aufgaben seines Amtes sich besonders lebhaft fühlbar machte. Er erhielt auf seine dreimalige Bitte die Antwort: „Laß dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." Das durfte er ja auch in besonderem Maße unter den Galatern erfahren.

Was hat die Galater seiner Predigt so geneigt gemacht? Germanen und Kelten haben einen natürlichen Zug zum Geheimnisvollen. Phrygien war in späteren Jahrhunderten der Herd allzeit brennender religiöser Schwärmereien. Hat die Gnade an dieser Naturanlage eine Handhabe gefunden? War den trotz römischen Soldes unabhängigen und den Römern feindlichen Galatern der von den Römern Gekreuzigte sympathisch? Paulus hat ihnen den Gekreuzigten vor die Augen gemalt, anschaulicher — vielleicht derber — als er sonst zu thun pflegte. Und das naive Volk hat in diesem Anblick des Gekreuzigten eine Gerechtigkeit gefunden, die ihnen die Erde weigerte, eine himmlische Freiheit (Gal. 4, 26), deren die Verjagten und Geknechteten harren.

Paulus redet zu den galatischen Gemeinden in dem Briefe, den er nach einem Jahre von Ephesus aus an sie schrieb, derber, als zu irgend einer anderen Gemeinde. Es ist ein rauhes Geschlecht, an das er schreibt, bei dem er jedoch eine eigentümliche Empfänglichkeit für persönliche Liebe voraussetzt. Er appelliert an ihre Treue und Dankbarkeit, die Tugenden des germanischen Stammes. „Wie waret ihr dazumal so selig," das klingt fast deutsch (4, 15). Er hat den Wanderlustigen von den Wanderzügen Abrahams erzählt — von der verstoßenen Hagar und den engelischen Heeren, deren Donner bei der Gesetzgebung auf Sinai erklangen. Die Berggestalten des galatischen Landes mochten ihn an die Felsen Arabiens erinnern. Den ruhelosen Kriegsleuten hat er von dem großen Volksführer Moses geredet, der doch nicht der Mittler war für den „Einigen," den Unsichtbaren, den lebendigen Gott. Wer hat sich nicht schon gewundert, wie manche geheimnisvolle Andeutungen der Galaterbrief enthält. Der Apostel verstand seine „Stimme zu wandeln," daß sie dem Verlangen eines, trotz

äußerer Derbheit, zarten und ahnungsreichen Geschlechtes antwortete. —

Als die Galater wenige Jahre nachher, kurz nach einem andern Besuch des Apostels, geneigt waren, jüdischen Verführern Gehör zu schenken und die Beschneidung anzunehmen, ist der Apostel auf das tiefste verwundet und verwundert. Eine „Bezauberung“ nennt er ihren Abfall von der freien evangelischen Gnade (Gal. 3, 1). Auch wir wundern uns über die jähe Abirrung derer, die „fein liefen“, wie Krieger zu heiligem Kampf. Man weist auf die raschen Wandlungen hin, zu denen der gallische Volkscharakter neigt. Novarum rerum cupidi, nennt Cäsar die Gallier: allezeit geneigt zu Neuerungen, neuen Eindrücken leicht unterworfen. Aber waren die Stimmen jüdischer Intriganten so verlockend? — Auch Paulus hatte den Galatern die hehre Bedeutung der alttestamentlichen Geschichten vor die Seele gestellt. Der Heroismus der heiligen Gestalten Israels mußte ihnen sympathisch sein. Daß es nach der Meinung des Apostels etwas großes sei um den „Israel Gottes,“ geht auch aus dem Galaterbrief hervor (6, 16). — Man kann den Einfluß der jüdischen Nation in der damaligen Zeit nicht leicht überschätzen. Es war nicht nur ein religiöser, sondern auch ein politischer Einfluß. Der Kampf auf Leben und Tod zwischen der römischen Weltmacht und den Ansprüchen jüdischer Reichsgedanken bereitete sich schon damals vor. Alle unzufriedenen Elemente wurden heimlich und unausgesprochen für den Kampf gegen Rom angeworben. Hinter den religiösen Intriguen jüdischer Fanatiker lauerten überall politische Absichten. So finden wir es begreiflicher, daß die Galater diesen zielbewußten, wenn auch verhüllten Verlockungen Gehör schenkten. Die Beschneidung war ihnen die Aufnahme in einen Volksverband einer großen Vergangenheit und vielleicht einer großen Zukunft. Daß sie das Kreuz Christi damit verleugneten, brachte ihnen erst der Brief des Apostels zum Bewußtsein. Daß sie ihre wahre Freiheit damit verkauften, daß sie vom freien Evangelium sich unter ein gesetzliches Joch begaben, hat ihnen der Apostel mit jener Feinheit zu fühlen gegeben, die man sich selbst verschleiert, wenn man in seinem Briefe nichts sucht, als dogmatische Gedanken. Der Galaterbrief ist der Brief eines Seelsorgers, nicht der eines Dogmatikers. Seine eigne Unabhängigkeit von den Größen der jüdischen Muttergemeinde bringt er ihnen zum Bewußtsein — auch sie zur geistlichen Un-

abhängigkeit und zur Abhängigkeit von Gott allein rufend. Der gallische Volkscharakter unterwirft sich trotz alles Freiheitsbegehrs allzuleicht einer gewaltsamen Hand, und den Germanen liegt die Ehrerbietung vor allem Fremdländischen im Blute. Wie meisterlich weiß der Apostel diese Verführten aus den Schlingen solcher Knechtschaft zu lösen. — Die Schmach Christi, dessen Wundenmale er selbst trägt (6, 17), die geistliche Freiheit durch die Gnade, die geistliche Gemeinschaft durch den heiligen Geist, die Kindschaft Gottes, das zukünftige Erbe, die geistliche Ritterschaft im Kampf gegen das Fleisch — das ists, was er ihnen in eindringlicher Greifbarkeit vor die Seele malt. —

St. Paulus war mit seinen Begleitern nach Phrygien und Galatien gezogen, weil sie keinen andern Weg hatten, wenn sie nicht gen Ephesus sich wenden sollten. Sie wollten von den phrygischen Hochlanden westwärts nach Bithynien hinabziehen. Dieser Plan ward durch die Erkrankung Pauli verzögert. Aber das „ferne unter die Heiden“ klang in der Seele des Apostels. Vor dem Auge seines Geistes lag die Welt des Westens. Er wird nicht daran gedacht haben, nach dem Nordosten weiter zu ziehen. Die „Ferne“ lag für den Blick eines an der Schrift genährten Orientalen im Westen. Ohne es zu wollen und zu wissen, hatte der Apostel in Galatien Kinder des fernen Westens mit dem Evangelium gespeist. — Es galt weiter zu ziehen — nach Bithynien, wie Paulus meinte.

Von den Bergen niederwärts steigend hatte Paulus mit den Seinen über Strom und Thal ein üppiges Quellenland an der Grenze von Mysien erreicht. Grüne Weiden, von Baumgruppen durchzogen, lassen das vom Sonnenglanz ermüdete Auge ausruhen. Hier standen sie auf der Wasserscheide zwischen der Propontis, dem jetzigen Marmarameer, und dem ägäischen Meer. Sie wollten den Wassern und Gebirgen folgen, die gegen die Propontis ziehen. Aber sie sollten nicht nach Bithynien gehen, um etwa in den Städten Nicäa und Chalcedon und den blühenden Griechenstädten am Schwarzen Meer das Evangelium zu verkünden. Der Plan des Weltheilandes war ein andrer. Sein Geist ließ es nicht zu, daß sie sich nördlich wandten. Auch hier werden sie die Wissenschaft des göttlichen Willens der prophetischen Begabung des Silas verdankt haben. Da sie sich nach den im Süden gelegenen Städten Kleinasiens ebenfalls nicht wenden durften, so wußten sie, daß sie in rein westlicher Richtung

an Mysien entlang nach dem Busen von Adramythium zu gehen hatten. Hier nahm sie eine prachtvolle Straße auf, die sie erst am Meer hin mit dem Ausblick auf die Berge von Lesbos, dann durch prangende Wälder an den Fuß des Berges Ida, nach Alexandria Troas führte.

Nach Europa hinüber.

Für das Empfinden der alten Welt gab es wenige so geweihte Stätten, als die Ebene von Troas. Hier hatte der erste Akt der griechischen Geschichte gespielt, der Kampf um die „heilige Ilion," der durch die Dichtungen des Homer zu einem Schaustück aller Gebildeten geworden ist. Hier lagen der Sage nach die Wurzeln des römischen Reiches. In den Trümmern von Troja suchte man die märchenhaften Ausgänge für die Gründung Roms. Alexander, der Macedonier, hat hier am Grabe des Achill geopfert, ehe er sich zur Unterjochung Asiens aufmachte, und Julius Cäsar träumte an dieser sagenumsponnenen Stätte von der Verpflanzung der römischen Macht nach dem Osten. Er dachte daran, Alexandria Troas, diese von den Seleuciden gegründete glänzende Stadt, zum Rom des Ostens zu machen, ein Gedanke, den später Konstantin wieder aufnahm. Aber der von der Romantik inspirierte Plan kam nicht zur Ausführung. Aus praktischen Gründen wurde Byzanz, nicht Troas, zur kaiserlichen Stadt des Konstantin. Konstantinopel war die natürliche Ausgangspforte für die Machtwirkung des Westens auf den Osten. Das Antlitz von Troas dagegen ist nach dem Westen gerichtet. Ein Kranz von Bergen schließt die berühmte Ebene gegen den Osten ab, während sich nach Westen das Meer öffnet. Man sieht die Insel Imbros mit ihren Waldgebirgen liegen. Über Imbros aber ragt in der Ferne das steile Gebirge von Samothrace auf. In noch weiterer Ferne erschaut man etwas mehr dem Süden zu das hohe Vorgebirge von Athos. Dem Norden zu aber grüßen aus der Ferne die duftigen Umrisse der macedonischen Gebirge.

Wenn St. Paulus dieses meerumflossene Landschaftsbild im Schein der sinkenden Sonne sah oder im goldenen Glanz der Morgensonne, so schien ihn sein Anblick an den Befehl des Herrn

zu erinnern: ferne unter die Heiden. Da drüben lag unter Schleiern der Ferne die Welt des Westens. — Ein Gesicht des Nachts zeigte ihm einen macedonischen Mann, den er im Traum sagen und bitten hörte: Komm herüber nach Macedonien und hilf uns. Da war sein Entschluß gefaßt. Er und seine Begleiter sahen darin einen göttlichen Ruf. Haben wir recht vermutet, so hatte Paulus schon in dem cyprischen Paphos ein Schiff bestiegen, das ihn nach Europa führen sollte. Er war damals an die Küste von Pamphylien verschlagen worden und hatte Europa nicht gesehen. Jetzt fand er rasch das Schiff, das er wünschte. Ein starker Südwind muß die Segel gebläht haben, daß sie, obwohl gegen die Meeresströmung fahrend, die aus den Dardanellen nach Süden geht, doch schon am Abend vor den steilen Uferhöhen von Samothrace Anker warfen. Die Reisegesellschaft war größer geworden. Lukas der Arzt war bei ihnen, ein willkommner Gefährte durch seine bescheidne, selbstlose Gesinnung bei hervorragender Bildung. Ein antiochenischer Christ, wie alte Nachrichten sagen, war er dem Paulus von früher bekannt. Er hat aber den Apostel nicht weiter begleitet, als bis Philippi. Vielleicht fesselte ihn sein ärztlicher Beruf in jenen Gegenden. Vermutlich diente er den Reisenden zur See mit seiner Kunst. Zeigt doch seine Berichterstattung, wie vertraut er mit dem Seewesen war. — Am andern Tage schon landeten sie in Neapolis, der Hafenstadt von Philippi. Ihre Füße standen auf den Gestaden Europas. Wie rasch war das am Ende gekommen nach jahrelangen Hinderungen und Verzögerungen. — In der Ebene, die sich vom Meeresufer langsam ansteigend von Flußarmen durchzogen bis an die befestigte Grenzstadt von Macedonien, Philippi, hinzieht, war im Jahre 42 vor Anfang unsrer Zeitrechnung die berühmte Schlacht geschlagen worden, in der das kaiserliche Rom über die hinsterbende Republik siegte. Von hier sollte das königliche Evangelium des Himmelreichs seinen Siegesgang durch das Abendland antreten. — Ein Weg von etwa vier Stunden brachte die Boten des Evangeliums nach Philippi.

In Philippi.

Das durch Augustus zur römischen Kolonie erhobene Philippi hatte schon durch seinen Gründer, den Vater des großen Alexander, eine ausschließlich militärische Bestimmung gehabt. Die Stadt sollte an der nördlichen Grenze das emporstrebende macedonische Reich gegen die Einfälle der räuberischen Thracier sichern. Unter der römischen Herrschaft hat sich dieser Charakter der Stadt erhalten und verschärfte sich so sehr, daß die Stadt trotz ihrer günstigen Lage nie eine Handelsstadt geworden ist. Das politische Interesse Roms herrschte hier in spröder Ausschließlichkeit und ließ andere Interessen nicht aufkommen. Mehr als das pisidische Antiochien, das auch eine römische Kolonie war, wie wir sahen, hatte Philippi römisches Gepräge. Der römische Stolz trat hier herrischer auf, als in Rom selbst, und das römische Recht war der Abgott der Bürger. Eine solche Stadt stand nicht unter dem römischen Prokurator der Provinz. Sie war eine „Freistadt" mit besonderen Privilegien. Die beiden bevollmächtigten Beamten, die „Hauptleute", waren im kleinen dasselbe, was die römischen Konsuln im großen waren. Hier kursierte römisches Geld, und im amtlichen Verkehr herrschte die lateinische Sprache.

Die Stadt erschien auch ihrem innern Wesen nach wie eine unangreifbare Festung. Mehrere Tage weilten die heiligen Boten daselbst, ohne Gelegenheit zu finden, das Evangelium zu verkündigen. Da brach der Sabbath an. Die Hoffnung täuschte sie nicht, draußen vor dem Thor am Flußufer eine jüdische Betstätte zu finden. Frauen waren es vornehmlich, die sich hier zusammenfanden. Einer frommen Proselytin aus Thyatira, Lydia der Purpurkrämerin, that Gott das Herz auf. So war eine Asiatin die erste, die in dieser verschlossenen abendländischen Feste der Wahrheit ihr Herz öffnete. Sie ward getauft mit ihrem Hausgesinde. Das Haus der wohlhabenden Frau nahm die Boten des Evangeliums gastlich auf.

Nur wenige jüdische Familien werden in der Stadt gewohnt haben. So fehlte es an einem Kreis von Heiden, die von der Hoffnung Israels wußten. Das religiöse Interesse wurde nur in sehr kleiner Gemeinschaft gepflegt. Das Heidentum

hätte in spröder Kälte vielleicht noch lange den Boten des Evangeliums jede Beachtung geweigert, wäre nicht durch die dämonische Prophetie einer Sklavin die Aufmerksamkeit des Volkes auf die Apostel gelenkt worden.

Dämonische Wahrsagerei war dem Heidentume Griechenlands und Roms nichts Fremdes. Von den vornehmen Prophetinnen des delphischen Apollo und ihren politischen Weissagungen bis zu den Wahrsagerinnen der Gasse kann man die Einflüsse unsichtbarer Mächte beobachten, die die Erregbarkeit der weiblichen Seele zum Organ dämonischer Äußerungen machten. In Philippi zumal dürfen wir uns nicht wundern, einer Sklavin zu begegnen, die einen Wahrsagergeist hatte. Waren doch auch jene Weiberscharen, von denen die alten griechischen Dichter erzählen, daß sie am Ufer des nicht gar weit nordwärts von Philippi fließenden Strymon unter dem Namen des Apollodienstes ihr wüstes Wesen trieben, von fremdem Geiste ergriffen. In der Welt der Geister, die in Philippi etwa ihr luftiges Reich hatten, war die Macht der Apostel eher erkannt worden, als bei den Menschen. Christus selbst war dereinst in der Synagoge zu Kapernaum von einem Dämon als der „Heilige Gottes“ angeredet worden (Mark. 1, 24). So müssen sich die Apostel auf ihrem Gange zu der Gebetsstätte vor der Stadt zu mehreren Malen nachrufen lassen: „diese Menschen sind Knechte Gottes, des Allerhöchsten, die euch den Weg zur Seligkeit verkündigen.“ Aber nicht einmal diese Stimme aus dem Abgrunde vermochte die in vornehmes Selbstgenügen versunkene Stadt auf die Boten Gottes aufmerksam zu machen. Paulus aber war von diesem Zeugnis eines Gott fremden Geistes auf das peinlichste berührt. Griechische Politik konnte wohl mit dem Wahrsagergeiste Bund schließen, und römische Imperatoren mochten solchen Dingen nicht fremd gegenüberstehen. Das Evangelium aber ist der unversöhnliche Feind jeglicher Einflüsse der Finsternis. Selbst wo die Finsternis sich in einen Engeldienst des Lichtes verstellet, wie hier in Philippi, wartet Paulus nur auf die Inspiration heiligen Zornes, um dem Geiste im Namen Jesu zu gebieten, auszufahren. Die Herren der Magd waren damit um den Gewinn ihres schmählichen Gewerbes gebracht. Es wäre für das römische Recht eine interessante Frage gewesen, ob der Besitztitel auf einen Wahrsagergeist ein gültiger sei, ob seine Verletzung rechtlich verfolgt werden könne. Aber die Herren der Sklavin mögen es für zu weitläufig erachtet haben, diese

Rechtsfrage zu veranlassen. Sie greifen die Apostel, als sei ihre Schuld von vornherein erwiesen, und schleppen sie auf den Markt, wo die Gerichtsbehörden tagen. Nicht eine Zivilklage erheben sie, die in den unteren Instanzen hätte können entschieden werden, sondern sie bringen bei den obersten Beamten der Kolonie, den Prätoren (Luther: den Hauptleuten) eine politische Klage an. Sie lautete allgemein und unbestimmt, aber sie war klug auf die herrschende Stimmung berechnet: „diese Menschen machen Unruhen in unserer Stadt; sie sind Juden und verkünden Bräuche, welche wir als Römer nicht annehmen noch ausüben dürfen.“ Römischen Magistraten war nichts so peinlich als Ruhestörungen. Die Juden aber galten als das unruhigste und unberechenbarste Element im Reiche. Hatte doch gerade damals Kaiser Claudius die Juden aus Rom ausgetrieben (Apostelgesch. 18, 2). Der römische Geschichtsschreiber Sueton giebt als Grund dieser Austreibung an, daß sie „unter Anstiftung eines gewissen Chrestus unablässig Unruhen erregten.“ Daß diese Unruhen in der Judenschaft Roms mit der Entstehung einer Christengemeinde daselbst zusammenhingen, ist zum mindesten sehr wahrscheinlich. „Chrestus“ ist das mißverstandene „Christus.“ Unruhen, wie sie eben in Rom geahndet waren, sollten, mit einer neuen Religion zusammenhängend, auch in Philippi Schwierigkeiten bereiten? Die Volksstimmung und das von ihr bestimmte Urteil der Prätoren entschied sich rasch gegen die Ankömmlinge. Ohne Untersuchung wurden sie den Liktoren zu reichlicher Stäupung und dann dem Gefangenwärter zur sicheren Bewahrung übergeben. Der aber legte sie in das innerste Gefängnis, zweifellos ein tiefes, feuchtes und finsteres Gelaß, und spannte ihre Füße in das Holz, als wären sie die gefährlichsten Verbrecher. Das war der Willkommengruß, den das römische Reich und das stolze römische Recht auf europäischem Boden den Aposteln des Lammes bot.

Unruhe hatte man von ihnen gefürchtet. Die kam wirklich durch sie, ohne daß sie es wollten. Als sie ihr mitternächtliches Gebet mit lauter Stimme verrichteten, und die Gefangnen ihnen zuhörten, bebte die Erde wie von unsichtbarer Hand angerührt, und die Grundmauern des Gefängnisses wurden erschüttert — und mit einem Schlage sprangen alle Thüren auf und wurden aller Fesseln los. Das war eine Wirkung himmlischer Geister. — Der Gefangenwärter erwacht und sieht die Thüren des Gefängnisses offen stehen. Da zieht er sein Schwert und will sich

selbst umbringen; denn er meint, die Gefangenen, die ihm von den Prätoren übergeben waren als solche, die besonders gehütet werden mußten, seien entflohen. Daß es eine besondre Bewandtnis mit ihnen habe, hatte er wohl schon erkannt. — Philippi ist die Stätte vieler Selbstmorde. Hier starb Cassius, um seine Niederlage nicht zu überleben, auf seine Bitte durch das Schwert seines Freigelassenen. Hier verabschiedete sich Brutus von seinen Freunden mit den Worten: „in der That, wir müssen fliehen, aber nicht mit den Füßen, sondern mit den Händen." Selbstmord war in diesen Zeiten tiefer Aufregung im römischen Staat für einen Römer das Mittel, den Verlust der vermeintlichen Ehre nicht zu überleben. Auch der Kerkermeister will, obwohl ein geringer Mann, die Kränkung seiner Amtsehre nicht überleben. Daß Paulus seine Absicht durchschaut, daß er in mächtigem Willen sich verbürgt für das Hiersein aller Gefangnen, das überwindet den Kerkermeister, der im Fackelschein die Apostel wie übermächtige Hüter seiner Rettung stehen sieht. In der That ist das Wort des Apostels: „thue dir nichts Übels; denn wir sind alle hier" ein Zeugnis einer überwältigenden Geistesmacht. Zitternd fällt der Kerkermeister zu den Füßen der Apostel, seiner Erregung nicht mehr mächtig. Ein Wort der Erregung ist es wohl auch zunächst, wenn er, die Boten Gottes aus dem Gefängnis führend, sagt: „ihr Herren, was muß ich thun, um gerettet zu werden?" Ernst und mild ist die Antwort der Apostel: „glaube an den Herrn Jesus, so wirst du gerettet werden und auch dein Haus." Der geängstete Mann hatte schon den Untergang seines Hauses vor Augen gesehen. Nun zeigen ihm die Apostel im Worte des Herrn einen Weg zeitlichen und ewigen Heils für ihn und die Seinen. Da nimmt er sie auf als seine Gastfreunde und wäscht ihnen ihre Striemen, und zu derselben nächtlichen Stunde läßt er sich taufen mit den Seinen. Daß dieser heilige Vorgang aus mächtiger Erregung dieser Stunde hervorgewachsen, etwas Plötzliches und Überraschendes hatte, deutet die Erzählung des Lukas an. Rasche Entschlüsse reifen in Stunden, da Gott selber eingreift.

Von gekannten und ungekannten Ängsten seiner Seele erlöst, richtet der Kerkermeister seinen rettenden Freunden ein Freudenmahl. Freude und Dank ist das Tischgespräch. Dem Kerkermeister war mit dem Glauben an den Retter Jesus der Glaube an den lebendigen Gott geschenkt worden und damit ein neues Leben.

Der Tag bricht an. Was wird er bringen? Wie werden sich die Prätoren zu den Wundern dieser Nacht verhalten? Wie ein neuer Beweis von der Macht Gottes ist es dem Kerkermeister erschienen, daß die Prätoren durch die Amtsdiener den Befehl senden: lasse die Leute frei.

Wir brauchen nicht zu denken, daß die Kunde von den wunderbaren Ereignissen der Nacht die Prätoren schon erreicht hatte. Es mag ihnen der Gedanke peinlich gewesen sein, daß sie die Fremdlinge ohne erwiesenes Recht als Verbrecher behandelt hatten. Sie suchen sich ihrer zu entledigen. Für die Apostel war es unmöglich, die Stadt so geschändet zu verlassen. Sie verteidigten mehr als ihre persönliche Ehre, sie verteidigten die Ehre der jungen Christengemeinde und erkämpften sich die Freiheit des Abschiedes von ihr und die Möglichkeit der Rückkehr in die Stadt, wenn sie eine Genugthuung forderten, zu der sie als römische Bürger berechtigt waren. Denn auch Silas besaß das römische Bürgerrecht.

Es war eine starke Demütigung für die höchsten Beamten in der römischen Reichsstadt, daß sie kommen mußten, die Apostel zu bitten, die Stadt zu verlassen. —

Die Vorgänge in Philippi haben etwas Vorbildliches für den Gang des Evangeliums durch das römische Reich. Mit spröder Geringschätzung ward es empfangen. Brutale Gewalt in den Formen römischen Rechts suchte es zum Schweigen zu bringen. Aber es feiert in heiligen Martyrien durch göttliche Gewalt seine Siege, bis das stolze Reich bittend das Zepter des Davidssohnes küßte und durch die Freiheit der Kirche seine eigne Existenz erkaufte. —

Paulus und Silas verabschiedeten sich von der jungen Gemeinde. Timotheus aber blieb noch eine Zeit lang in Philippi, um das apostolische Zeugnis durch seine Unterweisung nachwirken zu lassen. Die Gemeinde kann nicht sehr zahlreich gewesen sein. Zum großen Teil hat sie aus Frauen bestanden. Auch später mag sich Philippi als ein spröder Boden für das Christentum erwiesen haben, so daß die Gemeinde, sich nicht wesentlich ausbreitend, ihr stilles, trauliches Gepräge behielt. Das Verhältnis des Apostels zu ihr war ein besonders inniges. Sandte ihm doch diese Gemeinde zu wiederholten Malen Unterstützungen. Sie nahm an den Leiden seiner Gefangenschaft den herzlichsten Anteil. Wie es Frauen waren, die für den leiblichen Unterhalt des Herrn

sorgten und ihm „dieneten,“ so hat diese Gemeinde, deren Erstling und Patronin in der ersten Zeit die Purpurkrämerin Lydia war, dem Apostel in irdischer Gegengabe die geistliche Gabe zu erstatten gesucht (Phil. 4, 14—17). Das ist edle weibliche Art. Es ist eine besondere Zartheit im Ton und Gedankengang des Briefes zu bemerken, den Paulus aus seinem römischen Gefängnis an die Philipper schrieb. Nicht Frauen vornehmlich waren es, an die er schrieb, aber er schrieb an eine Gemeinde, auf deren Gestaltung und Art die weiblichen Glieder nicht ohne Einfluß gewesen waren. Darum waren die in der Gemeinde etwa vorhandenen Gegensätze mehr persönlicher als sachlicher Art (Phil. 4, 2. 3). Der Ton des Gemüts aber, den der Apostel anschlägt, war geeignet, in Frauen am tiefsten nachzuklingen.

In Thessalonich.

Von Philippi nach Thessalonich führte eine der berühmtesten Straßen der alten Welt. Sie vermittelte die Verbindung zwischen dem Adriatischen Meer und dem Hellespont. Die Apostel befanden sich auf dem Wege nach Rom, als sie diese Straße zogen. Vielleicht keimte damals schon in Paulus der Gedanke, dereinst nach Rom zu ziehen. — Sie erreichten in einer starken Tagereise das in der alten Kriegsgeschichte berühmte Amphipolis. Ebenfalls in einem Tage konnte man von da nach Apollonia gelangen. Beide Städte wurden von den Boten Christi nur durchzogen. Die Synagoge für die in Macedonien wohnenden Juden war in dem eine reichliche Tagereise von Apollonia entfernten Thessalonich. Die Erfahrungen zu Philippi hatten den Aposteln aufs neue gezeigt, daß sie für die Verkündigung des Evangeliums des Johannesdienstes der Synagoge nicht wohl entbehren konnten. Um die Synagogen sammelten sich die wahrheitsuchenden Seelen aus den Heiden, also diejenigen, die das verläßlichste und empfänglichste Element für die apostolische Botschaft bildeten. — An drei Sabbathen lehrte Paulus in der Synagoge zu Thessalonich. Seine Verkündigung war desselben Inhaltes, wie jene heilige Unterredung, die Christus am Nachmittag des Ostertages den beiden nach Emmaus pilgernden Jüngern gewährte: „daß Christus mußte leiden und auferstehen von den Toten,“ zeigte

er ihnen aus der Schrift. Dem fleischlichen Christusbild, das die Herrschaftsgelüste der Juden sich schufen, stellte er das Christusbild der Schrift gegenüber. Vielleicht waren in Thessalonich die nationalen Reichsgedanken der Juden und die Hoffnung auf die Glorie des Messias besonders stark. Konnte sich doch hier der jüdische Geist frei entfalten. Thessalonich hatte nach den Kämpfen des kaiserlichen Rom gegen die untergehende Republik die Würde einer urbs libera, einer freien Stadt, erlangt. Sie hatte treu zu Augustus gehalten. So hatte die mächtige Handelsstadt am thermaischen Meerbusen ein Vorrecht, das die Römer nur Städten berühmtesten Namens zu teil werden ließen, und ein Maß von Freiheit, das allen Kräften weiten Spielraum gewährte. Nur daß die Majestät des Kaisers unangetastet blieb, darüber wachte man mit peinlicher Sorgfalt. Sonst aber waren in der Stadt weder römische Insignien noch römische Militärs zu sehen. Betrat der Statthalter der Provinz die freie Stadt, so geschah es ohne die Entfaltung militärischen Glanzes. Die römischen Steuerbeamten hatten kein Recht, hier zu erscheinen. Die Stadt hatte ihre eigene und selbständige Verwaltung. Die städtischen Beamten besaßen sogar das Recht über Tod und Leben der Bürger. Daß die Obersten in Thessalonich von Lukas „Politarchen" genannt werden, darüber hat man sich gewundert, weil sich die Benennung nirgends sonst findet. Eine alte Thorüberschrift aus der Zeit kurz vor Paulus aber nennt die Stadthäupter mit demselben Namen, einer der vielen Beweise für die bis auf die kleinsten Dinge genaue Geschichtlichkeit des Berichts. — In einer solchen Stadt hatte die zahlreiche Judenschaft breiten Raum, sich auszuwirken, und die Möglichkeit, einen weitgehenden Einfluß zu erlangen. Hier war günstiger Boden, Träume zu nähren von der Reichsherrlichkeit Israels, die man von der Erscheinung des Messias erwartete. Es war keine leichte Aufgabe, diesen stolzen Juden den gekreuzigten Jesus als Messias zu verkündigen. Es bedurfte der geheiligten Autorität der Schrift, um die Juden für den Glauben zu gewinnen, daß „Jesus ist der Christ." Es waren auch nur etliche Juden, die ihm zufielen, diese wenigen aber ergaben sich dem Glauben von ganzem Herzen mit Leib und Leben, wie der griechische Ausdruck andeutet. Ihnen folgte eine Menge griechischer Proselyten und eine Anzahl Frauen aus den ersten Familien der Stadt.

Wir wissen aus den Briefen, die Paulus wenige Monate

darauf an die Gemeinde in Thessalonich schrieb, wie mächtig das Glaubensfeuer daselbst aufloderte, wie innig die erste Liebe hier glühte, wie weit und wie rasch das heilige Feuer von Thessalonich aus weiter getragen ward (1. Thess. 1, 2—8). Wir haben aber auch den klaren Eindruck, daß Paulus der jungen Gemeinde eine besonders ausführliche Unterweisung in der heiligen Lehre nach der Schrift zu teil werden ließ. Er deutet auf Stellen aus dem Propheten Daniel hin, die er ihnen erklärt hat (2. Thess. 2, 4. 6). Die eine der Hindeutungen (2. Thess. 2, 6) ist so dunkel, daß sie den Auslegern ein Rätsel erscheint. Der mündliche Unterricht des Apostels muß so eingehend gewesen sein, daß er meinte, seine Andeutung würde in der Gemeinde verstanden. — Besonders reichlich sind in diesen Briefen die Hoffnungsblicke, die der Apostel auf die Wiederkunft des Herrn und das Reich der Zukunft wirft (1. Thess. 1, 10; 2, 12. 19; 3, 13; 4, 13—18; 5, 2. 23; 2. Thess. 1, 7; 2, 1). Er muß von der Seligkeit der Zukunft Christi und der Herrlichkeit seines Reiches gerade in Thessalonich viel gesprochen haben. Für solche Gedanken fand er dort einen bereiteten Boden. Das Reich der Zukunft war die geistliche Wahrheit, aber auch die geistliche Zurückweisung der Reichsträume, die in der Judenschaft von Thessalonich umgingen. — So lebhaft war die Hoffnung auf das Kommen des Herrn in der thessalonischen Gemeinde, daß man über den Heimgang der Christen trauerte, weil man meinte, diese gingen der Freude verlustig, den Herrn bei seinem Kommen zu begrüßen (1. Thess. 4, 13—18). Schwärmerisch hielt man die Zukunft des Herrn für so nahe, daß es etliche gab, die nicht mehr arbeiten wollten, sondern sich müßig umhertrieben in dem Gedanken, der Weltlauf werde ja doch bald zum Stillstand kommen (2. Thess. 3, 6—12). Der Apostel weist nach, daß das entscheidende Zeichen für die Wiederkunft Christi, die Offenbarung des Antichristen, noch nicht eingetreten sei (2. Thess. 2). Mit tiefem Ernst tritt er einer Schwärmerei entgegen, die offenbar erst nach seinem Weggange Gestalt gewonnen hatte. Die Hoffnungsfreudigkeit der Thessalonicher aber hatte ihren Anlaß in der apostolischen Lehrunterweisung selbst.

Die Juden, die ungläubig geblieben waren, neideten Paulus seinen Erfolg und den gläubigen Juden und Heiden ihr Heil. Sie sahen es glänzend wie in der Ferne erscheinen. Der Neid Kains ist eine der düstersten Gestalten menschlicher Sünde. Wir

sehen mit Schmerz die Juden von Thessalonich in ohnmächtiger Rachsucht zu den niedrigsten Mitteln greifen. Mit Hilfe einiger müßigen Subjekte, die das Pflaster einer großen Stadt treten, und die in griechischen Städten leicht eine Bedeutung erlangen konnten, verursachen sie einen Auflauf vor dem Hause des Jason, offenbar eines gläubig gewordenen Juden, bei dem Paulus herbergte, vielleicht weil er durch Bande des Bluts mit ihm verbunden war (Röm. 16, 21). Wären die Apostel damals gefunden worden, so wäre es nach menschlichen Gedanken um sie geschehen gewesen. Sie wären von dem erregten Volk getötet worden. Man fand nur den Jason und einige Christen, die den Mut hatten, für den Apostel einzutreten. An sie wagte man sich nicht. Namentlich Jason scheint ein sehr angesehener Mann gewesen zu sein. Aber man zerrte sie vor die Obersten der Stadt. Tumultuarisch genug ist die Anklage, in Übertreibungen sich überstürzend: „diese, die den ganzen Erdkreis erregen, sind auch hergekommen; die herberget Jason; und diese alle handeln wider des Kaisers Gebote, sagen, ein anderer sei der König, nämlich Jesus.“ Haben wir auch hier, wie in Philippi eine Hindeutung auf bestimmte Edikte des Kaisers Claudius? Hatte schon damals in Rom die christliche Bewegung eine solche Bedeutung erlangt, daß die kaiserliche Majestät meinte, sich schützen zu müssen gegen den König, deß Reich nicht von dieser Welt ist? Die Rede der thessalonischen Juden hat denselben Sinn, als da man zu Jerusalem sagte: „Wir haben keinen König, denn den Kaiser.“ — Die Anklage war dazu angethan, das Volk in Furcht und die Obersten in Verwirrung zu bringen. Gerade in freien Städten mußte alles vermieden werden, was den Argwohn Roms erregen konnte. Um Aufschub zu erlangen, nimmt man von Jason und den andern Christen eine Summe Geldes als Bürgschaft. Sie verfiel der Stadt, als am nächsten Morgen die Apostel verschwunden waren, von den Brüdern in der Nacht nach Beröa entsendet. Die Obersten der Stadt mögen diese Lösung der Sache nicht ungern gesehen haben. Die Verlegenheit ist schon hier leicht erkennbar, mit der die römische Politik später so oft dem Christentum gegenüber gestanden hat.

Es ist wahr, daß Paulus in Thessalonich das Königtum Jesu verkündigt hat. Mit bräutlicher Sehnsucht erwartete die Gemeinde das Kommen ihres Herrn. Wenn ihre Sehnsucht so stark war, daß sie „krank“ ward vor Verlangen, so ist deß

ungeachtet die thessalonische Gemeinde eines der lieblichsten Gemeindebilder der apostolischen Zeit. Unter viel Anfechtungen ist sie später treu geblieben. Ihr Glanz überragte in den folgenden Jahrhunderten den Glanz der antiochenischen Gemeinde. Und noch im Mittelalter hieß Thessalonich die „orthodoxe“ Stadt.

Über Beröa nach Athen.

Traurig mag der Apostel seine nächtliche Wanderung angetreten haben. Er hatte die Gemeinde zu Thessalonich besonders lieb (1. Thess. 2, 8). Jüdischer Neid und Haß thaten ihm weher, als römische Stäupungen und Gefängnisse.

Nicht eine große Römerstraße, sondern ein geringerer Weg führte ihn in südlicher Richtung durch die Kornfelder der fruchtbaren Ebene zu dem breiten Flusse Axius, den er etwa bei Morgengrauen erreicht haben mag. Die Sonne stieg empor, und die Vögel sangen, als er jenseits des Flusses die waldige Region betrat, die sich aufwärts nach Beröa zieht. Eine Tageswanderung, meist im Waldesschatten, an kleinen bäuerlichen Ansiedelungen vorüber, die im Schutze dunkler Platanen lagen, konnte ihn nach Beröa bringen. War es Abend, als er den Weg zu der zwischen Waldbergen hochgelegenen Stadt heraufstieg? Dann ist es das abendliche Gebet, zu dem Paulus und Silas in der Synagoge sich einfinden — einer kleineren traulicheren Gemeinschaft als der zu Thessalonich. Dort hatte sich der jüdische Charakter in seiner häßlichsten Gestalt gezeigt. Hier zeigte er sich in seiner edelsten Gestalt. Daß die Schrift die Geistesspeise Israels war, trat in dem täglichen Forschen zu Tage, durch das man zu Beröa sich zu vergewissern suchte, ob die Verkündigung der Apostel Schriftgrund habe. Wo nur die Schrift gefragt wurde, nicht eigene fleischliche Phantasien, mußte der Glaube keimen und wachsen. Viele Juden und mit ihnen eine nicht geringe Anzahl von angesehenen Proselytinnen und Proselyten kamen zum Glauben. — Für Paulus war der Aufenthalt in der mitten in Wäldern hochgelegenen Stadt, unter solchen, die von dem Geist stiller Forschung ergriffen waren, eine Erquickung für Leib und Seele. Der Aufenthalt kann nicht so gar kurz gewesen sein. Nicht nur um der Beroenser willen blieb Paulus länger in

Beröa. Er wartete sehnsüchtig auf eine Möglichkeit, die Thessalonische Gemeinde wieder zu sehen. Sie ward ihm nicht, wie er 1. Thess. 2, 17. 18 traurig schreibt. Vielmehr vertrieben ihn die neidischen Juden auch von Beröa. Ihre Macht reichte zu Beröa aber nur bis dahin, daß die Brüder es für rätlich achteten, Paulus selbst zu entfernen. Silas und Timotheus blieben in Beröa, vielleicht um von da aus der schwer angefochtenen Gemeinde zu Thessalonich mit Rat und Trost beizustehen, wenn immer möglich.

Wir hören später nichts mehr von der Gemeinde in Beröa. Sie war eine stille Pflanzung in den Waldbergen. Der Strom der Dinge rauschte für diese Gemeinde in der Ferne. Sie wird sich eng an die Gemeinde in Thessalonich angeschlossen haben. War doch auch die Synagoge zu Beröa in Abhängigkeit von der zu Thessalonich. So werden die Briefe an die Thessalonicher auch in Beröa gelesen worden sein. Das geistliche Leben in Beröa teilte ohne Zweifel mit Thessalonich die sehnsüchtige Hoffnung auf das Königtum Jesu. Nur war es stiller und vielleicht ohne jene schwärmerische Färbung, die in Thessalonich aus schweren Anfechtungen erklärlich wird, welche die Gemeinde erduldete.

St. Paulus wanderte von Beröa mit einigen Begleitern aus der Gemeinde an das Meer. Konnte er nicht nach Thessalonich zurückkehren, so war nur dieser eine Weg für ihn möglich. Und wenn er den Griechen das Evangelium verkündigen wollte, so mußte ihm der Gedanke nahe liegen, nach Athen zu gehen, der Stadt, über der das Abendrot griechischen Geistes am hellsten flammte. Ein Küstenschiff mag ihn an der macedonischen Küste hinabgetragen haben. Dort, wo der Peneus ins Meer mündet, aus dem vielbesungnen Thal Tempe kommend, ist die Grenze von Thessalien, und das schneeige Haupt des Olymp, der Götterthron Griechenlands, schaut auf das geringe Schiff herab, das den Boten eines Mächtigeren trägt. Auf ewigen Höhen thronet, der die luftigen Gestaltungen einer spielenden Phantasie mit dem Hauch der Wahrheit treffen wird, daß sie vergehen.

Es werden ernste Gedanken gewesen sein, die den Apostel bewegten, als er an der reich gegliederten griechischen Küste, an Inseln hin, deren Namen an Ergebnisse weltweiten Ruhmes erinnerten, Athen entgegenfuhr. Seine Gedanken mochten wenig Ähnlichkeit haben mit den Gedanken moderner Enthusiasten. Sein Geist dürstete nach einer andern Schönheit, als der dieses blauen

Meeres mit seinen silbernen Kämmen, dieser Berggestalten, dieser Buchten, dieser Farbenkontraste und dieses Formenreichtums, wie das alles die griechische Küste bietet. Er kannte eine Geschichte, gegen deren hehren Geist gehalten, die Geschichte Griechenlands ärmlich erschien. Er kannte Gedanken, die der Scharfsinn griechischer Denker nicht hatte erdenken können. In ihm klangen die Klänge einer Poesie, gegen die die Gesänge Homers und die Tragödien des Sophokles vergängliche Prosa sind.

Das bis jetzt nach Süden steuernde Schiff hat sich westwärts gewendet, dann an dem mit Villen geschmückten Vorgebirge Sunium vorüber nach Nordosten. Aus der Ferne erscheint die ragende Gestalt der Pallas Athene auf der Akropolis. Der Hafen von Athen, der Piräus, nimmt das Schiff auf. An marmornen Göttern und glänzenden Heiligtümern vorüber geht der Apostel die berühmte Straße zwischen den „langen Mauern" hin — nach Athen.

Auf dem Areopag zu Athen.

Die Begleiter aus Beröa hatten den Apostel verlassen. Sie waren mit dem Auftrag nach ihrer Heimat zurückgegangen, daß Silas und Timotheus so bald als möglich nach Athen kommen möchten. Paulus wartete ihrer mit Sehnsucht. Das Gefühl der Vereinsamung ergriff ihn mit Macht in dieser Stadt, von der ein römischer Satirenschreiber sagt, man könne da wohl Götter finden, aber keine Menschen. Als einen Beweis seiner großen Liebe zu den Thessalonichern führte er es an (1. Thess. 3, 1), daß er um ihrer Anfechtungen willen, die ihm eine unerträgliche Sorge bereiteten, den Timotheus, als er gekommen, zu ihnen zurücksandte und allein zu Athen blieb, obwohl ihm das nicht leicht war. Silas mag überhaupt nicht nach Athen gekommen sein, weil ihn die Not der Gemeinden in Macedonien zurückhielt. Erst in Korinth kamen sie beide zu dem Apostel.

Wir begreifen wohl das Gefühl der Vereinsamung, das den Apostel in Athen beschlich. Die Stadt war das Schmuckkästlein des griechischen Heidentums. Allüberall Statuen von Marmor oder Erz, mit Gold und Silber geschmückt. Statuen, die die alten griechischen Götter und Heroen abbildeten, oder solche, die

sentimentale Phantasien und Abstraktionen in Marmor wiedergaben. Da konnte man Statuen des Mitleids, des Ruhmes, des Vergessens, der Demut, des Mutes, der Paresie (der Freiheit im Reden und Thun) schauen. All überall Tempel und Altäre vom Parthenon auf der Akropolis bis zu den kleinen Heiligtümern in den Markthallen und den Gerichtssälen. Alles war hier Religion, aber eine Religion des Spiels und der Täuschung ohne den Ernst der Wahrheit. Es ist nicht ein natürlicher Affekt, der sich in dem Apostel regt, da er über die götzendienerische Stadt ergrimmet, sondern die Trauer eines Geistes, der in der Schule des heiligen Geistes die Wahrheit lieben und die Lüge hassen gelernt hatte. Hier war Lüge allüberall in der aufdringlichsten Gestalt, den Geist mit Träumen umnebelnd. Um seinen Eindruck und seinen Unwillen wiederzugeben, bildete der Apostel ein Wort, das die griechische Sprache bis dahin nicht kannte. Er hat dem Lukas seine Eindrücke mit einem Worte geschildert, das Luther mit „abgöttisch" wiedergegeben hat. Ich weiß das Wort nach seiner griechischen Bildung kaum anders zu übersetzen, als „gespenstisch." Hier schien alles Phantomen zu dienen. Diese glänzenden Marmorbilder waren Bilder von Schatten, Nichtigkeiten in Stein gemeißelt. Hier vergötterten menschliche Gedanken sich selbst. Hier kannte man keine Wesenheiten, sondern nur Einbildungen.

Dieser Eindruck hat sich dem Apostel im Verkehr mit den Menschen in Athen nicht verloren. Es gab eine jüdische Synagoge in Athen. Es gab auch Proselyten daselbst, aber schwerlich solche, die in Athen gebürtig waren. Geborne Athener wären zu stolz gewesen, um sich an die Synagoge anzuschließen. Es kam in der Synagoge nur zu Unterredungen, nicht zu Bekehrungen. Auch die Synagoge hatte keinen Sinn für den Ernst der Botschaft Pauli. Auch sie war von der Sucht der Athener ergriffen, mit Worten den Worten die Seele zu nehmen. Der Bericht des Lukas scheint anzudeuten, daß der Apostel die Synagoge nicht oft besucht hat, — während er auf dem Marktplatz, der berühmten Agora, täglich zu finden war.

Auf dem Markte pulsierte das Leben von Athen. Das Gewerbe, die Kunst, die Wissenschaft, die müßige geschwätzige Neugier, das süße Nichtsthun unter dem blauen Himmel in der weichen Luft im Anblick marmorner Schönheit, alles das fand sich hier zusammen. Hier ließen die Fremden die Reize der

berühmten Stadt auf sich wirken und schauten bewundernd zu den Säulen der Propyläen auf der Akropolis empor. Auf der ganzen Stätte lag der Duft geschichtlicher Erinnerungen. Seit die Geschichte Athens in den weiten Strom der römischen Politik gemündet, fand hier die Begier der Athener, wenigstens durch Hören und Reden an den Weltbegebenheiten sich zu beteiligen, ihre reichlichste Nahrung. Hier wurden politische und philosophische Neuigkeiten verhandelt. „Die Athener alle, auch die Ausländer und Gäste, waren gerichtet auf nichts anders, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören.“ Was neuer war, als die gestrige Neuigkeit, wurde gern gehört und besprochen — das ist die Art eines altersschwachen Volkes.

Hier hatte einst Sokrates gelehrt, ein Prophet des natürlichen Menschenverstandes, wo jetzt Paulus Gruppen von Zuhörern um sich sammelte, der Apostel der göttlichen Offenbarung. Fragend hatte Sokrates seine Zöglinge zur Erkenntnis ihres Mangels zu führen getrachtet. Und wenn sie ihren Mangel erkannten, hatte er sie verlassen. Die Lehre des Paulus war eine Antwort auf alle Fragen des Geistes und des Gewissens. Wir dürfen aber kaum hoffen, daß er auch nur einen unter seinen Zuhörern fand, dem der heilige Ernst seiner Worte verständlich gewesen wäre. Es war ein redelustiges Geschlecht, dem das Wort nur wie eine Welle erschien, die der Windhauch der Willkür treibt. Sie hörten den Worten des Apostels zu, wie man dem Spiel der Wellen zuschaut. Spielende Kinder, warfen sie die Steinchen ihrer Gegenrede in die Wogenkämme der apostolischen Rede, die sich am steilen Ufer ihrer Überlegenheit brach. Ein lernlustiges Geschlecht, lernten sie nichts, weil sie meinten, alles zu wissen. — Die Dialoge des Sokrates sind uns aufbewahrt. Die Dialoge des Paulus hat uns kein Griffel bewahrt, Und doch wissen wir, was er mit seinen Zuhörern redete. Er verkündigt Jesum und seine Auferstehung. Fremd genug mag das den Stoikern und Epikuräern geklungen haben, die mit ihm anbanden. Die einen haben für ihn nur die äußerste Verachtung, die andern halten ihn für den Verkündiger fremder Götter. Verachtung und Neugier streiten mit einander. Aber die Neugier behält den Sieg. „Wir haben die Macht,“ sagen sie, „zu erfahren, was das für eine Lehre ist, die du verkündigst“ — und damit greifen sie ihn und geleiten ihn die Steinstufen empor, die vom Marktplatz zum Areopag führten.

Auf dem Hügel des Ares war die altehrwürdige Richtstätte, an welcher die Vergehen ihr Urteil empfingen, welche den Bestand des Staates und der Religion gefährdeten. Der Areopag hatte für das Volk von Athen, dem sonst nichts mehr heilig war, noch etwas von seinem uralten Nimbus behalten. Wie das Heiligtum einer unsichtbaren Gerechtigkeit erschien der erhabene Platz mit seinen steinernen für die Richter bestimmten Sitzen. Der weite Himmel schaute hinein. Hier, meinte man, werde alles Verborgene offenbar. Auch die Stoiker und Epikuräer, die Paulum hinaufführen, haben trotz ihrer Philosophie soviel patriotischen Stolz, oder sollen wir sagen, soviel ererbten atheniensischen Glauben, um diese Meinung zu teilen. Sie glauben, diese heilige Stätte sei der rechte Ort, um der rätselhaften Lehre des Fremdlings auf den Grund zu kommen. Als sie dem Apostel zuhören, mischt sich in ihre Neugierde etwas von frommer Scheu, der sich ein Menschenherz nicht völlig und für alle Umstände entschlagen kann. Es giebt Orte, da das Gewissen einer besseren Zeit wieder leise zu reden anhebt. Ein solcher Ort war für die Athener der Areopag.

Wir dürfen uns keine förmliche Gerichtsverhandlung denken. Philosophen waren die Richter, nicht jene ehrwürdigen Ratsherren, die auf den steinernen Sitzen sich niederzulassen das Recht hatten, um über Tod und Leben des Angeklagten zu entscheiden. Hier handelte es sich nur um das Urteil über ein religiöses Problem. Für den Apostel aber handelte es sich darum, eine feierliche Stunde, wie sie sich in dem geschwätzigen Athen nicht so leicht wieder bieten mochte, zu nützen, um den empfindlichen Ohren der Athener die Wahrheit der Wahrheiten zu bezeugen.

Mitten auf den Areopag stellte man den Apostel. Man liebte in Athen die feierlichen Veranstaltungen. Und der Apostel erwies sich würdig des großen Moments — auch für das klassische Bewußtsein seiner Zuhörer, die nicht geneigt waren, auch nur den kleinsten Sprachfehler zu verzeihen. Seine Rede war eine Großthat auch in sprachlicher Hinsicht und in der Architektonik der Rede. Sein erster Satz klingt wie ein Lob der Athener und doch ist deutlich genug in das Lob ein Tadel verhüllet. Er tadelt die Athener um die allüberall versinnbildlichte Götterfurcht. In ihrem Sinne mochten seine Zuhörer das als ein Lob ihrer Religiosität auffassen. So pflegte wohl Demosthenes

in den ersten Sätzen seiner berühmten Staatsreden an das Volk von Athen in das Lob einen Tadel zu verhüllen und in das Lob und den Tadel eine eindringliche Ermahnung. Aber seine wuchtigsten Sätze sind von dem wuchtigen und doch feinsinnigen Eingange der apostolischen Rede übertroffen. Paulus tadelt, ohne zu beleidigen. Er ermahnt, ohne aufdringlich zu sein. — Als ein Fremdling redet er. Er ist in ihrer Stadt umhergegangen und hat sich ihre Heiligtümer betrachtet. Es war ihm, als zögen ihn die glänzenden Bilder wesenloser Größen, die eine tastende Scheu verehrte, in ein Suchen hinein, ob nicht die irregehende Religiosität irgendwo ihr Auge zum ungeschaffenen wesenhaften Lichte emporhöbe. Und siehe da, er fand einen Altar mit der Aufschrift: dem unbekannten Gotte. Damit war nicht ein Gott neben den andern Göttern gemeint. Dasselbe Gefühl, das im Areopag die Stätte einer unsichtbaren Gerechtigkeit ehrte, hatte wenigstens in einem Winkel der Stadt einen Altar gebaut als ein Symbol des Aufblicks zu dem großen Unbekannten, den alle Dichter und Philosophen ahnten, dessen geheimnisvolle Spuren sich weder aus dem Leben, noch aus dem Denken, noch aus dem Gewissen völlig austilgen ließen. Römische Schriftsteller der alten Zeit erzählen, daß das Volk von Rom bei Erdbeben den „unbekannten Gott" anzurufen pflegte. Auch das lachende Athen hatte soviel Ernst, um dem Gefühl Ausdruck zu verleihen, daß über dem Wolkenspiel der sichtbaren Welt eine ungeschaute Macht aller Mächte throne. Unklar freilich und trübe war der Blick auf diese Macht aller Mächte. Das Auge, das auf jenes Wesen schaute, war nicht licht genug, um den ganzen Leib zu erleuchten. Denken und Handeln der nahezu Blinden blieben von diesem Blick der Ahnung fast unberührt. Dachte man doch an den großen Unbekannten nicht, wie man an eine Person denkt. Er war nur eine geheimnisvolle träumende Macht, deren Namen, deren Wesen, deren Liebe, deren Herz und Willen man weder kannte noch glaubte. Feinsinnig die pantheistische Färbung ihrer Gottesahnung treffend, sagt der Apostel nach dem Grundtext: „Nun — was ihr ohne es zu kennen, verehrt, das verkündige ich euch." Nicht ein endlose Fäden spinnendes Schicksal, den Gott der stoischen Philosophie, nicht ein mit Atomen spielendes, lächelndes, träumendes „Nichts," den Gott der Epikuräer, verkündigt er ihnen, sondern den lebendigen, persönlichen Gott, „der die Welt gemacht hat

und alles, was darinnen ist.“ „Er ist der Herr Himmels und der Erde“ — ein erschütternder Gedanke in seiner hehren Hoheit. — Man schaute vom Areopag hinüber auf die Pracht des Parthenon, auf die großen und kleinen Heiligtümer, die das Plateau der Akropolis füllten. Auch auf dem Areopag selbst standen Tempel. Man sah vielleicht die Blumen und Opferschalen, mit denen Menschenhände die Götter hatten pflegen wollen. Wie kleinlich und ärmlich erschien das alles vor dem Herrn Himmels und der Erde. Nein — „er wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht; sein wird auch nicht von Menschenhänden gepfleget, als der jemandes bedürfe; so er selber jedermann Leben und Odem allenthalben giebt.“

Die Religion Griechenlands hing eng mit dem griechischen Nationalstolz zusammen, der alle andern Völker Barbaren nannte. Wo man aber an den einen, lebendigen Gott glaubt, da kann solcher Nationalstolz nicht bestehen. Der Glaube an den einen Gott ist auch der Glaube an die Einheit des Menschengeschlechts. „Er hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen.“

Die Griechen waren stolz auf ihr Land, und die Athener empfanden mit Genugthuung die landschaftliche Anmut ihrer Stadt. Sophokles hat kaum Anmutigeres gedichtet, als jenen Chorgesang, der dem nach Athen kommenden blinden König Ödipus den Nachtigallengesang an den waldigen Ufern des rauschenden Cephissus preist. Dieses reich gesegnete Land ist ein Geschenk des Schöpfers aller Dinge an das Griechenvolk. „Er hat Ziel gesetzt, zuvor versehen, wie lang und weit sie wohnen sollen.“ Es ist, als hätte der Apostel an den Segensspruch Noahs gedacht: „Gott breite Japhet aus.“ Noch wohnt Gott in den Hütten Sems. Aber schon fängt auch Japhet an, in den Hütten des Heils zu wohnen.

Gott hat die Kinder Japhet, unter ihnen die reichbegabten Griechen in uralten Zeiten von Asien aus auf ihre Wanderzüge nach Westen entlassen. Sie sollten „den Herrn suchen, ob sie ihn fühlen und finden möchten.“ Nie ist das Wesen der indogermanischen Völker so treffend bezeichnet worden, als mit diesen apostolischen Worten. Ein Suchen ist ihre Geschichte, ihre Wissenschaft, ihre Kunst, ihre Religion. Sie suchen das verlorene Paradies, den verlorenen Gott. Dunkler und tastender wird das Suchen, je länger sie suchen. Sie wissen kaum noch, was sie

suchen. Und doch ist er es, in dem sie „leben, weben und sind.“ Es ist der 139. Psalm, den der Apostel hier in griechischer Ausdrucksform wiedergiebt. Suchen wir ihn in der Ferne, siehe, so ist er da. Suchen wir ihn in der Nähe, siehe, so ist er auch da. Er lässet sich finden; denn „wir sind seines Geschlechts.“ Die Worte sind aus einem Gedicht des Ciliciers Aratus über die Himmelsbewegungen genommen, und bei dem Stoiker Cleanthes finden sie sich wieder. Der römische Dichter Ovid sagte von dem Gedicht des Aratus, es würde mit seinem Licht erst untergehen, wenn Sonne und Mond nicht mehr schienen. Das hat sich nicht bewahrheitet von dem ganzen Gedicht, wohl aber sind die Worte, die Paulus daraus citiert, unsterblich geworden. Sie sind ein schlichter Ausdruck für das unmittelbare Gottesbewußtsein der Heidenwelt. Man kann auch diesem Worte eine pantheistische Färbung geben, wie es die Stoiker thaten, ja eine materialistische, wie die Epikuräer, die die Gottheit in den Atomen der Welt suchten. Aber die so reden, suchen in der Irre. Gefunden hat nur, wer den lebendigen Schöpfer Himmels und der Erde gefunden hat.

Paulus hat im Heiligtum zu Jerusalem gestanden. Er steht jetzt im Heiligtum der griechischen Religion. Seine Brust weitet sich in dem Bewußtsein, daß der Gott der Juden auch der Griechen Gott ist. Er empfindet die Pracht der marmornen und silbernen und goldenen Göttergestalten ringsum, in denen sich die Irrwege menschlichen Suchens nach Gott abbilden, als eine Ehrenkränkung der Menschenwürde. „So wir denn göttlichen Geschlechtes sind, sollen wir nicht meinen, die Gottheit sei gleich den goldenen, silbernen und steinernen Bildern, durch menschliche Gedanken gemacht.“ Die Gebilde der griechischen Kunst suchen ein Schönheitsideal. Das mag man „Gott“ nennen. Aber in ihre Bildungen mischen sich die unreinen, unklaren, lüsternen Gedanken des Fleisches. Und solche Bildungen sollten Gott abbilden? — Nichts gleicht der zarten Entschiedenheit des geistlichen Urteils, mit der Paulus, ohne zu verletzen, den höchsten Stolz des griechischen Geistes vor den Richterstuhl des heiligen Gottes ruft. — Was könnte er nach diesen Worten anderes verkündigen, als Buße und Gericht? „Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen“ — wie gerecht, wie ermutigend redet Paulus —; „nun aber“ — das wurde in erhobenem Tone langsamer und markierter noch als das Übrige gesprochen —

„gebietet er allen Menschen an allen Enden Buße zu thun; darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit.“ In Menschengestalt haben die Griechen die Gottheit abgebildet und verehrt: wohlan, er will richten „durch einen Mann, in welchem er es beschlossen hat, und jedermann vorhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Toten auferweckt.“ — Hier wird die Rede des Apostels vom Spott etlicher und von der Bewegung aller unterbrochen. Das Wort vom Gericht war das letzte, das auf dem Areopag tönte. Paulus durfte den gebenedeiten Namen des Sünderheilandes nicht einmal nennen. —

Trotzdem, daß die Rede nicht zu Ende geführt werden durfte, ist sie die magna charta aller Heidenpredigt, der Katechismus der Missionare, an dessen Inhalt und Ton sie zu lernen nie aufhören sollten. Hier ist eine gerechte, fast liebevolle Anerkennung für das dunkle Tasten der Heidenwelt. Hier ist ein maßvolles heiliges Urteil über ihre Irrwege. Hier ist jene Zartheit und Entschiedenheit vereint, nach deren innerer Aneignung ein Missionar mit Fasten und Beten ringen müßte. Wehe den Missionaren, die ihre Zuhörer beleidigen! Hier ist nichts von starrer Dogmatik, sondern ein inbrünstiges Werben um die Gewissen. Wir lernen hier auch, daß die Ankündigung des jüngsten Gerichts zu den ersten Elementen der Heidenpredigt gehört. Wir bemerken, wie sehr sich der Apostel hütet, vorschnell die heilige Perle des Jesusnamens vor die Säue zu werfen.

Die den Apostel mit Spott unterbrachen, mögen Epikuräer gewesen sein, Dogmatiker des Materialismus, Menschen des Diesseits, die, wie die Sadducäer in Jerusalem, an der Auferstehung von den Toten Anstoß nahmen, Menschen der Schule, die von den mageren Sätzen ihrer auf der Erde kriechenden Philosophie umsponnen, allen Eindrücken einer zukünftigen Welt abhold waren.

Auch die Stoiker waren Menschen der Schule und als solche allem Fremdartigen abgeneigt. Aber der Gedanke an ein Weltgericht, wenigstens an eine Vergeltung im Jenseits war ihnen nicht völlig fremd. Es gab auch unter ihnen materialistische Strömungen, die der Seele, die lediglich vom Kreislauf des Blutes lebe, das Verlöschen in der ewigen Nacht weissagten. Anderseits war der sittliche Gedanke in dieser Schule so mächtig, daß er eine zukünftige Vergeltung zu fordern schien. Ja es

fehlt in der stoischen Schule nicht an märchenhaften Ausschmückungen des zukünftigen Schicksals der Menschen, die einen eigentümlichen Kontrast geben zu den starren und nüchternen Formeln, in welche sie die sittlichen Motive der alten Philosophie zusammenfaßten. Was die Pharisäer in der jüdischen Geschichte sind, das sind die Stoiker in der griechischen. Es werden Stoiker gewesen sein, die zu dem Apostel sagten: „wir wollen dich über diesen Punkt," über die Auferstehung von den Toten, „ein andermal wieder hören." Im Grunde war das eine Ablehnung. Es wäre undenkbar gewesen, daß sich stolze Stoiker von Athen zu den Füßen eines Fremdlings niederließen, um sich von ihm unterrichten zu lassen. Sektenleute bekehren sich sehr selten. Die heidnische Schuldogmatik war dem Evangelium eben so abhold, wie die Dogmatik der Pharisäer. Die ethischen Gedanken der Stoa machten die Buße noch unmöglicher, als die „Aufsätze" der Pharisäer und Schriftgelehrten.

Der Apostel verließ den Areopag. Der augenblickliche Erfolg entsprach wenig der weltgeschichtlichen Bedeutung seiner Rede. Große Dinge finden oft ein „kleines" Geschlecht. Aber das Vertrauen einiger wenigen hatte sie ihm gewonnen. Unter ihnen war der Ratsherr Dionysius. Für den Areopag wurden nur solche Männer gewählt, die sich in den höchsten Staatsämtern bewährt hatten. Er wird ein greiser Mann gewesen sein. Daß er später Bischof von Athen wurde, ist wohl Erdichtung. Er sah, wie Simeon in Jerusalem, im Geiste den Heiland der Welt, um dann in Frieden zu fahren. Wie Simeon ein Vertreter einer alten, zur Rüste gehenden Zeit war, wie er sich in den Pharisäismus seiner jüngeren Zeitgenossen nicht zu finden vermochte, so mag es dem Dionysius mit den Lehren der Stoiker und Epikuräer ergangen sein. Er war noch ein Vertreter jenes alten Athen, das die Furcht vor den unsichtbaren Mächten kannte, die das Leben der Menschen regieren. Er ehrte jene „ungeschriebenen Gesetze" der Gottheit, die Sophokles in der Antigone nennt. Wurde ja auch auf dem Areopag nach „ungeschriebenen Gesetzen" gerichtet. In allen Völkern sind es die Menschen des Gewissens am ehesten, die sich dem Evangelium zuwenden. — Auch eine vornehme Frau, Damaris mit Namen, schloß sich dem Apostel an. Sie mag ebenfalls reiferen Alters gewesen sein, da sie sonst kaum so selbstständig sich hätte entschließen dürfen. Auch sie wird eine ernstere, tiefere Natur

gewesen sein, unbefriedigt von dem leichten Reigen vergänglicher Dinge. So steht neben dem Simeon eine Hanna. Die Gemeinde zu Athen hatte manche Ähnlichkeit mit jenen Frommen in Jerusalem, die an die Geburt des Messias glaubten. Ihre bedeutendsten Glieder sind bald hinübergegangen in eine andre Welt. Der übrigen waren wenige. So kommt es, daß am Anfang des 2. Jahrhunderts die Christengemeinde in Athen ausgestorben scheint. Erst später ward sie wieder erweckt. Athen selbst blieb noch eine heidnische Stadt, als längst auf dem Markt von Rom das Kreuz aufgerichtet war. Als der kaiserliche Prinz Julian in Athen studierte, erwuchs ihm in der Atmosphäre dieser Stadt die krankhafte Leidenschaft für das sterbende Heidentum.

Paulus hat bald darnach die Stadt verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren. Er hatte seine Aufgabe hier vollbracht. Er hatte das Gericht verkündigt, den Propheten ähnlich. Das Heidentum Athens hatte im Geiste vor dem Richterstuhl Gottes gestanden, ohne die Hand nach dem Evangelium auszustrecken.

Der Herr hatte seine entscheidenden Worte an Israel im Tempel zu Jerusalem gesprochen. Sollte der Apostel der Heidenwelt ein mahnendes Gerichtswort an das Gewissen der Völkerwelt richten, so gab es dafür keinen würdigeren Ort als den Areopag von Athen. Wir empfinden es, daß der Apostel auf der Höhe seiner apostolischen Aufgabe steht, als er an dieser ehrwürdigen Stätte, an der nach der Meinung der Alten das Gesetz der Gottheit die Richtersprüche fällte, den lebendigen Gott und die Auferstehung des Herrn verkündigte.

Zweiter Teil:

Von Jerusalem nach Rom.

Im Herzen der griechischen Welt.

Athen war zur Zeit Pauli eine Stadt der Vergangenheit. Selbst als Stadt der Wissenschaft hatte sie ihre Rivalinnen. Die Größe Athens war mit der Freiheit Griechenlands zu Grabe gegangen. Das Leben der Gegenwart pulsirte in Korinth. Von dem nahezu 2000 Fuß hohen Burgberge von Korinth konnte man bei reiner, durchsichtiger Luft das ein bis zwei Tagereisen entfernte Athen deutlich erblicken. Der verschwenderisch ausgestattete Tempel der Liebesgöttin schaute aus dieser Höhe triumphierend auf die Athene Promagos herab, die das Wahrzeichen Athens bildete. Nicht mehr die Wissenschaft und Kunst, deren Sinnbild Athene war, sondern üppiger Lebensgenuß beherrschte das griechische Leben.

Korinth war einst, als die Fußtritte römischer Eroberer die Pracht der alten Stadt zertreten hatten, in noch völligerem Maße eine tote Stadt gewesen als Athen. Aber Julius Cäsar hatte die Bedeutung ihrer Lage an der Landbrücke zwischen zwei Meeren erkannt. Er hatte sie mit römischen Kolonisten bevölkert. In der korinthischen Gemeinde finden sich nachher auffallend viel Glieder mit römischen Namen. Es werden Abkömmlinge jener Kolonisten gewesen sein. Handeltreibende Griechen folgten in wachsender Anzahl. Jüdische Einwanderer fanden hier in Menge einen geeigneten Boden, sich an dem aufblühenden Handel der Stadt zu bereichern. Die römischen Prokuratoren der Provinz Achaja hielten mit militärischem Pomp ihren Einzug. Prachtvolle Paläste in moderner Architektonik, glänzende Tempel wuchsen empor. Die Stadt weitete sich, und ihre Bevölkerung

wuchs in erstaunlichem Maße. Bei der friedlichen Gesinnung der griechischen Bevölkerung minderte man trotz der Bedeutung der Stadt die Zahl der römischen Truppen. Daß man in Rom Griechenlands völlig sicher war, zeigte der Kaiser in Ersetzung der Prokuratoren durch Prokonsulen, von Militärbeamten durch Sendlinge des Senats. In einer Stadt, deren geschichtliche Traditionen gebrochen waren, die eine römische Schöpfung war trotz ihres griechischen Kolorits und trotz des Überwucherns des griechischen Elements, hatte Rom für seine Macht nichts zu fürchten. Das Interesse des Reichtums, des üppigen Lebensgenusses herrschte in Korinth. Weder Politik noch Religion konnten hier eine ausschlaggebende Macht erlangen. Die Stadt war trotz ihres alten Namens ein Emporkömmling unter den Städten, eine Stadt „zweiten Ranges", sagte man selbst in Rom.

Fremder noch als in Athen wird sich der heilige Apostel in Korinth gefühlt haben. Wie konnte ein Mann, der die ehrwürdigsten und heiligsten Traditionen in sich trug, der mit seinem Wesen in einer uralten Geschichte wurzelte, sich wohl fühlen in einer durch und durch modernen Stadt, die auf den Sand der Vergänglichkeit recht geflissentlich gebaut war, in einer Stadt ohne Vergangenheit, ohne Zukunft und ohne Ewigkeit. Würde man hier die Botschaft von der ewigen Erlösung hören mögen? — Diese Empfindungen erklären es wohl teilweise, daß des Apostels persönliche Stimmung „in Schwachheit und Furcht und großem Zagen" darniederlag, als er in Korinth seine Arbeit begann (1. Kor 2, 3), aber sie erklären es nicht völlig. Er hatte in Korinth ein anderes Hindernis besonderer Art zu überwinden. Eben war in Rom die Ausweisung der Juden durch das Edikt des Kaisers Claudius erfolgt (Apostelgesch. 18, 2). Es ist auf das höchste wahrscheinlich, und die Äußerung des römischen Schriftstellers Sueton Judaeos impulsore Chresto assidue tumultuantes Roma expulit er vertrieb die Juden aus Rom, weil sie unter der Anstiftung eines Chrestus (Christus) dauernd Unruhen erregten — deutet darauf hin, daß die Veranlassung der Vertreibung Unruhen unter den Juden waren, die mit der Gründung und dem Aufblühen einer christlichen Gemeinde in Rom und der Predigt von Jesus dem Messias zusammenhingen. Kämpfe wie die zu Antiochien in Pisidien und dann in Thessalonich werden sich auch in Rom abgespielt haben. Zweifellos sind viele jener vertriebenen Juden, unter ihnen auch jüdische

Familien, die das Christentum angenommen hatten, wie Aquila und Priscilla, nach Korinth gekommen. Es gab kaum eine Stadt, die den römischen Emigranten so gelegen war, und die so günstige Existenzbedingungen für sie bot, als Korinth. Von hier konnten sie bei eintretender Möglichkeit leicht wieder nach Rom zurückkehren, wie es Aquila und Priscilla gethan haben (Röm. 16, 3—4). — Lagen die Verhältnisse so, so begreifen wir das Zagen des Apostels. Er mußte fürchten, daß die Flammen des Hasses gegen Christus und seine Gemeinde, die unter den Juden in Rom gebrannt hatte, durch seine Predigt werde neu angezündet werden. Er kannte den rücksichtslosen und unversöhnlichen Haß der Juden, und seine Seele zagte, das größte Weh seines Lebens aufs neue zu erdulden. — Seine Besorgnisse waren nicht grundlos. Die schwersten Stunden haben ihm in Korinth nicht Heiden, sondern Juden bereitet, wie er das auch den Thessalonichern andeutet (1. Thess. 2, 14—16).

Daß Aquila, in dessen Hause Paulus Unterkunft und die Möglichkeit fand, sich von seiner Hände Arbeit zu ernähren, samt seinem Weibe Priscilla schon in Rom auf Christum getauft war, dürfen wir daraus schließen, daß nicht erwähnt ist, sie seien in Korinth getauft worden, während Paulus das von andern ausdrücklich sagt (1. Kor. 1, 14—16). Stephanas und sein Haus, nicht Aquila und Priscilla, waren die Erstlinge der Gemeinde in Achaja (1. Kor. 16, 15). Lukas nennt allerdings den Aquilas einen Juden aus Pontus, um zu erklären, warum er unter Kaiser Claudius aus Rom auswandern mußte. Aber das beweist nichts gegen sein Christentum. Er blieb ja ein Jude, auch nach der Annahme desselben. Das Haus des Aquila ward für Paulus eine Insel im wogenden Meer, eine Hütte, bis der Zorn vorüber gehe. In seinem Gruß, den er dem frommen Ehepaar nach Rom entbietet (Röm. 16, 3), stellt er den Namen der Priscilla voran. Sie war die Seele des Hauses und hat es mit weiblichem Zartgefühl besonders verstanden, dem angefochtenen Apostel wohlzuthun. Hier erfuhr Paulus näheres über die Vorgänge in Rom. Was er hörte, bestärkte ihn in seinem Entschluß, in seiner Verkündigung die äußerste Vorsicht und zurückhaltung walten zu lassen. Er vermied es, in seinen Vorträgen und Unterredungen den Brennpunkt der Lehre zu berühren, an dem sich überall bisher der Haß der Juden entzündet hatte. Er vermied es, den Juden zu bezeugen, daß

„Jesus sei der Christ.“ Damit war ihm für seine Predigt beinahe das ganze Gebiet der alttestamentlichen Weissagungen verschlossen. Seine Vorträge unterschieden sich wesentlich von denen in Thessalonich und Beröa. Er schreibt an die Korinther (I. 2, 2): „ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.“ Die Worte deuten eine willentliche Zurückhaltung an, nicht nur eine Konzentration auf das Wesentliche der christlichen Lehre. Er warb um ihr Vertrauen mit jener Liebe, die allen alles zu werden trachtete. Er predigte das Kreuz Christi, aber ohne zu betonen, daß Jesus der Messias ist. Eine Wandlung seines Tones trat ein, als Silas und Timotheus, die lange Ersehnten, nach Korinth kamen. Er erfuhr durch sie, daß die Thessalonische Gemeinde fest stehe im Herrn (1. Thess. 3, 8). Das war ihm wie eine Botschaft des Lebens. Er sah, daß die Lehre, Jesus sei der nach den Propheten erwartete Christ, nicht nur ein Geruch des Todes zum Tode, sondern auch ein Geruch des Lebens zum Leben sei. Unwillkürlich, durch die Macht des Wortes selbst, das er verkündigte (Luther nach einer andern Lesart: „durch den Geist“), ward er gedrungen, den Juden zu bezeugen Jesum, daß er der Christ sei (Apostelgesch. 18, 5). Klar deutet Lukas auf eine Wandlung in dem Zeugnis des Apostels hin, nicht nur auf eine Erhebung seines Mutes. Er sprach jetzt das Wort aus, vor dessen Wirkung ihm bis dahin gegraut hatte, daß der Gekreuzigte der Herr der Herrlichkeit sei, auf den Israel nach den Worten des 24. Psalm wartete (1. Kor. 2, 8). Die Juden antworteten mit jenen Lästerungen, die durch die ganze jüdische Litteratur erklingen bis auf den heutigen Tag, vor denen dem Apostel auch um deswillen so graute, weil er selbst sich ihrer einst schuldig gemacht hatte. Wie die Obersten der Juden den „Herrn der Herrlichkeit gekreuzigt“ hatten — in Unwissenheit, weil sie die heimliche, verborgene Weisheit nicht erkannten, die der Herr den David und hernach alle Auserwählten wissen ließ, so lästerten die Juden zu Korinth den Herrn, ihren Messias, weil sie ihn in dem Gekreuzigten nicht erkannten. Paulus aber sprach unter dem Erbeben seiner Seele: „euer Blut sei über eurem Haupte.“ Wir erinnern uns an die Scenen vor dem Richthause des Pilatus. Daß er seine Kleider ausschüttelt, ist eine von Christus selbst befohlene Gebärde, deren Sinn die Worte aussprechen: „ich gehe von nun an rein zu den Heiden.“ Der Apostel erklärte mit

tiefem Schmerz, daß er unschuldig sei an ihrem Verderben. — Solche Erlebnisse erschütterten den Apostel bis in das Mark seiner Seele. Gott bekannte sich in dieser schweren Stunde zu seinem Knechte. Er hatte die Synagoge zu Korinth auf immer verlassen. Aber in der Nähe der Synagoge war ihm das Haus eines Proselyten Justus bereitet, in dem er Crispus, den Obersten derselben Synagoge, die er verlassen hatte, samt dessen ganzem Hause taufen durfte. Diesem angesehenen Manne folgten noch viele Korinther in Glauben zur Taufe. So war das Wort des Paulus auch in Korinth nicht nur ein Geruch des Todes zum Tode, sondern auch ein Geruch des Lebens zum Leben. Sein Wort und seine Predigt war in Beweisung des Geistes und der Kraft (1. Kor. 2, 4).

Das Leben des Apostels war in steter Gefahr, seit er den Haß der Juden gegen sich wachgerufen hatte. Er hätte es ernstlich erwägen können, ob er sich der drohenden Gefahr nicht entziehen solle. Da stärkte ihn der Herr durch ein Gesicht in der Nacht und sagte: „fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht; denn ich bin mit dir, und niemand soll sich unterstehen, dir zu schaden; denn ich habe ein großes Volk in dieser Stadt.“ Daß der Apostel ein und einhalbes Jahr ruhig in der Stadt bleiben und eine große Gemeinde sammeln durfte, ist ein Gotteswunder. Unsichtbare Gewalten umschirmten ihn. Auch in der Hafenstadt Cenchreä entstand wohl schon damals die Gemeinde, in der Phöbe als Diakonisse arbeitete (Röm. 16, 1). Dagegen scheint der Bericht des Lukas der Meinung nicht günstig, als ob der Apostel auch in dem nahen Argos gepredigt habe. Die Judenschaft dort stand zu der Synagoge in Korinth im ähnlichen Abhängigkeitsverhältnis, wie die Juden zu Beröa zu der Synagoge in Thessalonich. Bei dem völligen Bruch mit der korinthischen Synagoge wäre die Predigt in Argos nicht wohl möglich gewesen. Der Befehl des Herrn selbst schien den Apostel auf Korinth zu beschränken. So machte er sich dort sässig und richtete sich auf langes Bleiben. Wenn er am Anfang des 2. Korintherbriefs „alle Heiligen in ganz Achaja“ grüßt, so dürfen wir annehmen, daß das Evangelium von Korinth aus durch das freie Zeugnis der Gläubigen ähnlich sich in Achaja ausgebreitet hat, wie von Antiochien aus in der Landschaft Pisidien. Das ruhige Verweilen des Paulus bietet uns dasselbe Bild heiligen Gehorsams als das Reisen des Apostels

und sein Wirken in die Weite und Ferne. Der Heroismus der Geduld ist eben so groß, als der Heroismus großer Thaten.

Einen Zug an diesem Bilde dürfen wir in seiner Bedeutung nicht unterschätzen. Paulus trieb in Korinth die Teppichweberei, um nicht von der Gemeinde abhängig zu sein, was seinen Unterhalt betraf. Es wird an Anerbietungen nicht gefehlt haben, dem Apostel seine geistlichen Mühen durch zeitliche Gaben zu vergelten. Er hätte das Recht gehabt, seinen Unterhalt von der Gemeinde anzunehmen. In freiem Entschluß verzichtete er darauf. Seine Gründe rechtfertigen sich selbst vor jedem feineren Gefühl. Wenn er ohne Lohn arbeitete, so ward er um so völliger aller Knecht durch die Liebe. Ein Sklave arbeitet ohne Lohn. Aber eben in dieser völligen persönlichen Hingabe war sein Evangelium um so freier. — Welch edles Vorbild gab der Apostel durch mühsame Arbeit in dieser Stadt voll geschäftigen Müßiggangs. Wo alles nach Reichtum und Lust jagte, blieb der Apostel freiwillig arm und legte sich selbst die Mühsal einer Arbeit auf, mit der er seinen Leib kasteite (1. Kor. 9, 27). —

Anderthalb Jahre waren vorüber. Da trat ein Ereignis ein, welches die Stadt und Provinz in Aufregung setzte. Ein neuer Prokonsul hielt seinen Einzug. Diese Beamten des Senats pflegten zu den Bürgern ihrer Provinz in engerer Beziehung zu stehen, als die Militärgouverneure. — Dem Gallion hatte man mit freudiger Erwartung entgegengesehen. Er galt für einen milden, lenksamen, billig denkenden Mann. Sein Bruder, der Philosoph Seneca, war der Erzieher des Nero, des Erben des Kaiserthrones. Man durfte dem Gallion einen Einfluß zutrauen, den er zum Besten der Provinz und der Stadt bethätigen würde.

Der Wechsel des Regiments schien den Juden günstig, um einen Anschlag gegen Paulus auszuführen. Sie rotteten sich zusammen und führten Paulus vor den Richterstuhl, auf dem Gallion sich vielleicht zum ersten Male in Korinth niedergelassen. Der Prokonsul würde sich ihnen gern gefällig erweisen, meinten sie. Er würde die Sache nicht genauer untersuchen, war er doch ein kränklicher Mann, wie wir aus den Briefen des Seneca wissen. Ihre Anklage ist fast nachlässig in ihrer Fassung und läßt jene Klugheit vermissen, die sonst den Juden eigen war. Was sollte der Römer aus den allgemein gehaltenen Worten ent-

nehmen: „Dieser überredet die Leute, Gott zu dienen, dem Gesetz zuwider.“ Es war nirgends durch das römische Gesetz verboten, Gott zu dienen. Die Verehrung Gottes erschien dem Bruder des gottesfürchtigen Seneca nicht als etwas Strafwürdiges. Er wies die Verhandlung der Sache ab, die ihm auf ein jüdisches Religionsgezänk hinaus zu laufen schien.

Die Juden sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht, ja sie mußten es erleben, daß ihr Führer, der Oberste der Schule, Sosthenes, von den griechischen Zuschauern geschlagen wurde, ohne daß der Prokonsul es hinderte, wie denn seine Verachtung der Juden unschwer zu erkennen war.

Das war eine Demütigung für die Juden — und ein Triumph für Paulus, wenn er Lust gehabt hätte, zu triumphieren. Wir haben gesehen, wie fern es dem Apostel lag, einen in die Augen fallenden persönlichen Erfolg auszunützen, als er unmittelbar nach seiner siegreichen Unterredung mit Petrus Antiochien verließ. Auch hier verweilte er nur noch eine Reihe von Tagen nach diesem Vorfall in der Stadt. Seine Abreise sollte zwar einer Flucht nicht ähnlich sehen. Aber ebensowenig wollte er das Gefühl nähren, als nütze er seine durch Gottes Leitung offenkundig gewordene Überlegenheit aus.

Die korinthische Gemeinde.

Zwischen zwei Meeren war Korinth gelegen. Auch an der korinthischen Gemeinde brachen sich mancherlei Strömungen, wie uns die beiden Briefe erkennen lassen, die der Apostel später an sie schrieb. Ja man mag diese Gemeinde selbst mit dem ruhelosen Meere vergleichen, in dem sich Welle auf Welle drängt. Eine große Menge griechischer Familien hatten die Taufe empfangen, darunter auch solche, die nicht durch den vorherigen Anschluß an die Synagoge mit den Forderungen des Sittengesetzes vertraut waren, die noch nie jene Ehrerbietung vor dem göttlichen Walten empfunden hatten, zu der die alttestamentliche Geschichte zu erziehen vermag. Gedankenfreiheit, Zügellosigkeit der Empfindungen, Schrankenlosigkeit im Wandel, eine gewisse Unbotmäßigkeit den Autoritäten gegenüber, eine Gleichgiltigkeit gegenüber den Thatsachen, ein in Subjektivität verlornes und

an die Wellen eigener Einbildungen hingegebenes Wesen machten sich in der Gemeinde geltend, Charakterzüge des modernen griechischen Geistes, die auch an denen nicht völlig fehlten, welchen es Ernst war um ihren Glauben an Christus. Eine Menge von „Unedlen vor der Welt," wie der Apostel schreibt (I. 1, 26—29), Angehörige niederer Volksklassen hatten mit ausgesprochnem Heilsverlangen die Aufnahme in die Gemeinde gesucht. Die krankhafte Sucht des damaligen Griechentums nach hohen Gedanken und glänzenden Worten war nicht nur den gebildeten Klassen eigen. Bei Ungebildeten mußte sich das „Fragen nach Weisheit" noch wunderlicher und krankhafter äußern. Eine Dosis dieser Sucht nach neuen und hohen Erkenntnissen war in das Heilsverlangen derer gemischt, die sich taufen ließen, ein „Volk des Herrn" und doch heiliger Zucht in besonderem Maße bedürftig.

Kaum je tritt die Weisheit des Apostels so strahlend hervor, als in der Behandlung dieser Zustände. Es ist der Boden der Wirklichkeit, auf den er den luftwandelnden Geist der Korinther überall zurückruft. Während sie von geistlichem Reichtum träumen, dankt er für die Gaben, die sie wirklich empfangen haben (1. Kor. 1, 4—8). Ihre Zukunft ruht nicht in ihrer Hand, sondern in der Hand dessen, der sie berufen. — Ihrer Sehnsucht nach hoher Weisheit gegenüber beharrt er bei der Thorheit des Kreuzes. Die göttliche Thorheit des Kreuzes läuft auf eine Herrlichkeit hinaus, zu der die Schwungkraft des natürlichen Geistes nicht emporträgt (1. Kor. 2, 9). Den Einbildungen des menschlichen Geistes gegenüber betont er die Souveränität des göttlichen Geistes. Sittlicher Ernst ist erforderlich, will jemand in der Erkenntnis wachsen (1. Kor. 3, 1—3).

Wenn die Korinther die Träger des geistlichen Amtes zum Spiel ihres Lobes und ihres Tadels machen, so hebt er die göttliche Objektivität des Amtes hervor. „Haushalter über Gottes Geheimnisse" haben nicht nur auszuteilen, sondern auch zu versagen, wo Seelen nicht reif sind für die Höhen und Tiefen der göttlichen Weisheit. Menschliches Urteil ist nichtig. Gottes Urteil gilt (1. Kor. 4, 1—5). Dem Reichtum ihrer hochmütigen Träume tritt seine apostolische Armut gegenüber, ihrem Spiel mit Worten das Reich Gottes in seiner Kraft (4, 6—20).

Sie hatten sich nicht entschließen können, einen blutschänderischen Menschen aus der Gemeinde auszuschließen. Mit hohlen

Ausreden hatten sie sich dieser Pflicht entzogen. Der Apostel vollzieht die Ausschließung aus der Ferne kraft seines apostolischen Amtes (5, 1—13).

Um nichtiger Dinge willen stritt man vor heidnischen Richtern. Wie nimmt sich diesem losen Spiel mit der Gerechtigkeit gegenüber die Thatsache aus, daß dereinst die Christen die Engel richten sollen? Und wie verträgt sich eine leichtfertige Anschauung in geschlechtlichen Dingen mit dem Reich der Herrlichkeit (Kap. 6)? Daß ein Christ nicht Sklave seiner Lüste sein darf, mag man schon daraus ersehen, daß nach christlichem Recht neben dem Ehestande der Stand heiliger Ehelosigkeit steht in gleicher Würde, ja freier für den Herrn und sein Reich (Kap. 7).

Daß die Korinther aufgeklärt genug sind, um den Götzendienst für Aberglauben zu halten, entbindet sie nicht von einer Rücksicht der Liebe, die sie ihren weniger aufgeklärten Brüdern schulden. Öffentlich und mit Wissen Fleisch zu essen, das von Götzenopfern stammt, ist an sich nicht Sünde, aber man versündigt sich damit an dem schwächeren Bruder, der dies nicht thun könnte, ohne in seinem Aberglauben das Essen solchen Fleisches mit einer Hingabe an den dämonischen Hintergrund des Götzenopfers zu verbinden (Kap. 8). Überhaupt ist ein Christ zwar durch den Glauben ein Herr aller Dinge, aber durch die Liebe allen unterthan, wie der Apostel in ergreifenden Zügen an seinem eignen Beispiel beweist (Kap 9).

Vor dem bloßen Schein sittlicher Anstrengung warnt der Apostel (9, 24—27) und vor der fahrlässigen Gemeinschaft mit der Welt (Kap. 10). Weltschmerz und Weltfreude ziehen das Gericht nach sich, wie Israels Beispiel zeigt (10, 1—13). Man kann die Teilnahme an heidnischen Opfermahlzeiten nicht für erlaubt halten, weil sie die Gemeinschaft mit finstern Realitäten bedeutet (10, 14—33). Ist es doch nicht einmal gleichgiltig, ob Frauen im christlichen Gottesdienst mit unverschleiertem Haupte erscheinen (11, 2—15). Emanzipationsgelüste des Weibes sind gegen die Schöpfungsordnung.

Mit tiefem Ernst rügt der Apostel die Leichtfertigkeit und Lieblosigkeit in der Gemeinde, die sogar vor der Majestät der sakramentlichen Geheimnisse nicht zurückbebte. Es genügt die schlichte Darlegung, unter welchen Umständen und mit welchen Worten Christus das heilige Abendmahl einsetzte, um erkennen

zu lassen, daß da heilige Realitäten vorhanden sind, die kein Spiel des Leichtsinns und kein Übersehen der Gleichgültigkeit vertragen (11, 16—34).

Wunderbar, daß gerade in dieser Gemeinde, in der die Wallungen der Natur so stark hervortraten, auch das Wehen des heiligen Geistes in der Austeilung von mancherlei Gaben besonders deutlich erkennbar war. Ausdrücklich sagt der Apostel, daß man sich den Regungen des Geistes getrost hingeben dürfe (12, 1—3). Aber er warnt vor einer willkürlichen Überschätzung der einen Gabe zu Ungunsten der andern. Gott selbst ist der König aller Charismen und nach seinem Willen sind sie ausgeteilet (12, 4—30). Die Gabe aller Gaben ist die Liebe (Kap. 13). Es giebt kein Kapitel in der ganzen heiligen Schrift, welches mit solcher bis in das Verborgenste eindringenden Macht die Entäußerung von aller Subjektivität, von aller Willkür und Laune, von den wechselnden Stimmungen der vergänglichen Eigenheit fordert, als das vielbewunderte dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefs. Die Liebe soll auch den Gebrauch der Charismen in der Gemeinde regieren (Kap. 14). Die Vorliebe der Griechen für den Glanz und die Pracht der Worte verleitete sie, das Reden und Beten „mit fremden Zungen" besonders zu pflegen. Aber gerade diese augenscheinlichste und wunderbarste aller Gaben ist nicht diejenige, die am meisten nützt. Man soll ihren Gebrauch um der Liebe und um des gemeinen Nutzens willen beschränken.

Von dem wallenden Meer geistlicher Erregungen führt der Aostel die Gemeinde zu dem wandellosen Frieden der Heilsthatsachen. Der Tod und die Auferstehung des Herrn sind der feste und einzige Grund gegenwärtigen und zukünftigen Heils (Kap. 15). Ist die Auferstehung Christi eine geschichtliche Thatsache, wie sie es sonder Zweifel ist, so ist sie auch der Anfang einer Geschichte der Auferstehung, die sich mit einer Gewißheit vollziehen wird, der gegenüber sich die Zweifel des vernünftelnden griechischen Geistes gar ärmlich ausnehmen.

Wir können das Bild der korinthischen Gemeinde, wie es uns aus dem ersten Korintherbrief entgegentritt, kaum anders bezeichnen, als indem wir es das Bild einer erkrankten Gemeinde nennen. Die Schlinggewächse des griechischen Geistes drohen, die Saat des heiligen Geistes zu überwuchern. Die Krankheitskeime haben in dem Körper der korinthischen Ge-

meinde schon gelegen, als der Apostel noch bei ihr weilte. Er hatte die Krankheit durch die Macht seiner Seelsorge niedergehalten. Die allzeit bereite Arznei seines apostolischen Wortes hatte den Heilungsprozeß eingeleitet, schon ehe die Krankheit zum Ausbruch kam, — was sich in dem Briefe des Apostels sehr wohl erkennen läßt. Wie kommt es, daß in den drei Jahren, die zwischen dem Weggang des Apostels von Korinth und der Abfassung des Briefes liegen mögen, den er von Ephesus aus an die Gemeinde schrieb, das Unkraut so üppig aufschießen konnte? Trugen die griechischen Elemente der Gemeinde allein die Schuld? Oder waren auch die jüdischen Glieder der Gemeinde an der Schuld beteiligt? Vielleicht mehr, als auf den ersten Blick ersichtlich ist. Die Ermahnungen des Apostels heben mit der Erwähnung einer Spaltung in der Gemeinde an. (1. Kor. 1, 10—16). Sollte diese Spaltung einen erheblichen Anteil haben an dem Verfall der Gemeinde? Neigung zu Parteiungen ist eine Untugend des griechischen Subjektivismus. Aber wie sollten Griechen darauf kommen, sich ihrer besonderen Abhängigkeit von Paulus zu rühmen im Gegensatz zu andern, die sich Kephisch nannten? die sich also vielleicht rühmten, von Petrus getauft und unterwiesen zu sein? Daß sich griechische Christen an den redegewandten Apollos besonders anschlossen, der in Korinth wirkte, während Paulus in Ephesus war, begreifen wir. Aber Petrus hat die Stadt am Isthmus wohl kaum betreten. Nur von Judenchristen, die ihn persönlich kannten, konnte sein Name auf den Schild erhoben werden. Und wer sind jene, die sich „Christisch“ nannten? Man hat gesagt: solche, die sich der Autorität keines Lehrers unterwerfen wollten, sondern sich unmittelbar von Christo abhängig fühlten. Aber solche hätte der Apostel anders behandelt. Die wären ja wohl auf dem Wege gewesen, auf den der Apostel die ganze Gemeinde zu bringen trachtet. Denn der Apostel will mit der Betonung seiner apostolischen Autorität wahrhaftig nichts anderes sein, als ein Brautführer zu Christo. Jene, die sich „Christisch“ nannten, aber stellt der Apostel in eine Linie mit den Anhängern des Paulus, des Apollos, des Kephas. So müssen sie Anhänger einer Christusanschauung gewesen sein, die sich in einen Gegensatz stellte zu dem Christusbilde, das Paulus und die Apostel im Geiste bezeugten. Wie es fleischliche Gedanken waren, die den Petrus oder den Paulus oder den Apollos auf den Schild

erhoben, so war es ein „Christus, gekannt nach dem Fleisch,“ den Einzelne in Korinth mit Schlangenklugheit verkündigten (2. Kor. 11, 3) im Anfang ihre eigentlichen Absichten schlau verhüllend. Es werden palästinensische Juden gewesen sein, die sich der persönlichen Bekanntschaft mit Christo rühmten (2. Kor. 5, 16), die den Herrn nur für einen großen Lehrer und Propheten hielten, für eine alttestamentliche Gestalt, während sie sich doch in eine Gemeinde des Neuen Testamentes einzuschleichen wußten. Solcher Gesinnung waren auch die jüdischen Ebioniten der späteren Jahrhunderte, die zäh am Alten haftend, Jesum einen bloßen Menschen zu nennen wagten. Als Paulus das erste uns erhaltene Schreiben an die korinthische Gemeinde erließ, hatte sich ihr Einfluß noch nicht so deutlich und verderblich entfaltet. Sie warteten auf ihre Zeit. Aber das Anathema am Schluß des ersten Korintherbriefes (16, 22), das hebräische maran atha das der Apostel mit eigner Hand schreibt, gilt ihnen. Sie haben „den Herrn Jesum Christum nicht lieb.“ — Ihre wahre Gestalt war damals noch nicht völlig enthüllt.

Ihr Wesen ward offenbar, als die Gemeinde den Brief des Apostels voll ernster Rügen empfing. Eine aufrichtige, „göttliche Reue“ ergriff die Gemeinde (2. Kor. 7, 9—10). Es zeigte sich, wie sehr die Gemeinde an Paulus hing. Gegen den Blutschänder wollten einige strenger sein, als der Apostel selbst. Die Gemeinde erschrak darüber, wie weit sie sich hatte verleiten lassen. Jene Verführer aber, die sich auch „Apostel“ nannten (II. 11, 13), versuchten es, den Brief des Apostels in seinem Sinn und seiner Meinung zu verdrehen, vor allem aber den Apostel selbst verächtlich zu machen. „Die Briefe, die sind wohl hart und streng; wenn er aber leibhaftig da ist, ist er schwach, und seine Rede will nichts heißen,“ sagten sie u. a. (2. Kor. 10, 10). Verspotteten sie doch den Apostel sogar darüber, daß er „ohne Lohn“ das Evangelium verkündige. — Es war dem Apostel nicht verborgen, daß die Angriffe gegen ihn sich in tiefstem Grunde gegen die Geistesmacht des Christentums und gegen die Überweltlichkeit Jesu richteten. Aber er deutet das nur ganz leise an (2. Kor. 11, 4). Waren doch diese „falschen Apostel“ eines „Christus nach dem Fleisch“ klug genug, mit ihrer eigentlichen Meinung über Christus selbst zurückzuhalten. So zeigt der Apostel an sich selbst und seinem apostolischen Leben die Geistesgewalt und Ewigkeitsgewißheit der Christusreligion.

Was er über die Geistesherrlichkeit des neutestamentlichen Amtes schreibt (2. Kor. 3, 4—18) und über sein eigenes Sterben zum Leben (2. Kor. 4, 7—5, 10), das gehört zu dem Schönsten und Edelsten, was der Griffel des großen Apostels niedergeschrieben hat. — Rücksichtslos bekämpft er seine Widersacher. Er verschmäht auch die Waffe des Spottes nicht, um die Korinther aus den Banden herrschsüchtiger Verführer zu lösen, in die sie gerade durch ihre Selbstseligkeit und krankhafte Selbständigkeitssucht geraten waren (2. Kor. 11, 19—20). — Die Verführer zu Korinth, die sich „Christisch" nannten, waren Kinder jenes Geistes, der in Nazareth in die Rede ausbrach: „Ist er nicht eines Zimmermanns Sohn? Heißt nicht seine Mutter Maria? und seine Brüder Jakob und Joses und Simon und Judas?" (Matth. 13, 55). Ein fleischliches Messiasbild war es, das diese „hohen Apostel", wie der Apostel in heiliger Ironie sie nennt, in die Herzen der Korinther zu zaubern versuchten. Was Wunders, daß dieser „Christus nach dem Fleisch" in der Verzerrung einer geistentleerten Darstellung den Korinthern zu erlauben schien, ihrem Fleisch die Zügel zu lassen. Wir dürfen nur, um die sittlichen Folgen einer solchen Verführung uns zu vergegenwärtigen, an die verwüstenden Wirkungen denken, die je und je für das Gemeindeleben entstanden, wo man Christum auf das Maß eines Menschen herabzudrücken sich bemühte.

Der Schattenwurf des Apostel Petrus in der korinthischen Gemeinde.

Eines der wertvollsten, wenn nicht das wertvollste Dokument, welches wir, abgesehen von den apostolischen Schriften, aus dem ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung besitzen, ist ein Brief, den die römische Gemeinde an die Gemeinde zu Korinth gesendet hat. Er ist Ende der neunziger Jahre, geraume Zeit nach dem Heimgang der Apostelfürsten Petrus und Paulus geschrieben, aber zu einer Zeit, da noch solche Älteste das Amt inne hatten, welche von diesen Aposteln selbst in ihr Amt eingesetzt waren. Dieses Sendschreiben, welches durch drei Älteste der römischen Gemeinde nach Korinth überbracht wurde, sollte

als eines der ältesten Zeugnisse altchristlicher Anschauungen und Stimmungen nicht nur Gelehrten, sondern auch in größerem Maße, als es bis jetzt der Fall ist, gebildeten Christen bekannt sein. Das christliche Altertum hat diese Schrift hoch geschätzt, obwohl sie den apostolischen Briefen nicht gleichgeachtet wurde. Nicht nur in Corinth, sondern auch in andern Gemeinden wurde der Brief des Clemens von Rom, wie das Sendschreiben hieß, im Gottesdienste gelesen. Die korinthische Gemeinde hielt den Brief neben den paulinischen Briefen lieb und wert, was uns etwa achtzig Jahre später der korinthische Bischof Dionysius ausdrücklich bezeugt. Im Jahre 1875 wurde von einem griechischen Metropoliten eine neue Handschrift des Briefes, die er aufgefunden hatte, in Konstantinopel herausgegeben, so daß uns der Text des Briefes nunmehr vollständig vorzuliegen scheint.

Es ist ein eigentümlicher Genuß, diesen Brief mit dem ersten Korintherbrief Pauli zu vergleichen. Er ist eine seelsorgerliche Ermahnung gegen den Rottengeist, der sich unter Anstiftung einiger unlauterer Elemente gegen die Ältesten der Gemeinde auflehnte. Mit großer Eindringlichkeit wird in dem Briefe diese Sünde von allen Seiten beleuchtet. Aber es will uns scheinen, als seien die wenigen Worte des Paulus kräftiger und mächtiger, als die Bilder und Gleichnisse des Clemens. Dieser verweist ausdrücklich auf den Brief des „seligen Paulus.“ „Was schrieb er euch zuerst im Anfange seiner evangelischen Darlegung?“ — Über die Parteiungen, die zu Gunsten des Kephas und des Apollos und seiner selbst entstanden. — Wie viel besser waren jene Parteiungen, als die jetzigen. „Damals,“ heißt es bei Clemens, „ergriffet ihr Partei für Apostel, die unter euch ihr Zeugnis abgelegt hatten, und für einen Mann, der in hoher Achtung bei jenen stand“ (für Apollos). Jetzt aber waren es einige lose Elemente, die die Gemeinde gegen das geistliche Amt aufregten ohne erkennbaren anderen Grund als den ihres fleischlichen Hochmuts. Es ist nicht schwer, in den Aufrührern die Epigonen derer zu erkennen, die Paulus im zweiten Korintherbriefe bekämpft. Ihr Anhang mag ähnlich gesinnt gewesen sein, wie diejenigen, die sich zu Pauli Zeiten „christisch“ nannten. Die Independenz vom geistlichen Amt war zugleich eine Lossagung von dem geistlichen Charakter der Kirche und dem übernatürlichen Heil der Christusreligion. Darum es in dem Briefe des Clemens nicht an einer geflissent-

lichen Betonung der himmlischen Herrlichkeit Christi fehlt und nicht an einer ernsten Hinweisung darauf, daß „Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht ererben werden.“ Clemens schreibt: „durch Christum lasset uns emporschauen zu den Höhen des Himmels, durch ihn wie durch einen Spiegel schauen Gottes unbeflecktes und erhabenes Antlitz; durch ihn sind die Augen unseres Herzens aufgethan; durch ihn ist unser unverständiges und verfinstertes Gemüt wieder zu seinem bewundernswürdigen Licht erweckt; durch ihn wollte uns der Herr seine unsterbliche Herrlichkeit zu schmecken geben, durch ihn, welcher ist der Abglanz seiner Herrlichkeit.“ Auch Paulus hatte in seinen Briefen mit der Kunst eines Meisters die Wirklichkeit der himmlischen Dinge den Korinthern vor Augen gestellt. — Clemens hat wie Paulus Ursache, von der Gewißheit der Auferstehung von den Todten zu handeln. Er gebraucht für das aus dem Tode erscheinende Leben unter andern Gleichnissen das ihm eigentümliche von dem Hervorgehen des Tages aus der Nacht. Neigung zu weltlicher Geselligkeit, die sogar vor Teilnahme an heidnischen Opfermahlzeiten nicht zurückschreckt, hat auch er noch Grund zu tadeln. Und doch haben wir bei der Lektüre des Clemensbriefes den Eindruck, daß die paulinischen Briefe den sittlichen Stand der Gemeinde geläutert haben. Es wird bei Clemens die hohe Stellung anerkannt, die die korinthische Gemeinde in der Schätzung der Christenheit einnahm. Das gottesdienstliche Leben der Gemeinde scheint noch immer nicht ohne die besonders hervortretende Macht geistlicher Erhebung gewesen zu sein, wenn auch die Charismen mehr zurücktraten. Insbesondere wird der keusche und fromme Wandel der Frauen gerühmt. Pauli Ermahnungen waren also auf fruchtbaren Boden gefallen.

Wie kommt es, daß die römische Gemeinde sich berechtigt glaubt, ein solches Sendschreiben nach Korinth zu erlassen? Ist es wirklich so, wie römische Gelehrte behauptet haben, daß Clemens als Bischof von Rom eine oberhirtliche Stellung über die andern Gemeinden hatte? daß schon damals der römische Bischof der Universalbischof der Christenheit war? Der Brief selbst widerlegt diese Meinung so völlig, daß sie nicht im Ernst behauptet werden kann. — Oder war es die Persönlichkeit des Clemens, die ihm das Recht und die Macht gab, die Korinther zu ermahnen, wie ein Vater seine Kinder ermahnet? Clemens

von Rom ist später von anmutigen Sagen umwoben worden. So unmöglich es ist, aus diesen Schleiern der Sage eine verbürgte Wirklichkeit zu lesen, so war er doch ohne Zweifel eine bedeutende und vielgeliebte kirchliche Gestalt. Aber in dem Briefe an die Korinther tritt seine Person völlig zurück. Der Brief ist das Schreiben einer Gemeinde an die andere, fast möchten wir sagen, der Brief lasse vermuten, daß eine Muttergemeinde an ihre Tochtergemeinde schreibe.

Oder betrachtete sich die römische Gemeinde schon damals als die Muttergemeinde der Christenheit? War sie dasselbe, was früher Jerusalem war? Auch dies kann schwerlich mit Recht behauptet werden. Denn es ist eine zweifellose geschichtliche Thatsache, daß wenn eine Stadt am Ausgang des ersten Jahrhunderts die Metropole der Christenheit heißen durfte, es Ephesus war, nicht Rom. Ephesus erglänzte damals im Abendrot des johanneischen Apostolats. Der Schwerpunkt kirchlichen Ansehens war noch nicht vom Morgenland auf das Abendland übergegangen. Zudem — und das ist die Hauptsache — besaß jene Zeit noch zu viel heilige Einfalt, als daß man hätte von der Suprematie einer einzelnen Gemeinde über die Christenheit reden wollen.

Der Brief des Clemens enthält nicht den leisesten Ton solcher Anmaßung. Nicht ein angemaßtes Übergewicht auf der einen Seite, sondern ein natürliches Verhältnis wie zwischen Tochter und Mutter bestand zwischen Korinth und Rom. Fand doch Paulus schon einen Stamm in den aus Rom vertriebenen Judenchristen vor, als er nach Korinth kam. Es werden auch solche unter den römischen Juden gewesen sein, die erst in Korinth zum Glauben kamen. Diese judenchristlichen Glieder der korinthischen Gemeinde mögen später zum großen Teil nach Rom zurückgekehrt sein. Wir lesen viele ihrer Namen im Römerbrief, den der Apostel von Korinth aus sandte. Der Apostel grüßt seine Freunde, die ihm von Korinth her teuer waren. Die zahlreichen Namen griechischen Klanges unter den Gegrüßten zeigen uns, daß eine lebhafte Strömung bestand von Korinth nach Rom, wie dereinst von Rom nach Korinth. Korinth war die jüngere Schwester von Rom, wenn man Rom nicht die Mutter von Korinth nennen mag. Ein solches Pietätsverhältnis allein erklärt den Brief des Clemens.

Waren jene korinthischen Christen, die sich „Kephisch" nannten, etwa durch Petrus in Rom gewonnen? Dann müßte Petrus

schon unter dem Kaiser Claudius in Rom gewesen sein. Wäre dies zu erweisen, so wäre Petrus der Gründer der römischen Gemeinde, und eines der größten Rätsel der apostolischen Zeit, die Entstehung der römischen Gemeinde, wäre auf die einfachste und wohlthuendste Weise gelöst.

Mancherlei Sagen knüpfen sich an den mehrmaligen Aufenthalt Petri in Rom. Die römischen Theologen versuchten aus dieser sagenhaften Überlieferung zu erweisen, daß Petrus 25 Jahre Bischof von Rom gewesen. Das hat dem protestantischen Bewußtsein den Gedanken an einen früheren Aufenthalt des Petrus in Rom verleidet. Aber sollten die Gespinste späterer kirchlicher Dichtung nicht einen Kern der Wahrheit verhüllen?

Es giebt Nachrichten des christlichen Altertums, die auf einen früheren Aufenthalt des Petrus in Rom hindeuten, ohne daß man den geringsten Grund hätte, ihre Glaubwürdigkeit zu bezweifeln. So ist an der Wahrheit der alten Überlieferung nicht zu zweifeln, daß Johannes Markus sein Evangelium nach den mündlichen Vorträgen des Petrus in Rom verfaßte. Nun ist das Markusevangelium das älteste unter den Evangelien und hat dem Matthäus und vielleicht auch dem Lukas vorgelegen, als sie ihre Evangelien verfaßten. Dies des Näheren zu erweisen, ist dieses Ortes nicht. Aber ist das Evangelium Petrinum, wie das Markusevangelium hieß, das älteste, so kann es nicht erst bei dem letzten Aufenthalt des Petrus in Rom entstanden sein.

Wichtiger aber sind uns Aussagen des Clemensbriefes, die meines Wissens für die Beantwortung dieser Frage noch nicht benutzt worden sind. Clemens nennt Petrus und Paulus „unsre Apostel,“ als wären sie die gemeinsamen Apostel beider Gemeinden. Nun war ja Paulus insonderheit der Apostel der korinthischen Gemeinde, wie Petrus der der römischen. Aber Petrus hatte ein ähnliches Verhältnis zu Korinth wie Paulus zu Rom. Durch Petrus Gewonnene gehörten der korinthischen Gemeinde an, und geistliche Kinder des Paulus der römischen. In dem apostolischen Brüderpaar prägt sich das Verwandtschaftsverhältnis der beiden Gemeinden aus. Nennt doch auch Clemens nicht nur den Paulus, sondern auch den Petrus als einen, der in Korinth Zeugnis abgelegt habe. Die von Petrus Bekehrten hatten sein Zeugnis nach Korinth getragen.

An einer andern Stelle schreibt Clemens, indem er im allgemeinen die Mühsale der Apostel in Verkündigung des Reiches

Gottes erwähnt: „die größesten und gerechtesten Säulen (der Kirche) wurden verfolgt und trugen Drangsal bis zum Tod.“ Dann fährt er fort: „Lasset uns vor unsre Augen stellen die guten Apostel.“ Er nennt Petrus und Paulus die „guten Apostel,“ um die Pietät auszudrücken, durch die beide Gemeinden gerade mit diesen beiden Aposteln verbunden sind. „Den Petrus“ lasset uns vor unsre Augen stellen, „der durch ungerechten Haß nicht ein oder zwei, sondern mehrfache Mühsale erduldete.“ Unter „Mühsalen“ können nach den vorausgegangnen Worten nur Verfolgungen verstanden werden. Und diese Verfolgungen müssen in Rom geschehen sein. Denn er fährt fort: „und so ging er denn, nachdem er den Märtyrertod erlitten hatte, an den ihm gebührenden Ort der Herrlichkeit.“ Bei der nun folgenden Erwähnung der Drangsale des Paulus wird ausdrücklich zwischen dem unterschieden, was er anderwärts, und dem, was er in Rom erduldet hat. Da Clemens bei Petrus nicht so unterscheidet, dürfen wir annehmen, daß Petrus die erwähnten mehrmaligen Drangsale in Rom und nicht anderswo erduldet hat. Liegt in den Worten eine Andeutung, daß seine Thätigkeit in Rom mehrere Male gewaltsam unterbrochen wurde?

Es ist an sich auf das äußerste unwahrscheinlich, daß Petrus erst in seinen letzten Lebensjahren sollte nach Rom gekommen sein, ja es liegt in diesem Gedanken etwas Befremdendes. Petrus ist der Fels, auf den der Herr seine Gemeinde bauen wollte. Wem jedes Wort des Herrn heilig ist, dem ist es nicht gleichgültig, in welchem Maß und Umfange sich diese feierlich gegebene Verheißung erfüllte. Sollte sich nach der ersten grundlegenden Wirksamkeit Petri in Palästina das Wirken des Apostelfürsten jahrzehntelang im Dunkel verloren haben? Und was hätte ihn gegen das Ende seines Lebens nach Rom getrieben zu einer Zeit, da Paulus schon in Rom gewesen war? War Petrus nicht früher in Rom, so hätte sein späteres Kommen nach Rom etwas Verwunderliches. Er wäre dann nur dahin gekommen, um zu sterben. Denn er kam zu einer Zeit, da die Verfolgung des Nero über die Gemeinde bereits ergangen war. War Petrus der Stifter und apostolische Seelsorger der römischen Gemeinde, so begreift es sich, daß er aus dem fernen Osten herbeieilte, als die Kunde von der entsetzlichen Christenverfolgung unter Nero ihn erreichte.

Petrus war der Apostel Israels. Die erste und vornehmste

Provinz seines Apostolats war darum das heilige Land. Aber als nach dem gewaltsamen Tode des älteren Jakobus Herodes Agrippa auch ihn, von mörderischer Absicht geleitet, in das Gefängnis geworfen hatte, verließ er, wunderbar befreit, nächtlicherweile Jerusalem. Im Bereich des heiligen Landes war seines Bleibens nicht mehr. Wohin ist er gegangen? Die übrigen Apostel hatten Jerusalem schon verlassen. Petrus sagt zu den im Hause der Maria Versammelten: „verkündigt dies Jakobus und den Brüdern" (Apostelgesch. 12, 17). Also der Bischof von Jerusalem Jakobus allein ist der Vertreter der Gemeinde. Die übrigen Apostel sind bereits auf den Wegen, die ihnen die jüdische Diaspora vorschrieb, nach dem Süden, dem Osten, dem Norden gezogen. Der Westen blieb für Petrus. Gab es etwas natürlicheres für ihn, als nach Rom zu gehen? Dort durfte er hoffen, Freunde zu finden, die Witwe und die Söhne des Simon von Kyrene (Röm. 16, 13; vergl. Mark. 15, 21) und andere, die den Herrn kannten. Hatten doch Ausländer von Rom in Jerusalem am Pfingstfest die Taufe empfangen. Die Völkernamen, die am Pfingstfest erklungen waren (Apostelgesch. 2, 9—11), bezeichneten für die Apostel die Wege, die sie ziehen mußten, um die Symbolik jenes heiligen Tages der Geistesausgießung zu erfüllen. — Gab es eine würdigere Aufgabe für den größten unter den Aposteln, als die Verkündigung des Evangeliums in der Welthauptstadt? Die Juden waren dort außerordentlich zahlreich und bewohnten einen eignen Stadtteil jenseits des Tiberstroms. Eine große Zahl römischer Familien hohen und niederen Standes hatte sich als Proselyten an die Synagogen angeschlossen. Die Hinneigung aufrichtiger Gemüter aus der römischen Heidenwelt zu der Offenbarung des Alten Bundes war so stark, daß der Spott der römischen Dichter über diese für sie unverständliche Bewegung sich ergoß. Hier war der angemessene Ort für Petrus, auf den der Herr seine Gemeinde bauen wollte. Er sollte nach dem Willen des Herrn den Grund legen für die zukünftige Muttergemeinde der abendländischen Kirche. — Sind wir für diese Meinung nur auf die Andeutungen des Clemens und andrer gewiesen? oder fehlt es auch in der heiligen Schrift nicht an Auslassungen, die diese Meinung bestätigen?

Bei Lukas lesen wir (Apostelgesch. 12, 17): „Petrus verließ Jerusalem und ging an einen andern Ort." Der griechische Ausdruck bedeutet nicht, daß er an einen beliebigen andern Ort

ging. Das wäre ja auch eine ganz wunderliche Auslassung und hätte einen fast verächtlichen Beigeschmack, als käme dem Erzähler nicht viel darauf an, wohin Petrus gegangen. Hätte er das ausdrücken wollen, so hätte er schreiben müssen: eis allon topon. Hätte er so geschrieben, so hätte er nichts andres gesagt, als noch einmal, daß Petrus Jerusalem verlassen hat. Man müßte das fast eine schülerhafte Ausdrucksweise nennen, die wir von einem so feinen und knappen Darsteller, wie Lukas ist, nicht erwarten dürfen. — Er schrieb: eis heteron topon, und ich weiß das nicht anders zu übersetzen als: er ging nach seinem andern Ort. Jerusalem war der eine, und Rom wurde zum andern der beiden Orte, die die Zentren der apostolischen Thätigkeit gebildet haben. Die Apostelgeschichte wurde in Rom für römische Leser geschrieben. Für sie war der Ausdruck verständlich genug und jedenfalls beziehungsvoller, als wenn Lukas geschrieben hätte: er ging nach Rom. In dem, was Lukas schreibt, schlummert der Gedanke, daß er später nach Jerusalem zurückkehrte. Seine Thätigkeit war zwischen Rom und Jerusalem geteilt. Das wußte man damals, als Lukas schrieb, in der ganzen Kirche, und so konnte überall verstanden werden, was Lukas damit meinte, wenn er sagte: „Petrus ging an seinen andern Ort.“ —

Das Todesjahr des Herodes Agrippa ist das Jahr 44. In diesem Jahre kam Petrus nach Rom. Nach der ihm eignenden Art wird er den Grund der römischen Kirche vorsichtig gelegt haben und wird weiter gebaut haben, von den Umständen sich treiben lassend. Seine Arbeit hielt sich zunächst in den engeren Grenzen der schon innerlich für Christum Gewonnenen und für das Heil Bereiteten. Erst allmählich ergriff die Bewegung weitere Kreise. Dadurch ward der Widerstand und Haß der Juden geweckt. Der Name Christi ward zum Zeichen, dem widersprochen wurde. Es kam zu Tumulten. Daß die Römer den ihnen unbekannten Namen „Christus“ in das als Name gebräuchliche Chrestus wandelten, wie der ungekannte Unruhestifter bei Sueton heißt, ist leicht verständlich. Das Austreibungsedikt des Claudius war durch Tumulte veranlaßt, von denen streitende Juden und Christen bis vor das Forum der römischen Obrigkeit geführt wurden, wie es in Thessalonich geschah. Die römische Obrigkeit wird diesen Zwistigkeiten so ratlos gegenüber gestanden haben, wie sie je und je der religiösen Seite der Judenfrage ratlos gegenüberstand. Schon einmal im Jahre 19 waren nach

dem Bericht des Tacitus viertausend Juden und mit ihnen Proselyten („von der Pest der jüdischen Kulte Angesteckte") vom Kaiser Tiberius aus Rom ausgewiesen worden. Die Kriegstüchtigen unter ihnen wurden nach Sardinien geschickt, um gegen die Räuber zu kämpfen. — Auch Claudius wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er in summarischer Weise alle Juden des Landes verwies. Einer andern Nachricht zufolge (bei Dio Cassius) ist dieses ungeheuerliche Edikt nicht völlig ausgeführt worden. Einen so ansehnlichen Teil der römischen Bevölkerung auszutreiben — ohne greifbaren Grund — war in der That unmöglich. Wie viel Reichtum wäre mit den reichen Juden aus Rom ausgewandert. Ein großer Teil der Judenschaft mag auch an den Tumulten überhaupt nicht beteiligt gewesen sein. — So waren es vornehmlich in die Sache verflochtene Judenchristen, die Rom verließen — mit ihnen Petrus. Es mag aber auch eine gute Zahl von Judenchristen in Rom zurückgeblieben sein. Einer Rückkehr der Ausgetriebenen nach einigen Jahren stand nichts im Wege. — Die Austreibung geschah im Jahre 49. Im folgenden Jahre finden wir Petrus auf dem Apostelkonzil zu Jerusalem.

Daß Petrus in Jerusalem seine römische Thätigkeit nicht erwähnt, verstehen wir aus seinem Bestreben, ferner Abliegendes nicht in die Verhandlung hineinzuziehen. Er war ja über seine Thätigkeit in Rom von niemandem angefeindet worden. Seine Arbeit in Rom hatte sich lediglich auf der Linie bewegt, auf die ihn Gott „lange vor dieser Zeit" gestellt hatte, als er dem Proselyten Cornelius das „Wasser nicht wehren" durfte, daß er getauft wurde. Dieser in Jerusalem bekannte Vorgang ist der Typus auch für seine römische Thätigkeit. Sie hat den Juden und wohlbereiteten Proselyten gegolten. „Rein" zu den Heiden hat er sich nicht gewendet. War er doch „der Apostel der Beschneidung."

Wir finden Petrus im Jahre 51 vorübergehend in Antiochien (Gal. 2, 11—15). Ist er wieder auf dem Wege nach Rom? Dann erklärt sich uns umsomehr die heroische Entschiedenheit, mit der Paulus dem durch die Rücksicht auf Jakobus veranlaßten Schwanken des Petrus gegenübertritt. Würde Petrus in Rom ebenso handeln, wie er in seiner nichtamtlichen Stellung in Antiochien zu handeln sich erlaubte, so würde er einen unheilbaren Riß in die römische Gemeinde tragen, er würde der

römischen Gemeinde die werbende Kraft für die Heiden nehmen, die die Gemeinde in Rom haben und in sich mehren muß — um der weltweiten und weltüberwindenden Zukunft des Evangeliums willen. Petrus versuchte in Antiochien weder sich zu rechtfertigen noch zu entschuldigen. Er wußte, daß er in Rom nicht handeln konnte und durfte, wie er es in Antiochien gethan.

So mag es immerhin sein, daß Petrus mehrere Male nach Rom gegangen ist, um es wieder zu verlassen, wie Clemens schreibt, „Petrus habe nicht einmal oder zweimal, sondern mehrere Male" in Rom „Mühen auf sich genommen." Jedenfalls war er nicht in Rom, als Paulus im Jahre 58 seinen Brief von Korinth aus dahin schrieb. Daß des Petrus in dem Römerbrief keine Erwähnung geschieht, erachtet man für einen Grund, die Stiftung der römischen Gemeinde durch Petrus für undenkbar zu erklären. Aber wozu sollte Paulus den Petrus in diesem Briefe nennen? Um den römischen Christen zu sagen, was sie besser wußten, als Paulus es wissen konnte? Sollte er den Petrus rühmen, dessen Ruhmes in Rom alle voll waren? Die Apostel waren keine Männer von müßigen Reden. Oder sollte er sein Einvernehmen mit Petrus betonen, an dem doch in Rom niemand zweifelte? Man hat erst nach langen Jahrhunderten an dem Einvernehmen zu zweifeln angefangen, das in Lehre und Praxis zwischen Petrus und Paulus bestand. In Rom wußte man nichts von jenen Märlein, in denen man dogmatisierend und Hypothesen spinnend später die beiden engverbundenen Apostel entzweit hat. Sie hatten verschiedene Arbeitskreise. Aber Paulus fing alle seine Arbeit Petrinisch an; er wendete sich zuerst zu den Juden und hernach zu den Heiden. Petri Arbeit an Israel aber führte überall und je länger desto mehr zu Paulinischen Konsequenzen; er durfte den Heiden weder den heiligen Geist noch das Wasser wehren. Daß „der Wind wehet, wo er will," haben sie beide erfahren. Wenn Paulus einen Brief an eine Petrinische Gemeinde schrieb, so ist dies ebenso wie der erste Brief des Petrus, der an Paulinische Gemeinden gerichtet ist, ein leuchtender Beweis für das rückhaltlose Vertrauen, das zwischen den beiden Männern herrschte. Man sollte sich hüten, in das Leben und Wirken der großen Apostel die Spiegelungen von Zänkereien zu werfen, die lediglich die reflektierende Phantasie einer späteren Zeit geboren hat. Wir sollten lieber lernen von der einfältigen

Größe und der lauteren Wahrhaftigkeit apostolischer Empfindungen und Stimmungen.

Mit welcher Weisheit und welchem Takt, mit welchem Vertrauen, das doch eine willentliche Zurückhaltung nicht vermissen läßt, Paulus in das Arbeitsgebiet seines apostolischen Bruders eingetreten ist, werden wir später sehen. In der Stimmung des Römerbriefs kann man den Schattenwurf des hohen Apostels erkennen, dessen Anrecht an die römische Gemeinde von niemandem so wenig bezweifelt worden ist, als von Paulus. —

Meine freundlichen Leser werden mir diese etwas weiter ausgesponnenen Darlegungen zu gute halten. Denn ich meine, es teilen manche unter ihnen die Empfindung mit mir, daß auf den glänzenden Ehrenschild Pauli ein leiser Schatten fiele, wenn er durch seine Größe die Stellung verdunkelt hätte, die der Herr dem Petrus angewiesen hatte. Paulus durfte und wollte nicht so groß sein, um den Petrus in Schatten zu stellen. Das Gefühl der Befreiung ergreift uns, wenn wir neben der weltumspannenden Thätigkeit Pauli die grundlegende Wirksamkeit des Petrus uns veranschaulichen dürfen.

Der Höhe des apostolischen Wirkens entgegen.

Jenseits des Ägäischen Meeres, von Korinth aus in etwa fünfzehntägiger Reise erreichbar, mit der Stadt am Isthmus in lebhaftem Handelsverkehr, lag Ephesus, die Metropole der Provinz Asien, von einem Kranze reicher und berühmter Städte umgeben, die willig ihren Glanz von Ephesus nahmen. Daß das Evangelium an dieser Königin unter den Städten nicht vorübergehen dürfe, hatte sich Paulus längst gesagt. Zweimal hätte es nahe gelegen, sich der Stadt zuzuwenden. Zweimal war er durch den Geist gehindert worden. Das Wirken in dieser Stadt sollte die Höhe seines apostolischen Lebens werden. Er sollte die Höhe nicht vorschnell erreichen.

Als er von der korinthischen Gemeinde sich verabschiedete, wußte er wohl, daß Ephesus die Stätte seiner kommenden Arbeit sein werde. Aquila und Priscilla gingen dahin. Er wollte sie begleiten, wollte aber in Ephesus sich nicht halten lassen, sondern ohne Säumen weiter nach Jerusalem reisen. Ein persönlicher

Wunsch führte ihn dorthin. Er wird diesen Wunsch dem Herrn im Gebet vorgetragen haben. Nach jüdischer Gewohnheit hatte er sich durch ein Gelübde an diesen Wunsch und dieses Gebet gebunden und hatte sein Haupthaar wachsen lassen, bis er imstande sein würde, sein Vorhaben auszuführen und sein Gelübde zu erfüllen. Das war nun der Fall. Er war im Begriff, sich einzuschiffen, um über Ephesus nach Jerusalem zu gehen. Darum „beschor er sein Haupt zu Cenchreä.“ Daß er die geplante Reise nach Jerusalem zum Gegenstand eines Gelübdes gemacht hatte, zeichnet sie als die Sache eines persönlichen Bedürfnisses. Sie hatte nicht amtlichen Charakter, am wenigsten darf man sagen, der Apostel habe in Jerusalem predigen wollen.

Wie viel dem Apostel daran lag, Jerusalem zu sehen und die „Gemeinde zu grüßen,“ können wir aus dem Bericht des Lukas unschwer erkennen. Rasch trennte er sich, da das Schiff vor Ephesus Anker geworfen hatte, von seinen Freunden Aquila und Priscilla. Das Schiff mag, ehe es nach Syrien weiter fuhr, in Ephesus Ladung gewechselt haben. Er hatte Zeit, einer Versammlung in der Synagoge beizuwohnen. Aber er richtete seine Unterredungen mit den Juden so ein, daß sie das Gepräge eines einmaligen Zeugnisses trugen. So sagt uns die Zeitform des griechischen Ausdrucks. Und als man ihn bat, länger zu bleiben, „verwilligte er nicht.“ Aber er gab das Versprechen: „wills Gott, so will ich wieder zu euch kommen.“ So hatte er sich an Ephesus gebunden mit einem Wort, dessen Erfüllung er Gott anheimstellt. — Abschreiber, deren Handschriften uns in dem Text der Apostelgeschichte vorliegen, haben es verwunderlich gefunden, daß er das Bleiben ablehnt, ohne einen Grund anzugeben. So mögen die Worte entstanden sein, die aus einigen Handschriften auch in die Übersetzung Luthers übergegangen sind: „ich muß allerdings das künftige Fest in Jerusalem halten.“ Diese Worte sind wohl kaum von Lukas geschrieben. Wir wissen in der That den Zweck der Reise des Paulus nicht. Daß ihn Lukus nicht nennen wollte, obwohl er ihn gewußt haben mag, geht aus den kurzen, nur andeutenden Worten seiner Erzählung hervor. Er sagt uns ja nur, daß Paulus von Ephesus nach Cäsarea fuhr, daß er von da „hinaufging und die Gemeinde grüßte,“ um dann nach Antiochien zu gehen.

Sollte er nur haben die Gemeinde grüßen wollen? Daß er ihr mit herzlicher Liebe zugethan war, wissen wir. Mit Ehr-

erbietung spricht er von den jerusalemischen Christen als von den „Heiligen“ (1. Kor. 16, 1). Bei dem Besuche in Jerusalem ist ohne Zweifel der Gedanke gereift, den notleidenden Christen Palästinas durch eine allgemeine Kollekte aus den heidenchristlichen Gemeinden zu helfen. Aber die pietätvolle Stimmung, die der Apostel der Heidenwelt für die Muttergemeinde der Christenheit in sich trug, erklärt nicht völlig seine mit so besondrer Beflissenheit unternommene Reise. Es muß noch ein andrer Grund persönlicher Art vorliegen.

Haben wir Recht gehabt mit dem Nachweis, daß Paulus in Korinth dem Schattenwurf des Petrus begegnete, so war ihm aufs neue lebendig vor die Seele getreten, wie viel für das Wachstum und die Einheit der Kirche auf die persönlichen Beziehungen zwischen Petrus und ihm selbst ankam. Wußte er, daß Petrus in Jerusalem war, so mußte es ihn drängen, dem Manne die Hand zu reichen, dem er in Antiochien mit solcher Schärfe entgegengetreten war. Notwendig hatte jenes Vorkommnis eine größere Fernung, wenn auch nicht eine Entfremdung zwischen ihnen hervorgerufen. Sachlich lag nichts zwischen ihnen. Dennoch konnte es das lebhafte Bedürfnis des Paulus sein, seinem Bruder im Apostolat aufs neue die Hand der Gemeinschaft zu reichen. — Verhält es sich so, so erklärt sich das Schweigen des Lukas über den Grund der Reise. Paulus selbst wünschte, wie wir früher gesehen haben, den Lesern der Apostelgeschichte von dem Vorkommnis in Antiochien nichts bekannt zu geben.

In dem syrischen Antiochien finden wir dann den Apostel und hören, daß er geraume Zeit dort verweilte. Ich kann mich des Gedankens an die Möglichkeit nicht entschlagen, daß Petrus diesen Aufenthalt mit Paulus geteilt hat. Es ist auffällig, daß Paulus an die antiochenische Gemeinde später weder geschrieben hat, noch daß er je zu ihr zurückkehrte. Hat er sie der Hirtensorge des Petrus übergeben? Die Tradition ist einem „ja“ auf diese Frage sehr günstig. So nennt Origenes, der dem apostolischen Zeitalter nahe genug steht, daß man seine Stimme nicht überhören darf, den heiligen Ignatius „den zweiten Bischof von Antiochien nach dem seligen Petrus.“ Daß die Schlinggewächse der kirchlichen Sage auch hier die einfache Wahrheit überwuchert haben, das soll uns nicht argwöhnisch machen gegen eine Thatsache, die das kirchliche Altertum so be-

stimmt überliefert und voraussetzt. Hat Petrus eine oberhirtliche Stellung in der Geburtsstadt der Heidenkirche eingenommen, so konnte er sie nur dem Wunsche des Paulus verdanken, der allein im stande war, seinen apostolischen Bruder an dieser Stätte seines Fehltritts zu Ehren zu bringen. Ist dies wirklich geschehen, so ist nicht nur die Dissonanz gelöst, die in der Erinnerung der antiochenischen Gemeinde leise fortgeklungen haben mag, sondern die Einheit der apostolischen Kirche manifestiert sich in einem Akt apostolischer Großmut und Weitherzigkeit, dessen Siegesklang nicht so bald verklingen konnte. In einem Briefe, den Ignatius etwa ein halbes Jahrhundert später nach Smyrna schrieb, findet sich zum ersten Male der Ausdruck „katholische Kirche." Der Gedanke der Katholizität der Kirche konnte dort entstehen, wo der Apostel des „Israel Gottes" und der Apostel der Heidenkirche sich in völligem Vertrauen die Bruderhand gereicht hatten.

Aber ist dieser Vermutung nicht das Schweigen des Lukas ungünstig? Wir können auch sonst bemerken, daß Lukas Vorgänge verschweigt, die in das Leben des Paulus eingegriffen haben. Wir wüßten von ihnen nicht, wenn wir sie nicht gelegentlich aus den Briefen des Apostels erführen. Und hier mag bei dem Schweigen des Lukas die Absicht walten, in keiner Weise an jene frühere Differenz zu rühren, deren Bekanntwerden in Rom Paulus nicht veranlassen mochte. Zudem — ist es richtig, was wir aus dem Briefe des Clemens herauslasen, daß Petrus mehrere Male infolge obrigkeitlichen Druckes Rom hat verlassen müssen, so konnte es nur ungünstig für Paulus wirken, wenn während des Prozesses, um deswillen er in Rom gefangen war, von seiner Gemeinschaft mit Petrus etwas laut ward. Sollte es auf diesen Grund zurückzuführen sein, daß die Apostelgeschichte, die während der Gefangenschaft des Apostels in Rom geschrieben wurde, von Berührungen zwischen Petrus und Paulus nach dem Apostelkonzil nichts zu wissen scheint? —

Ist unsre Vermutung richtig, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Petrus den Paulus auf der Reise durch Galatien und Phrygien begleitet hat. Die galatischen Gemeinden wenigstens sind unter denen, an die Petrus später seine Briefe richtete (1. Petr. 1, 1), ja es scheint, als beziehe sich Petrus auf den Galaterbrief insonderheit, wenn er schreibt (II. 3, 15): „als

auch unser lieber Bruder Paulus nach der Weisheit, die ihm gegeben ist, euch geschrieben hat." Ist Petrus mit Paulus in Galatien gewesen, so verstehen wir, warum der Apostel in seinem Briefe den Petrus mehrere Male erwähnt, warum er auch, ohne der Autorität des Petrus zu schaden, den peinlichen Vorgang zu Antiochien erwähnen darf (Gal. 2, 11—15). Die Galater hatten sich selbst durch den Augenschein überzeugen können, wie völlig eins der Apostel der Beschneidung mit dem Apostel der Heiden war.

Es war die Einheit der Kirche, deren hohe Wichtigkeit den Apostel bewegte, als er nach Jerusalem ging, um Petrus zu grüßen und mit ihm die Stätten seiner früheren Wirksamkeit zu besuchen. Es ist leicht ersichtlich, wie sehr diese Reise zur Stärkung aller Jünger des Herrn gereichen mußte. Seine apostolischen Gedanken über die Einheit der Kirche hat Paulus nachher in den Briefen an die Epheser und an die Kolosser ausgesprochen, wie denn auch Petrus in seinem ersten Briefe in selbständiger und doch an paulinische Gedanken anklingender Weise von dem geistlichen Bau der Kirche redet.

Mit solchen Gedanken wendet sich Paulus jener Stadt zu, die der heilige Geist und Gottes Leitung für eine Zeit lang zur Metropole der Christenheit erheben wollte.

Die Gründung der ephesinischen Gemeinde.

Die berühmte Gemeinde von Ephesus, mit der die römische Gemeinde später um die Palme gestritten hat, die vornehmste der Christenheit zu sein, ist aus einem Konventikel hervorgegangen. So mag man jene Jüngerschaft nennen, die sich im Hause des Aquila und der Priscilla sammelte (1. Kor. 16, 19). Ehe der Apostel kam, war das fromme Ehepaar es wohl allein, das einen tieferen Einblick in die neutestamentliche Heilslehre hatte.

Das Konventikel trug keinen separatistischen Charakter. Man beteiligte sich an den Versammlungen der Synagoge. Dort ließ sich eines Tages ein fremder Lehrer hören, der in den Hallen der alexandrinischen Hochschulen gebildet war. Schon das mußte ihm bei den Juden zu Ephesus Gehör schaffen. Denn Alexandrien galt für eine Königin im Reiche der Weisheit. Der Glanz und das Feuer seiner Beredsamkeit, die innerliche Er-

griffenheit, mit der seine Worte strömten, machte den Apollos zum Meister und Helden jener Tage. Und er predigte Jesum. Wie wird die stille Gemeinde des Herrn gelauscht haben mit den aufhorchenden Juden. Mit jenem Feingefühl, das einfältigen Gemütern eignet, erkannten Aquila und Priscilla, daß dem glänzenden Redner das Beste mangle. Er war nur erst in den Vorhöfen der Erkenntnis Jesu. Er stand nach der Stufe seines geistlichen Lebens an dem Ufer des Jordan, da Johannes taufte. Pfingsten war noch nicht über seine Seele gekommen. Darum mag ihm Golgatha und das offene Grab des Messias noch unter den verschleiernden Nebeln seiner eilenden und sich drängenden Gedanken halb verborgen gewesen sein. Es fehlte seiner Anschauung klare und feste Gestalt. — Aber siehe, Aquila und Priscilla nehmen sich seiner an. Der glänzend begabte Mann, der Philosophie und Theologie mit heißem Bemühen studiert hat, sitzt wahrheitsdurstig zu den Füßen des Teppichwebers und empfängt einen Katechumenenunterricht, an dem sich Priscilla mit weiblichem Zartgefühl beteiligt. Denn es galt nicht nur auf die Gedankenwelt, sondern auch auf das Gemüt des Schülers zu wirken. Ein liebliches Bild voll Einfalt und stiller Größe. Gesegnet die Häuser, in denen Geister, die zur Ewigkeit emporstreben; bessere Weisheit lernen, als an den stolzen Stätten der Wissenschaft.

Die Jünger, die im Hause des Teppichwebers zu Gebet und geistlichem Gespräch sich sammelten, waren nüchtern genug, um weder um ihretwillen, noch um des Apollos willen zu wünschen, daß er mit seinen ebengewonnenen Erkenntnissen in Ephesus öffentlich auftrete. Noch war er nicht zum Meister gereift. Ephesus bedurfte eines Apostels. Und doch war ein unbezwinglicher Trieb zum Zeugen in ihm. Korinth schien der geeignete Boden für ihn. Dort mochte er über die Pflanzungen des Apostels wie ein befruchtender Regen niedergehen (1. Kor. 3, 6). Zu grundlegender Wirksamkeit war er selbst noch zu wenig gegründet.

Der Empfehlungsbrief, den die stille Gemeinde zu Ephesus dem nach Korinth Reisenden mitgab, mag mit jener betenden Liebe geschrieben worden sein, die solchen kleineren Kreisen eignet, wenn sie in Sachen des Reiches Gottes handeln. Und Gott gab zu seinem Wirken zu Korinth das Gedeihen (1. Kor. 3, 6). Mit einer glänzenden Schlagfertigkeit, die Juden und Griechen

hinzureißen geeignet war, erwies er die Messianität Jesu nach den Weissagungen der Schrift. Und doch darf man nach dem Bericht des Lukas ebenso wie nach den Worten Pauli schließen, daß sein Wirken mehr gewaltig als nachhaltig war. Er selbst mag dies Gefühl gehabt haben — in steigendem Maße, als man anfing, seine Begabung zu feiern. Er verließ Korinth. Wir finden ihn später in der Umgebung des Paulus in Ephesus, der ihn vergeblich bittet, einem ihn zurückrufenden Begehr der korinthischen Gemeinde Folge zu leisten (1. Kor. 16, 12), ein Beweis seiner Selbsterkenntnis und Demut, die ihn höher ehrt, als seine strahlende Begabung. — Glänzende Geister verbrauchen sich rascher als nüchterne und einfältige Charaktere. So will es fast scheinen, als sei das hell aufleuchtende Gestirn des Apollos der Kirche nicht geworden, was man von ihm erwartete. Bis auf eine kurze Bemerkung im Titusbrief (3, 13) hören wir nichts mehr von ihm. Wir dürfen denken, daß sich seine glänzende Leuchtkraft in milde Flamme gewandelt. Er ist ein stilles Lichtlein geworden, aber in unscheinbarerem Wirken nicht weniger gesegnet.

Es ist wunderbar, daß die erste Stimme, die in Ephesus den Namen Jesu öffentlich nannte, die Stimme eines Mannes wie Apollos war. Ephesus umweben die Erinnerungen an den Ursprung der glänzendsten Kultur der alten Welt. Auf Hügeln am Meer erhebt sich die Stadt — aus jener lachenden Ebene, in der die Gedichte Homers entstanden sind. Hier sannen die ältesten Philosophen der Griechen über das Rätsel der Weltentstehung. Hier war die Heimatstadt der weichen ionischen Sprache, die sich den Gedanken einer der Erde frohen Poesie fügte, wie keine andere Sprache der Welt. Ephesus selbst hatte früher gegen Milet an Bedeutung zurückgestanden. Aber in der Zeit der römischen Weltherrschaft kam die Stadt am Caystrus empor und ward eine Fürstin unter den Städten des Reiches — halb griechisch, halb orientalisch. Wollte man den Orient im griechischen Gewande sehen, so mußte man nach Ephesus gehen.

Als Paulus aus den Hochländern Galatiens und Phrygiens nach Ephesus kam, durfte er denken, er werde in Ephesus nicht ein völlig wüstes Chaos finden. Strahlen des Christentums mußten in diese Stadt, in der die Fremden kamen und gingen, schon gedrungen sein, auch abgesehen von der stillen Gemeinde

im Hause des Aquila. Was an religiösen Richtungen in der Welt war, das hatte in Ephesus seine Vertreter. Hier galt die religiöse Toleranz im weitesten Sinne als schweigend angenommenes Gesetz. So findet Paulus etliche Jünger Jesu, die einen Sonderbund bildeten. Ihre Gedanken und Hoffnungen stammten aus jener Zeit, da Johannes am Ufer des Jordans die Nähe des Reiches Gottes und „das Lamm, das der Welt Sünde trägt," verkündigte. Pfingsten haben sie nicht erlebt; von dem heiligen Geist haben sie nichts gehört. Sie leben innerlich von dem Bußzeichen der Wassertaufe des Johannes. Aber ehrlich und redlich haben sie geglaubt und gehofft, was sie wußten. So dürfen denn diese redlichen Seelen erfahren, daß die Taufe „nicht allein schlecht Wasser ist." Mit der Taufe auf den Namen Jesu erlebten sie die neue Geburt im heiligen Geist, und die Handauflegung des Apostels machte, daß sie mit „Zungen redeten und weissagten." Sie wurden hineingezogen in die mächtige Geistesbewegung, die die Kirche durchwaltete. Aus der Wartezeit der Weissagung waren sie in die Freudenzeit der Erfüllung eingetreten. Es waren etwa zwölf Männer, die diese Wandlung erlebten, die Erstlinge des Apostels in Asien. Es mag diesem wundersam zu Sinne gewesen sein, als er die große Stadt betretend so bald an die einsamen Jordansufer und die ernste Gestalt des Täufers erinnert wurde. Welche Wandlungen waren seit jener Zeit geschehen!

Haben die Erinnerungen an die Reichspredigt des Johannes seine Verkündigung in der Synagoge zu Ephesus beeinflußt? Lukas sagt: er „beredete sie von dem Reich Gottes." Hat er gemeint, er schulde der Judenschaft von Ephesus eine Predigt, die denselben Weg beschreite, den das Evangelium genommen — vom Jordanufer über Golgatha zum Tage der Pfingsten? — Die Juden von Ephesus mögen auch ihrerseits unter dem Gesetz der Toleranz gestanden haben, das in der Stadt galt. Aber auch die Predigt des Apostels kann nicht auf eine rasche Entscheidung angelegt gewesen sein. Sonst hätte er nicht drei Monate lang unbehelligt in der Synagoge predigen dürfen. Erst dann kommt es zur Trennung von der Synagoge, und zwar vollzieht sie der Apostel, nicht von den Juden dazu gezwungen, sondern aus freiem Entschluß und ohne stürmische Auftritte. Er konnte nicht länger die Synagoge die Stätte seiner Wirksamkeit sein lassen, weil übelwollende Juden anfingen,

den Heilsweg, den Paulus verkündigte, vor der Menge in ein falsches Licht zu stellen. Um Trübungen der Wahrheit zu hindern und das Licht des Evangeliums rein wirken zu lassen, schied der Apostel sich und seine Gemeinde von der Synagoge und lehrte fortan in einem der großen Lehrsäle, die Ephesus besaß, in der Schule des Tyrannus.

Zwei Jahre lang hat er hier eine Wirksamkeit im größten Stil entfaltet. Nie vielleicht im langen Lauf der Weltgeschichte ist eines Menschen Kraft in solcher Spannung und so machtvoller Entfaltung gewesen, als die des Apostels auf dieser Höhe seines Wirkens. Ganz Asien ward von Ephesus aus mit dem Hall des Evangeliums erfüllt. Jene Gemeinden entstanden, die durch die Sendschreiben der Offenbarung eine unsterbliche Bedeutung erlangt haben. Er verkündigte der Gemeinde den Ratschluß Gottes in seinem ganzen Umfange (Apostelgesch. 20, 27). Er schuf eine kirchliche Organisation, die Ephesus zur geistlichen Metropole von Asien machte (20, 28). Er konnte das ungehindert thun; denn er wirkte in einer Stadt religiöser Toleranz. Wie auf das Große und Allgemeine, so war er auf das Kleine und Einzelne gerichtet. „Ich habe nicht abgelassen“ sagt er zu den Ältesten von Ephesus (20, 31), „drei Jahre Tag und Nacht einen jeglichen mit Thränen zu vermahnen.“ Hier schrieb er den Galaterbrief und zwei Briefe an die Korinther, deren erster nicht auf uns gekommen ist. Und wer ihn in seinen Freistunden besuchte, der fand ihn in mühseliger Arbeit mit seinem Handwerk beschäftigt, um seinen Unterhalt zu verdienen (20, 34). — Fürwahr — die Jahre von Ephesus sind leuchtende Diamanten in der Heiligenkrone dieses größten aller Arbeiter.

Kampf mit Fürsten und Gewaltigen der Finsternis.

Wer im Hafen von Ephesus landete und die heitere Pracht der Marmorbauten unter dem wolkenlosen Himmel Joniens liegen sah, vermochte sich wohl kaum zu denken, welche finstern Werke in der Stadt umgingen. Aber es war weltbekannt, daß Ephesus eine Hochburg der Zauberei war. Die Diana der

Epheser war nicht jene Idealgestalt der griechischen Sage, von Waldesduft und Bergluft umhaucht, sondern eine an Diadem und Gürtel und an den Füßen mit Zaubersprüchen und rätselhaften Monogrammen beschriebene Puppe, indischen Götzenbildern ähnlicher, als den Göttergestalten der griechischen Religion. Gegen das, was in Ephesus im Schwange ging, war die Religion Athens ein Spiel lächelnder Phantasie. Die finstere Magie war hier zur Wissenschaft erhoben, Zaubersprüche vertraten die Stelle der Gebete. Orientalen und ihre griechischen Schüler, jüdische Zauberer und ihre Gefolgschaft rührten an die finstersten Gebiete und tasteten mit wollüstiger Neugier hinüber in die Welt der Dämonen, der „bösen Geister unter dem Himmel." Es ist völlig buchstäblich zu verstehen, was der Apostel an die Epheser schreibt (6, 12): „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsternis dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel."

Wo dämonische Kräfte in besonderer Macht umgingen, ließ auch Gott die Kräfte seiner Macht und seines Erbarmens in besonderem Maße ausgehen. Wir haben den Apostel mit dem spröden Geist einer römischen Kolonie wie Philippi, mit dem Nationalstolz thessalonischer Juden, mit der Philosophie Athens und mit der sittlichen Zügellosigkeit Korinths kämpfen sehen. Dem Charakter des Feindes entsprach überall die Weise des Kampfes. In Ephesus kämpften Geister Gottes für ihn gegen die Geister des Abgrundes, während er das Evangelium predigte. Auch unabhängig von seinem Willen gingen von Stücken seiner Kleidung magnetische Heilwirkungen aus. Gott löste seine Wunderkräfte von dem Willen des Apostels. Einzigartige Dinge geschahen. Wo sich Menschen wider Recht der Kräfte aus der Hölle bemächtigten, ließ Gott seine lichten Kräfte gehen, wie der Wind wehet, wo er will.

Ein düsteres Bild tritt vor unsre Augen. Heruntergekommene Juden, die als Zauberer von Ort zu Ort zogen, versuchen es, den Namen Jesu als Zauberformel zu benutzen. Am frechsten waren sieben Brüder aus einer hohenpriesterlichen Familie. Sie kamen übel an mit ihrer Kunst. Der Dämon, den sie austreiben wollten, warf sich durch den Besessenen auf sie und riß ihnen die Kleider vom Leibe. Verwundet flohen sie aus dem Hause solches wüsten Treibens. Was der Dämon rief: Jesum kenne ich wohl, und Paulus weiß ich wohl; wer seid ihr

aber? war eine Stimme des Glaubens „der Teufel, die da zittern.“ Man kannte in der Hölle die Macht Jesu und seines Dieners Paulus. Wir begreifen den Eindruck des Schreckens in der abergläubischen Stadt. Paulus hörte nun Beichten auch von Gläubigen, die in die wahnwitzige Kunst irgendwie verflochten waren. Öffentlich leuchteten die Flammen, in denen die zusammengebrachten Zauberbücher verbrannten. Froh, von finsterem Bann erlöst zu sein, berechnete man die namhafte Summe, die in den verbrannten Dokumenten des Aberglaubens einem Glauben lichter Freiheit geopfert wurde. Das Wort blieb auf dem Plan und ging von Sieg zu Sieg. Denn ein Stärkerer war über den Starken gekommen.

Der Haß gekränkter und in ihren Geheimnissen angegriffener Zauberer hat sich je und je als von dem Mörder von Anfang inspiriert erwiesen. Es ist kein Zweifel, daß die Rachsucht der jüdischen Beschwörer das Leben des Apostels bedroht hat (Apostelgesch. 20, 19). Lukas schweigt darüber. Aber Paulus selbst schreibt an die Korinther (I. 15, 32): „Habe ich menschlicher Meinung“ — in der Meinung nämlich, daß die Auferstehung von den Toten nichts sei — „zu Ephesus mit den wilden Tieren gekämpft?“ Was heißt das? Vergleicht der Apostel die jüdischen Zauberer oder gar die Geister des Abgrundes mit wilden Tieren? Der Vergleich wäre nicht ohne Vorgang in der Sprache der Schrift. Aber Paulus spricht nicht im allgemeinen von Bedrohungen durch seine sichtbaren und unsichtbaren Feinde, sondern von einem bestimmten Erlebnis, in dem er nur durch Gottes Macht vom gewissen Tode, auf den er sich gefaßt gemacht, gerettet wurde (2. Kor. 1, 8—10). Sollte wirklich eine durch den rachedürstenden jüdischen Pöbel fanatisierte Menge den Ruf: ad leones gegen Paulus erhoben haben, unter dem später ungezählte Christen den wilden Tieren vorgeworfen wurden? Dann wäre es buchstäblich zu verstehen, daß Paulus in Ephesus mit wilden Tieren gekämpft hat. Ich glaube nicht, daß die Bestimmtheit seines Ausdrucks eine andre Deutung zuläßt. Die Korinther wenigstens haben es buchstäblich verstanden, wohl auch durch Timotheus mündlich davon unterrichtet, und haben, erschrocken über die Lebensgefahr, in der der Apostel mit Timotheus geschwebt hatte, ihn zu trösten gesucht, worauf er ihnen nicht verhehlt, daß seine Lebenshoffnung dahin war, so daß er wie Abraham dachte: Gott kann von den Toten erwecken (2. Kor.

1, 9; vergl. Ebr. 11, 19). — Tumultuarische Hinrichtungen ohne Recht und Urteil waren trotz der römischen Herrschaft in Städten wie Ephesus wohl möglich. Ziemlich bestimmt erinnert Ignatius von Antiochien, der nach Rom geführt wurde, um den wilden Tieren vorgeworfen zu werden, an das glorreiche Vorbild des Paulus. — Haben die Löwen ihren Rachen gegen Paulus nicht aufgethan? Ist er von Engeln behütet worden, wie Daniel? — Wir begreifen es, warum Lukas diese Thatsache völlig unerwähnt läßt. Wäre sie zu der Zeit des Prozesses in Rom bekannt geworden, so wären dem Apostel zum mindesten große Weitläufigkeiten daraus erwachsen, und seine Gefangenschaft hätte sich auf unabsehbare Zeit verlängert. — Übrigens ist der Haß von Zauberern ein unversöhnlicher. Die solidarische Gemeinschaft, in der die Eingeweihten dieser finstern Gilde unter einander stehen, läßt den Apostel befürchten, daß er auch nach seiner Abreise von Ephesus noch in fortwährender Lebensgefahr steht (2. Kor. 1, 10). Wir verdanken diesem Bewußtsein des Apostels die unnachahmlich schönen Worte, die er 2. Kor. 4, 7—12 schreibt. In dem Gefühl fortwährender Todesnähe hat er so geschrieben.

Die Diana der Epheser.

Des Apostels Werk in Ephesus war vollendet. Es war möglich, an die Verwirklichung einer Reise nach Rom zu denken. Von Ephesus nach Rom: das ist ein der Divinationsgabe des großen Apostels würdiger Gedanke. Man kann den Grundriß kommender Jahrzehnte in diesen Worten ausdrücken. Der Plan, der längstgehegte Plan, Rom zu sehen, kam in Ephesus zur Reife (Apostelgesch. 19, 21.) Zuvor aber wollte er durch Macedonien nach Griechenland reisen und von da noch einmal nach Jerusalem gehen. Er hatte früher von Ephesus aus einen kurzen Besuch in Korinth gemacht (2. Kor. 13, 1) und hatte versprochen, noch einmal dahin zu kommen. Die Absicht, nach Jerusalem zu gehen, hing mit der Kollekte zusammen, die er in den heidenchristlichen Gemeinden für die Heiligen in Jerusalem sammeln ließ. Diese Kollekte wollte er womöglich selbst überbringen. So schickte er den Timotheus und den Erastus voran nach Macedonien. Er selbst verzog noch eine Weile in Ephesus. Bis Pfingsten wollte er daselbst bleiben (1. Kor. 16, 8).

Die Absicht, bis Pfingsten in Ephesus zu bleiben, ist durch die großen Feste veranlaßt, die der Diana zu Ehren im Monat Mai jeden Jahres in Ephesus gehalten wurden. Mit Weib und Kind wanderten die Bewohner der asiatischen Städte nach der glänzenden Tempelstadt, um die Ausübung ihrer Religion mit der Ergötzung zu verbinden, die ein Volksfest im größten Maßstabe mit sich brachte. Der Tempel von Ephesus wurde für eines der Wunderwerke der Welt gehalten und war das Allerheiligste für den Aberglauben von Millionen. Wer von dem Tempeldienst in Ephesus liest, wird an das Treiben in den großen Tempelstädten von Indien erinnert. An dem Tempel in Ephesus hatten Jahrhunderte gebaut. Krösus hatte seine Reichtümer an den Bau gewendet. Griechische Künstler hatten das mächtige Gebäude mit den weichen Formen ionischer Kunst geschmückt. In der Nacht, da Alexander von Macedonien geboren ward, warf ein Wahnsinniger die Brandfackel in den Tempel. Aber es dauerte nicht lange, so erhob sich der Bau wieder aus den Ruinen in noch größerer Pracht. Die hundertundsiebenundzwanzig Säulen, welche die Front des Tempels zierten, waren Weihegeschenke von Königen. Die vornehmen Frauen von Asien opferten ihre Juwelen, damit der Tempel mit auserlesenen Kostbarkeiten geziert würde. Die feinste Holztäfelung verkleidete innen das Gemäuer von weißem Marmor. An unzähligen Skulpturen hatten die berühmtesten Künstler gearbeitet. Ein heiliges Gebäude nach dem andern wuchs in der Umgebung des Tempels empor, so daß man eher von einer Tempelstadt als von einem Tempel reden durfte. — Die Stadt Ephesus war stolz auf ihren offiziellen Titel, den sie auf ihre Münzen prägte: Tempelreinigerin. Sie verglich sich mit einer Sklavin, die sich glücklich preist, die niedrigsten Dienste im Tempel zu verrichten. Ja sie verlieh diese Bezeichnung anderen Städten als einen besonderen Ehrennamen. Ein Heer von Priestern und Priesterinnen, die unter einem Oberpriester und einer Oberpriesterin standen, that den Tempeldienst. Im Tempel war der Reichtum Asiens aufgehäuft. Seine finanzielle Bedeutung für Asien mag man mit der eines großen Geldinstitutes vergleichen.

Das Allerheiligste des Tempels bildete der Schrein, in dem man die widerlich gestaltete Puppe der Diana hinter einem Vorhang verbarg. Diesem orientalischen Zerrbild zuliebe war die Pracht des ganzen Tempels entstanden. Diese Puppe war

für Millionen von Menschen das Symbol für die Existenz einer übernatürlichen Welt, denn dieses Götzenbild sollte vom Himmel herabgekommen sein.

Wir erfahren ausdrücklich, daß Paulus und seine Gefährten weder den Tempel betreten, noch den Tempeldienst unmittelbar angegriffen haben (Apostelgesch. 19, 37). Wäre doch dieser Takt von den Missionaren unserer Zeit immer bewahrt worden! Paulus hat sich an dem genügen lassen, was er zu Athen sagte, daß die Gottheit nicht wohnet in Tempeln von Menschenhänden gemacht, und daß sie nicht gleich sei den silbernen, güldenen und steinernen Bildern (Apostelgesch. 19, 26). Nicht um den zu dem Götzenfest versammelten Heiden zu predigen, war der Apostel in Ephesus geblieben, sondern um seine Gemeinde in jenen unruhigen Tagen um so tiefer in die Ruhe des Geistes einzuführen. Zudem mochten wohl auch aus den Städten Asiens mit den Festpilgern solche kommen, die den Apostel zu sehen und sein Wort zu hören wünschten.

Ein besonderes Gewerbe beschäftigte sich in Ephesus mit der Anfertigung silberner oder auch goldener Modelle des Tempels und des Götzenschreins. Nicht leicht kam ein Fremder nach Ephesus, ohne ein solches Modell zu kaufen Abergläubische trugen es als Amulet auf der Brust. — Ein Obermeister der Goldschmiedekunst, Demetrius, der viele Künstler und Arbeiter beschäftigte, merkte in diesen Maitagen, daß der Absatz geringer war. Die Predigt des Paulus trat mit verborgener Macht dem Interesse an diesen Spielereien des Aberglaubens entgegen. Da versammelt er die Genossen seines Handwerks und thut dar, daß „dieser Paulus“ — man hatte in der letzten Zeit von niemandem so viel in Ephesus gesprochen als von Paulus — nicht nur ihren Verdienst schmälere, sondern auch die Ehre der weltberühmten Diana in Mißachtung bringe. Solche Versammlungen werden im Orient unter freiem Himmel gehalten, und so tönte denn alsbald durch Markt und Straßen der Stadt das Geschrei der aufgeregten Künstler: „Groß ist die Diana der Epheser.“ Das Volk rottet sich zusammen. Wachsende Mengen eilen nach dem Amphitheater, der Stätte der Volksversammlung. Eine Parole war ausgegeben, unter der man handeln wollte. Aber was wollte man thun? —

Ephesus war von alters her eine demokratische Stadt. Es hatte seinen vom Volke gewählten Senat und seine Volksversammlung. Die Römer hatten die Stadt bei ihren Freiheiten

belassen, wie sie das gern bei Städten thaten, welche mehr eine ideale als eine politische und militärische Bedeutung hatten. Daß sie Ephesus bei seiner freien Verfassung beließen, war eine Anerkennung der Religionsfreiheit und eine Anwendung ihres Prinzips der religiösen Toleranz, namentlich der orientalischen Welt gegenüber. Die Römer hätten diese vielgestaltige Welt nicht regieren können, wenn sie nicht gegen religiöse Vorurteile Rücksicht geübt hätten. — So kam es, daß Ephesus das Recht freier Volksversammlungen hatte, welches die Römer sonst auf das äußerste einschränkten.

Das zu den Sitzen des Amphitheaters strömende Volk wußte nicht, worum es sich handle. Aber mit der Sache Pauli mußte der Ruf „Groß ist die Diana der Epheser“ wohl zusammenhängen. So ergreift man einige von den Gefährten des Paulus auf dem Wege zum Theater, Macedonier, den Gajus und Aristarchus, die wohl gekommen waren, um den Paulus nach Macedonien zu geleiten. Auch Paulus will in die Versammlung gehen und sich der Menge stellen. Vielleicht hätte er den abwehrenden Bitten der Christen nicht gehorcht, wenn nicht einige von den Obersten von Asien, die ihm befreundet waren, zu ihm geschickt hätten, ihn zu mahnen, doch nicht sich in das Theater zu begeben. Diese Asiarchen waren die vornehmsten Männer der Provinz, die als Festordner und Patrone der Festversammlung in Ephesus gegenwärtig waren. In purpurnen Mänteln, das Haupt mit Blumen umkränzt, pflegten sie bei den Festversammlungen zu präsidieren. Daß Paulus unter ihnen Freunde hatte, zeigt mehr als irgend etwas anderes, wie groß und umfassend, wie klar und wahr der Erfolg seiner Wirksamkeit in Ephesus war.

Im Theater schreit unterdessen alles durch einander; denn die Versammlung war in Verwirrung, und die Mehrzahl wußte gar nicht, warum sie zusammengekommen waren. Eine Spannung lag über der versammelten Menge und eine Ungewißheit, was aus dem Tumult entstehen werde. Die gegenwärtigen Juden mochten fürchten, daß die blinde Erregung der Menge sich gegen sie wenden würde, weil sie Stammesgenossen des Paulus waren. Sie schoben einen der Ihrigen vor, Alexander, wohl denselben, den Paulus 2. Timotheus 4, 14 Alexander den Goldschmied nennt. Ist es derselbe, so erklärt sein Handwerk, warum er gerade vorgeschoben wurde. Er soll die Interessen der Gold-

schmiede vertreten. Aber er kommt nicht zum Worte. Denn als er mit den Händen gestikuliert, um sich Gehör zu verschaffen, ruft die Menge, den Juden in ihm erkennend und einen Anhänger des Paulus in ihm vermutend, wie aus einem Munde, wohl zwei Stunden lang: Groß ist die Artemis von Ephesus.

Wer beruhigt die tobenden Wogen der Volksmenge? Zwar den Christen ist dieses maß- und ziellose Toben nicht gefährlich. Man mag wohl jene beiden schon vergessen haben, die man mit in die Volksversammlung gebracht hat. Wohl aber konnte der Aufruhr der Stadt gefährlich werden. Nur unter der Bedingung, daß Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten würden, waren den Ephesern ihre Freiheiten verliehen. Die römischen Kaiser haben viel geringere Tumulte unerbittlich geahndet. So nimmt sich denn um des Wohls der Stadt willen der oberste Beamte von Ephesus der Sache an, der Kanzler, wohl der Vorsitzende des Senats, der den offiziellen Verkehr der Stadt mit der römischen Obrigkeit vermittelte. Ihn kannten alle. Sein Erscheinen schon verschaffte ihm Gehör.

Seine Rede zeigt jene staatsmännische Überlegenheit, die in verantwortungsvollen Momenten einem Manne solcher Stellung zuwächst. Er sagt: „Ihr Männer von Ephesus, wer in der Welt wüßte denn nicht, daß die Stadt Ephesus die „Tempelreinigerin“ ist für die große Artemis und ihr vom Zeus gesandtes Bild? Da nun dies unwidersprechlich ist, so ziemt es euch, an euch zu halten und nichts zu überstürzen. Ihr habt da diese Männer vorgeführt. Sie haben aber den Tempel nicht betreten, noch sind sie Lästerer eurer Gottheit. Wenn nun Demetrius und die Künstler, seine Genossen, eine Sache mit jemandem haben, so giebt es Gerichtstermine oder Prokonsuln; sie sollen einander verklagen. Wenn ihr aber einen Antrag sonst habt, so mag es in der gesetzlichen Gemeindeversammlung bereinigt werden. Droht uns doch des heutigen Tages wegen eine Aufruhrklage, ohne daß eine Ursache da wäre, womit wir diesen Tumult rechtfertigen könnten.“

Die Worte sind so wuchtig und überzeugend, daß man fast einen römischen Staatsmann unter dem Sprecher vermuten könnte. Der Kanzler giebt das Zeichen, daß die Versammlung entlassen ist. Die Sitze leeren sich. Es wird still in der weiten Arena.

Noch einige Tage mag der Lärm im Volk nachgetönt haben. Dann legte sich die Aufregung völlig.

Paulus kann in aller Ruhe die Gemeinde berufen. Seine letzten Mahnworte tönen. Sein Abschiedssegen erklingt. Er verläßt die Stätte seiner mächtigsten Wirksamkeit, um nach Macedonien zu reisen.

Wir können die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ebenso der plötzlich entstehende Aufruhr, als das Benehmen der Asiarchen und des Kanzlers vermuten läßt, daß die Volkserregung gegen Paulus schon vorher unter der Asche glimmte, daß aber die Leiter des Volkes Grund hatten, den Paulus und seine Anhänger möglichst zu schonen. Es erklärt sich beides, wenn wir annehmen, daß Paulus schon einmal der Wut des Pöbels durch Gottes Schutz wunderbar entzogen worden war, und daß die Obrigkeit dankbar sein mußte, wenn eine gegen den großen Lehrer wider Recht und Gerechtigkeit versuchte Gewaltthat mit Stillschweigen bedeckt würde. Wir denken an das Wort des Paulus, daß er zu Ephesus mit den wilden Tieren gekämpft habe. Dieses von Lukas verschwiegene Begebnis leuchtet durch die Erzählung von dem Aufstand in Ephesus hindurch. Als „Tempelschänder und Gotteslästerer“ mag die Rache der jüdischen Beschwörer den Paulus und die Seinen bei dem Volk denunziert haben, das dann in der Aufregung den Apostel in den Löwenzwinger warf. Wäre dieser Vorwurf nie erhoben worden, so würde der Kanzler ihn nicht entkräften, wie er doch thut, ohne scheinbar einen unmittelbaren und augenblicklichen Anlaß dazu zu haben. Er setzt den Aufruhr in Zusammenhang mit Dingen, die vorher geschehen waren. —

Vor dem Apostel schon haben Aquila und Priscilla Ephesus verlassen, um nach Rom zu gehen. Paulus sagt, indem er selbst diese seine Freunde grüßt, daß sie „für sein Leben ihre Hälse dargegeben haben.“ Sie sind mit eigner Lebensgefahr für ihn eingetreten, da ihm der Löwen Rachen drohte. Sie mögen sich für ihn mit ihrem Leben verbürgt haben. Nicht nur der Apostel selbst, sondern „alle Gemeinden“ danken dem frommen Ehepaar für diesen Opfermut ihrer Liebe. Priscilla mag ihrem Gemahl in frauenhafter Tapferkeit vorangegangen sein. Ihr Name steht voraus. Ja in den ältesten Handschriften lesen wir in dem Gruß, den Paulus an sie nach Rom richtet, ihren Namen nicht Priscilla, sondern Prisca, ein Wechsel des Namens, der eine be-

sondere Ehrerbietung ausdrückt. Denn Prisca verhält sich zu Priscilla etwa, wie sich Maria zu Marie verhält.

Noch einmal nach Korinth.

Paulus hatte früher die Absicht gehabt, von Ephesus aus zur See nach Korinth zu gehen und von da durch Macedonien zu ziehen. Diesen Plan änderte er (I. 16, 6—7). Seine Widersacher in Korinth klagten ihn deswegen des Wankelmuts an. Die Weise, wie er diesen Vorwurf zurückweist, zeigt die ganze Tiefe seiner Lebensauffassung. Das „ja“ und „nein“ irdischer Entschlüsse bezieht er auf Christum, das allmächtige „Ja“ aller Dinge (2. Kor. 1, 15—22). — Er wollte erst hören, welchen Eindruck der Brief hervorbringen werde, den er mit so tiefem Ernst an die Korinther geschrieben hatte. Zudem mag es sicherer für ihn gewesen sein, zu Lande zu reisen, als zur See. Bei einer Schiffahrt konnte leichter und unbemerkter ein Angriff auf sein Leben geschehen, als wenn er mit Genossen zu Lande reiste.

So zog er über Troas nach Macedonien. Und Christus sprach Ja und Amen dazu. Denn als er in Troas das Evangelium verkündigte, ward ihm „eine Thür aufgethan in dem Herrn“ (2. Kor. 2, 12). Bei seinem erstmaligen Verweilen in Troas hatte er wohl überhaupt nicht gepredigt, da er eilend dem Ruf des Herrn folgte und nach Europa sich einschiffte. Jetzt hatte er Muße zum Predigen; denn er wartete auf Titus, der ihm Nachrichten von Korinth bringen sollte. Da Titus verzog, ward sein Warten schmerzlich und sorgenreich. Er „machte seinen Abschied“ mit den Christen in Troas und ging hinüber nach Europa, wo er denn endlich in Philippi mit Titus zusammentraf (2. Kor. 7, 6). Die Nachrichten, die Titus von Korinth brachte, waren geeignet, den Apostel im ganzen freudiger zu stimmen. Dieser Ton durchklingt den Brief, mit dem er den Titus nach Korinth zurücksendet. Die Gemeinde war durch seinen Unwillen wirklich betrübt worden. So kann er sie trösten, so drohendes Gewölk noch immer in den Ränken der entschlossenen und unversöhnlichen Feinde des Apostels über der Gemeinde hing. Zugleich meldete der Brief sein Kommen.

Die Eindrücke, die Paulus in den macedonischen Gemeinden erhielt, waren sehr erquickende. Ihre Liebe zum Evangelium zeigte sich in dem reichlichen Ausfall der Steuer für die Gemeinde in Jerusalem. Er schreibt über sie (2. Kor. 8, 1—4): „Lasset euch aber sagen, meine Brüder, von der Gnade Gottes, die wir in den macedonischen Gemeinden erfahren durften, wie unter großer Trübsalsprüfung die Fülle ihrer Freude samt ihrer tiefen Armut einen Reichtum von Güte zu Tage gefördert haben; wie sie es unaufgefordert gethan haben nach Kräften, ja über Kräfte; haben uns dringend gebeten um die Gnade und Gemeinschaft dieser Hilfeleistung für die Heiligen, und haben gegeben, nicht wie wir es hoffen konnten." Also Märtyrergemeinden sind die macedonischen Gemeinden, aber unter dem Kreuz erwuchsen ihnen die Blüten heiliger Liebe. Der Apostel vergalt ihnen ihre Liebe durch den Reichtum seiner Ermahnungen (Apostelgeschichte 20, 2).

Ausgang Herbst kam der Apostel nach Korinth. Er wollte den Winter dort zubringen (1. Kor. 16, 6). Ostern finden wir ihn wieder in Philippi (Apostelgesch. 20, 6). So muß er im November oder Ende Oktober nach Korinth gekommen sein; denn sein Aufenthalt daselbst dauerte drei Monate (Apostelgesch. 20, 2). — Ende Herbsts pflegen düstre Nebel über den Höhen von Akrokorinth zu lagern. Das mag der Stimmung des Apostels entsprochen haben. Mit ränkesüchtigen und wenig edelmütigen Feinden hatte er in Korinth zu kämpfen, mit Kritikern, denen es nicht um die Sache, sondern um die Person zu thun war, die an der Person des Apostels deutelten und seine Worte verdrehten, um seine Lehre und seinen Christus zu beseitigen. Sie kämpften nicht mit offenem Visier. Um so offener hat der Apostel mit ihnen gekämpft, wie er voraussagte (2. Kor. 13, 1—3. 10, 2—5). Er fühlte sich aber in seinem Kampf gegen seine Widersacher abhängig von der Gemeinde (2. Kor. 10, 6). Nur wenn der Gehorsam der Gemeinde völlig war, konnte er den Ungehorsam seiner Widersacher strafen. Ihr Ausschluß durfte nicht geschehen, wenn sich die Gemeinde nicht mit völligem Vertrauen an ihren Apostel schloß.

Wir dürfen denken, daß dies der Fall war, daß es dem Apostel gelang, die Pestbeule am Leibe der korinthischen Gemeinde zum Aufgehen zu bringen. Schreibt er doch von Korinth aus an die Römer in dem Gefühl, daß sein Werk „in diesen

Ländern" gethan ist (Röm. 15, 23). Auch in Korinth war seine Arbeit zum Abschluß gekommen.

So wendete sich sein Auge nach Rom. Da die Diakonisse von Cenchreä, Phöbe, in persönlichen Angelegenheiten nach Rom ging, so machte er sie zur Überbringerin des Briefes, den er an die römische Gemeinde schrieb. Der Brief soll sein persönliches Kommen vorbereiten. Aber er will nur im Vorbeireisen die Gemeinde grüßen. Sein Ziel ist Spanien (15, 24). — Vor seinen Augen steht die Gestalt des Petrus. Ohne ihn zu nennen, nennt er ihn, wenn er, nachdem er von seinem, Pauli, Apostolat gesprochen, an den hohen Namen „Jesu Christi unsers Herrn" anknüpfend, fortfährt: „durch welchen wir haben empfangen Gnade und Apostelamt" (1, 5). Aus dem „wir" leuchtet die Beziehung auf Petrus. Aber war nicht Petrus „das Evangelium an die Beschneidung vertrauet, wie dem Paulus das Evangelium an die Vorhaut"? (Gal. 2, 7). Und hier spricht Paulus von dem Apostelamt, „unter allen Heiden den Gehorsam des Glaubens aufzurichten." Aber Paulus schließt Israel nicht aus, wenn er sagt: „unter allen Völkern." Im Sinne seines Evangeliums verschmilzt Israel mit den Völkern. Einen ähnlichen Klang hatte schon jenes Petrinische: „in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm" (Apostelgesch. 10, 35). Hatte der Herr dem Petrus wirklich nur einen Auftrag an Israel erteilt? Sollte er nicht „sein Zeuge sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde?" (Apostelgesch. 1, 8). Zur Zeit des Apostelkonzils war es richtig, die Arbeit zu teilen, um Paulus Raum zu schaffen für sein Wirken unter den Heiden. Dieser Gegensatz der Arbeitskreise mußte schwinden, je mehr man nach Gottes Willen die Verschmelzung der Christen aus den Juden und aus den Heiden zu einer Kirche ins Auge faßte. Das Evangelium sammelt überall aus Juden vornehmlich und auch aus Griechen die Gemeinde derer, die da selig werden. Für das Evangelium des von den Juden gekreuzigten Heilandes sind die Juden nur ein Volk unter den Völkern. Das hat Petrus ebenso anerkannt, als Paulus (1. Petr. 2, 9—10). Es giebt ein „Israel Gottes" auch in der Kirche (Gal. 6, 16). Aber das Israel Gottes ging je länger je mehr auf in das „Volk des Eigentums," gesammelt aus allen Völkern. In den Tagen des Apostelkonzils war man diesem Ziel noch ferner, als da Paulus den Römerbrief schrieb.

Nichts hat diese heilige Entwickelung zur Einheit der Völkerkirche so gefördert, als die Einmütigkeit der beiden großen Apostel, die ihre Rollen zu tauschen schienen, wenn Petrus zu Antiochien oberhirtliche Pflichten erfüllte, während Paulus der Synagoge in Rom das Evangelium verkündigte (Apostelgesch. 28, 17 ff.). Das „vornehmlich den Juden" lag dem Apostel Paulus auf seinem Wege nach Rom vielleicht mehr am Herzen, als man gemeiniglich annimmt. Paulus hatte aus berechtigter Scheu sich nicht unmittelbar an die römische Synagoge gewendet. Ehe aber der Synagoge nicht das Evangelium verkündet war, konnte die römische Gemeinde nicht die umfassende Wirksamkeit unter den Heiden üben, zu der sie berufen war. Das „anhebend von Jerusalem" sollte sich überall in der apostolischen Mission wiederholen. Vertreterin Jerusalems aber war in Rom in vollem Sinne nur die Synagoge. — Es ist gewiß unter der Leitung Gottes geschehen, daß sich Petrus in Rom von der Synagoge fernhielt. Paulus aber schreibt: „ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen" (Röm. 1, 16). Ohne Scheu wird Paulus zuerst vor den Machthabern der jüdischen Synagoge und dann vor den heidnischen Machthabern das Evangelium verkündigen. So ist's denn auch geschehen. Erst dadurch ward die römische Gemeinde auf die Höhe ihres weltgeschichtlichen Berufs emporgehoben.

Wie Paulus den Stifter und Pfleger der römischen Gemeinde nennt, ohne ihn nennen, so rühmt er ihn, ohne ihn zu rühmen. Könnte er ihren geistlichen Vater höher rühmen, als wenn er den Glauben seiner geistlichen Kinder rühmt (1, 8)? Kann er die Liebe zu seinem apostolischen Bruder deutlicher zeigen, als wenn er sagt, daß er sich nach dessen geistlichen Kindern seit langem gesehnt hat (1, 11)? Kann er sich über sein Verhältnis zu der von einem andern gegründeten Gemeinde taktvoller aussprechen, als er es thut, wenn er sagt: mich verlanget, euch zu sehen, auf daß ich euch mitteile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken, das ist, daß ich samt euch getröstet würde, durch euren und meinen Glauben, den wir unter einander haben (1, 11). Im Annahen fernt er sich. Er will geben, um zu nehmen. Wie sich Petrus später (I. 5, 1). den Ältesten Paulinischer Gemeinden gegenüber ihren „Mitältesten" nennt, so will sich hier Paulus zu der Petrinischen Gemeinde in das Pietäts-

verhältnis eines Bruders zu Brüdern stellen. Ihr Apostel mag er nicht sein. Er will nicht auf „fremdem Grunde bauen“ (Röm. 15, 20) und will nicht ernten, was ein anderer säte.

Und dennoch ist Paulus der Apostel Roms geworden — in einem höheren und weiteren Sinne. Der Römerbrief ist seinem Inhalt nach eine apostolische That, — eine apostolische Prophetie, die der Kirche des Abendlandes ihren Lauf vorgezeichnet hat, aus der die Reformation der Kirche geboren ist, deren Sinn so wenig auf die damalige Gemeinde Roms beschränkt werden darf, daß er vielmehr bis heute noch nicht völlig erlebt und von der Kirche erfahren ist.

Der Römerbrief ist bei weitem mehr als ein Kompendium der Dogmatik. Er enthält den Grundriß für alles christliche Denken und Wollen, aber auch den Grundriß für den Stromlauf der kirchlichen Zukunft. Er ist das Vermächtnis eines Seelsorgers der Völker.

Klar genug geht aus dem Briefe hervor, daß Paulus die typische Bedeutung der römischen Gemeinde für die Kirche der Zukunft erkannte. In Rom vor allem, meinte er, müßte das Problem gelöst werden, ohne dessen Lösung der Gang der Kirche durch die Völker unmöglich war. Das „Israel Gottes“ mußte mit den Gläubigen aus den Heiden sich innerlich einen. Die Einheit der Kirche ist die Bedingung für ihren weltgeschichtlichen Beruf.

Die Gläubigen aus Israel, die den Stamm der römischen Gemeinde bildeten, sollen sich nicht nur mit den schon jetzt der Gemeinde angehörenden römischen und griechischen Christen zu völliger Einheit verbinden, sondern auch willig werden, „der Heiden Zeit“ als eine Gnade Gottes und das Gericht über Israel als ein Gottesgericht anzuerkennen. Solche Anerkenntnis kann nur aus bußfertiger Gesinnung kommen. Israel stand unter den Völkern mit dem Anspruch, im Namen des Gesetzes ein Sittengericht zu vollziehen. Wahrlich, gerecht ist dieses Gericht; denn das sittliche Verderben der Heiden ist groß (1, 18—32). Aber ist das richtende Israel ohne Sünde? Ist nicht gerade sein erbarmungsloses Gericht Sünde? Schlummert nicht im Hochmut seines gesetzlichen Stolzes der Keim zu aller Übertretung? (Kap. 2 und 3). Die Sündengestalt Israels mag eine andre sein, als die Sündengestalt der Heiden. Aber sie sind allzumal Sünder und warten allzumal des Gerichtes, vor dem nicht der Besitz, sondern das Thun des Gesetzes gerecht macht.

Aber wer ist hierzu tüchtig? Kommt nicht für alle aus dem Gesetz Erkenntnis der Sünde?

So hat denn Gott schon im alten Bunde, ja schon vor dem Gesetz den Heilsweg des Glaubens im Glauben Abrahams geschaffen. Wie Juden und Heiden unter dem Gerichte des Gesetzes die Sünde sehen, so ist für sie nur ein Weg der Gerechtigkeit im Glauben an Christus, den Versöhner der Sünde. Der Juden und Heiden Gerechtigkeit ist die Rechtfertigung armer Sünder durch die Gnade Gottes in Christo, die ergriffen wird „allein durch den Glauben“ (Kap. 3 u. 4).

Die Rechtfertigung durch den Glauben ist das Thor zu einem Leben in Gott für Zeit und Ewigkeit (5, 1—11). Wie von Adam her in gewaltigem Strome anschwellend Sünde und Tod die ganze Menschheit bedecket hat, so strömt von Christus in den Siloahquellen der Taufe Gerechtigkeit und Leben (5, 12 bis 6, 14). Das Gesetz, das die Sünde vor dem Gewissen lebendig macht und das Grauen des Todes in das Gemüt hineinträgt, wirket Furcht und Verdammnis. Aber der Geist Christi wirket Freudigkeit, Freiheit und Gewißheit der zukünftigen Herrlichkeit (6, 15—8, 39).

Was diesen Ausführungen des Apostels ihre unerschöpfliche Kraft giebt, ist nicht nur die Feinheit und Schärfe der lehrhaften Darstellung, sondern daß sie der Niederschlag persönlicher Erfahrung sind. Sie enthalten die innere Geschichte des Paulus. Die Geschichte des Paulus aber ist typisch für die Geschichte der Menschheit. Jeder Einzelne darf diese Geschichte an sich selbst erleben, wie sie die Kirche auf ihrem Gange durch die Jahrhunderte bis an die Thore der Ewigkeit erlebt.

Ahnte Paulus, als er diesen Grundriß aller inwendigen Erfahrung, diese wahre „Philosophie der Geschichte“ in seinem Schreiben nach Rom sandte, daß dort der Judaismus als eine geistige Macht am priesterlichen Sitz der Völkerkirche sich erneuen werde? daß ein römisches Priestertum im Namen eines Priestergesetzes die Völker richten werde — selbst sündig und in Hochmut sich verhärtend? Und hörte er im Geiste die Hammerschläge jenes Mönches, der auf Paulus sich berufend, im Namen des heiligen Evangeliums Christi dem Judaismus der Heiden den Kampf ansagte? — Wir sehen, der Gegensatz zwischen Judaismus und Christentum ist ein weltgeschichtliches Problem. Wird ihm Israel auf ewig zum Opfer fallen?

Wir können es nur aufrichtig beklagen, daß auch fromme Christen und fromme Schriftforscher unserer Zeit so wenig Verständnis zeigen für den Schmerz des Apostels über die Verwerfung Israels, den er (9, 1—5) ernst und ergreifend genug schildert und begründet. Wie für Paulus, so gab es für die Judenchristen jener Tage keine schmerzlichere Erfahrung als die Blindheit des größesten Teiles ihrer Brüder nach dem Fleisch. Je mehr das Evangelium die Heiden erleuchtete, desto blinder ward Israel. Nicht ein sentimentaler Patriotismus, nicht hochmütiger Nationalstolz rief die Thränen hervor, die darüber geweint wurden. Solche Thränen waren in ihrem heiligen Recht beglaubigt durch die Thränen, die der Herr über Jerusalem weinte. Die Anfechtung des „Israel Gottes," der Geretteten aus einem verworfenen Geschlecht, wurzelt darin, daß der neue Bund in seiner geschichtlichen Wirkung die Geschichte des alten Bundes aufzuheben schien, daß die Wahl Israels durch die Wahl der Heiden als hinfällig erschien. Aber ist nicht die Annahme der Heiden schon im alten Bunde geweissagt? Tönt nicht schon bei Jesajas der Missionsruf, dessen Hall jetzt durch die Völker geht (10, 9—18)? — Das Problem ist dem Denken ebenso unlösbar als dem Empfinden. Aber die Zukunft wird es lösen und wird es lösen in so herrlicher Weise als man nicht ahnen kann. Denn „ein Israel Gottes," ein Rest, durch Gerichte bekehrt, durch Gericht und Erbarmen zur Braut Gottes gereift, von neuem geboren durch den Glauben an den Sohn der Jungfrau, wird nicht nur selbst gerettet werden und leben, sondern wird auch für die Heiden die Macht werden, die die Völker von den Toten erweckt (11, 11—12. 15). Die künftige Erweckung der Völker ist an die Bekehrung Israels gebunden. Was jetzt aus den Völkern dem Evangelium wirklich gehorsam wird, ist nur eine Auswahl, die Erfüllung der Zahl aus den Heiden, die Gott bestimmt hat (11, 25), am Reiche Christi Teil zu haben und entgegenzukommen zu der „Auferstehung von den Toten" (vergl. Phil. 3, 11. 1. Kor. 15, 23. Ev. Joh. 5, 25. Offenb. 7, 9—17).

Ahnte der Apostel, als er die berühmten Kapitel 9—11 nach Rom schrieb, daß dereinst die heilige Lehre von der Rechtfertigung innerhalb der Heidenkirche zu einem Dogma fleischlichen Stolzes werden würde? daß sich nicht nur in den engen Kreisen der damaligen römischen Gemeinde, sondern im

weiten Bereiche der kirchlichen Zukunft fleischlicher Hochmut im Namen des Evangeliums „gegen Wurzel und Zweige“ rühmen werde (11, 16—21)?

Die Worte des Apostels klingen in einen Lobpreis der Anbetung dessen aus, der der Anfang und der Fortgang und das Ende aller Geschichte ist (11, 23—36).

Die noch folgenden Ermahnungen stehen alle mit der Absicht in Zusammenhang, die Einigkeit in der römischen Gemeinde zu stärken und sie für ihren Beruf zu erziehen, eine Zeugin unter den Völkern zu werden. Es war dem Apostel nicht verborgen, daß der Geist der Empörung gegen das Scepter Roms immer mächtiger in Israel umging. Vor diesem Geist warnt Paulus die Judenchristen Roms, indem er zum Gehorsam gegen die Obrigkeit auffordert (13, 1—7). Wäre die römische Gemeinde von dem Geist des Aufruhrs ergriffen worden, so wäre es aus gewesen mit ihrem Beruf für die Zukunft.

Der Brief endet mit Grüßen der Liebe. Der Apostel legt vollen Wert auf alle persönlichen Beziehungen, die ihm den Weg nach Rom zu bereiten scheinen.

Zum letzten Male nach der heiligen Stadt.

Ein düsterer Schatten lag über der Abreise des Apostels von Korinth. Die Juden machten einen Anschlag auf sein Leben. Wie leicht war es für die mit den Schiffskapitänen bekannten jüdischen Händler, den Apostel etwa schon in dem bewegten Hafentreiben von Cenchreä oder auf dem Schiffe zu töten, ohne daß besonderes Aufsehen dadurch entstand. Der Apostel verzichtete darauf, die Reise nach Syrien zur See zu machen, und wählte den weiteren Weg durch Macedonien. Die Männer, die ihn begleiteten, waren wohl die Abgesandten der Gemeinden, die ihre Liebesspende nach Jerusalem schickten. Wir hören ihre Namen und mit besonderem Interesse die Namen ihrer Heimat. Da war das schriftkundige Beröa vertreten durch Sopater, des Pyrrhus Sohn, das in Liebe eifrige Thessalonich durch Aristarchus und Secundus, das ferne Lykaonien durch Gajus und Timotheus, Asien durch Tychicus und Trophimus. Ein Abgesandter von Korinth scheint den Apostel nicht begleitet

zu haben, obwohl der Apostel an die Korinther geschrieben hatte (I. 16, 3): „wenn ich dann komme, so will ich Männer nach eurer Wahl mit Briefen zur Überbringung eurer Gaben nach Jerusalem schicken. Ist es der Mühe wert, daß ich selbst gehe, so können sie mit mir gehen.“ Als er dies schrieb, wußte er noch nicht, daß die Spenden der macedonischen Christen so reichlich ausfallen würden. Mit leeren Händen oder mit einer mageren Spende wäre er nicht nach Jerusalem gegangen. — Haben die Korinther den Apostel selbst zu ihrem Vertrauensmann gewählt, der ihre Spende überbringen sollte? Dann ließe das darauf schließen, daß die Pietät gegen den Apostel völlig wieder hergestellt war. — Wie sehr dem Apostel daran lag, daß das Opfer der Gemeinden aus der Völkerwelt nicht nur reichlich sei, sondern daß es auch von einem geistlichen Sinn dufte, sieht man aus 2. Kor. 9, 11—15 und Röm. 15, 26—27. Es sollte ein Dankesopfer der Christenheit an ihre Muttergemeinde sein. Jerusalem aber sollte in der empfangenen Wohlthat die Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe mit den aus den Heiden gesammelten Gemeinden empfinden. So „fuhr der Apostel hin den Heiligen zu Dienst“ (Röm. 15, 25).

Wie erquickend mag die Osterfeier in Philippi gewesen sein in dem stillen traulichen Kreise jener Gemeinde, von der der Apostel sagt, daß sie nie ungehorsam gegen ihn gewesen (Phil. 2, 12). Seine Gefährten waren ihm voraus nach Troas gegangen, und so feierte er das Fest der Auferstehung des Herrn in einer ecclesiola, die ihm sonderlich vertraut und von Herzen zugethan war. Philippi war für den großen Apostel etwa dasselbe, was für den Herrn das Haus des Lazarus und der Maria und Martha zu Bethanien war.

Nach den Ostertagen schiffte er sich in Neapolis nach Troas ein. Lukas der Arzt begleitete ihn, um ihn nicht mehr zu verlassen. Wir erinnern uns der günstigen Fahrt, die der Apostel vor Jahren auch in der Begleitung des Lukas von Troas nach Neapolis gehabt hatte. Damals hatte es nur zweier Tage bedurft, um den Ruf des macedonischen Mannes zu erfüllen, der dem Apostel im Traume erschien. Jetzt brauchte man fünf Tage, um Troas von Neapolis aus zu erreichen. Wir müssen auf widrige Winde schließen. Aber endlich betraten sie die glänzende Stadt am Fuße des Ida und sahen ihre Paläste, aus dem Granit erbaut, der an diesem berühmten Berge gebrochen wurde.

Sieben Tage verweilte der Apostel in Troas. Der letzte Tag, den er im Hause des Carpus (2. Tim. 4, 13) die Gemeinde lehrend zubrachte, war ein Sonntag, nach dem Grundriß unsers Kirchenjahres der Sonntag Misericordias Domini. Bis tief in die Nacht hinein dauerte die Unterweisung. Denn am folgenden Morgen wollte der Apostel abreisen. Die Versammlung mag so zahlreich gewesen sein, das Licht vieler Lampen mag ebenfalls dahin gewirkt haben, daß die drückende Luft in dem Obergemach bei der Schwüle der Frühlingsnacht besonders empfindlich wurde. Ein Jüngling, namens Eutychos, ward im Fenster sitzend vom Schlaf überwältigt, fiel vom dritten Stock hinunter und ward tot aufgehoben. Paulus aber ging hinab, beugte sich über ihn, umfaßte ihn und sprach: Beunruhigt euch nicht; denn seine Seele ist in ihm. Er mag den Knaben in den Händen pflegender Freunde zurückgelassen haben. Er selbst ging in voller Ruhe wieder hinauf. Seine Ruhe teilte sich der Gemeinde mit. Im Angesichte der wunderbaren Bewahrung eines der Ihrigen vor dem Tode, im Gefühl der nahen Trennung feierte die Gemeinde, während Mitternacht längst vorbei war, das Abendmahl des Herrn mit österlichen Gedanken. Nicht nur der Apostel wird, wie der Bericht des Lukas anzudeuten scheint, die heilige Speise mit besonderem Hunger der Seele genossen haben. Nach der Feier des Herrenmahles sprach der Apostel noch weiter bis zur Morgendämmerung. Als er dann im Scheiden die Gemeinde entließ, durfte er noch dem lieblichen Schauspiel zusehen, wie man den Knaben lebendig davonführte im Hochgefühl des Trostes, den der auferstandene Christus durch seinen Diener Paulus den Christen von Troas hatte zu teil werden lassen. Fürwahr, eine österliche Scene im Scheine der aufgehenden Frühlingssonne.

Das Gefolge des Paulus hatte längst das Schiff bestiegen, als der Apostel durch das Südthor von Troas die Stadt verließ, um allein wandernd Assos zu Fuß zu erreichen, ehe das Schiff seinen doppelt so langen Weg um das Vorgebirge beendet. Es ist leicht zu begreifen, daß der Apostel Einsamkeit und Stille bedurfte nach einer so aufregenden Nacht, nach so viel leiblicher und seelischer Anstrengung. So zieht er voll Friedens dahin. Die Straße führt durch prachtvolle Eichenwälder, die in jener Zeit des Jahres ihr frischestes Grün zeigten und erquickenden Schatten spendeten. Die Wasserläufe vom Berge Ida begleiteten rauschend

seinen Weg. Er erreichte zur Freude seiner Reisegenossen rechtzeitig das Schiff, das vor Abend noch den Hafen von Assos verließ. Im Schein der untergehenden Sonne sahen die Reisenden zurückschauend das berühmte Amphitheater von Assos und die aus griechischem Marmor erbaute hochragende Burg, über der der Gipfel des Ida glänzte. — Die Sonne war gesunken. Die schmale Sichel des Mondes, der — Ostern in seiner Fülle — nur wenige Tage erst im Zunehmen war, beleuchtete den Weg über die Wasser. Bevor der Mond etwa um Mitternacht sank, mußte man den Hafen von Mitilene, der Hauptstadt von Lesbos, erreichen; bei Dunkelheit den Weg durch die enge Meeresstraße zwischen Lesbos und dem Festlande zu nehmen, wäre nicht geraten gewesen. — Am Dienstag Morgen lichtete das Schiff die Anker, um weiter nach Süden zu ziehen. Der Ausdruck des Lukas scheint anzudeuten, daß man auf der Höhe von Chios Windstille hatte. Da mochte man etwas erschauen von der üppigen Schönheit dieses paradiesischen Eilandes, jene Gärten voll Orangen und Citronen, die Blüten der Granatbäume. Aus grünender Pracht blickten die weißen Landhäuser der Bevorzugten, die dort wohnen durften. Vom Osten schauten die Gebirge des Festlandes ernst in das lächelnde Bild. Der Apostel kannte jene Berggestalten. Er hatte sie von Ephesus aus oft gesehen. — Erst am Mittwoch Abend konnte man die schmale Meerenge erreichen, die die Insel Samos vom Festlande trennt, um in dem Hafen von Trogyllium den Morgen zu erwarten. In kurzem Lauf erreichte das Schiff am Morgen des Donnerstags den Hafen von Milet. So war der Apostel schon an Ephesus vorübergefahren, ohne die Stätte seiner Kämpfe und Siege wieder zu sehen. Er hatte auch nicht die Absicht, von Milet nach Ephesus zu gehen. Ein kurzer Aufenthalt dort war nicht wohl möglich und ein längerer hätte ihn verhindert, Jerusalem, wie er so gern wollte, vor Pfingsten zu erreichen.

So ließ er die Ältesten von Ephesus nach Milet rufen. Sie konnten, wenn der Bote am Abend des Donnerstags in Ephesus eintraf, in nächtlicher Wanderung am Morgen des Freitag Milet erreichen. Sie kamen wirklich, ehe das Schiff die Anker lichtete, und so sieht der Hafen von Milet ein ergreifendes Bild, wie dergleichen nur das Missionsleben kennt. Paulus nimmt Abschied von den Vertretern von Gemeinden, die ihm — menschlich geredet — alles verdankten, an die er ein gutes Teil seiner

Lebenskraft gewendet. Die Worte, die er redet, haben den Klang aus der Tiefe. Einfältig und klar spricht die Liebe des Hirten. Sie haben einen stark persönlichen Ton. Ja die Gemeinden sollen sein Bild und das Bild seines Wirkens in treuem Gedenken bewahren. Für junge Gemeinden ist die Person ihres Stifters die lebendige Bibel. Im Kindheitsalter der Kirche hat das Hangen am geistlichen Vater ein geheiligtes Recht. Wie ein Vater in seinen Kindern die Pietät gegen seine Person nähren und stärken darf, so darf es der Apostel in seinen geistlichen Kindern thun. Muß er ja doch von ihnen scheiden — mit dem Bewußtsein, daß er sie auf Erden nicht wieder sieht. So läßt er ihnen sein Bild zurück, mit jener Einfalt des Geistes gezeichnet, die die eigene Person mit unbestechlicher Klarheit sieht, als wäre sie die Person eines andern. Welche Reife der Demut gehört dazu, welche Makellosigkeit, welche Freiheit vom eigenen Selbst. — Er sieht im Geiste andere kommen, deren Wesen und Wirken das Gegenspiel dessen sein wird, was er ihnen gewesen ist. Sie sollen gegen solchen verderblichen Einfluß sich wappnen durch treues Bewahren seines Bildes. — Seine Rede klingt in eine Ermahnung zur Liebe aus. Liegt darin eine Weissagung auf jenen großen Hirten, der einst da wirken wird, wo Paulus seine Wirksamkeit abbrach? Kindlein, liebet euch unter einander, ist das letzte Wort des Johannes gewesen, das er in der ephesinischen Gemeinde sprach. — Der Liebe Wesen stehet im Geben. Und Christus selbst hat gesagt: „Geben ist seliger, denn Nehmen.“ Es ist ein Wort des Herrn Jesu, das von den Lippen Pauli allein zu uns tönt. Wir finden es in keinem der Evangelien. Es klingt uns so eigen, da er es wiedergiebt. Er hat es gehört, da er Christum nur kannte nach dem Fleisch. Aber es hat sich tief seiner Seele eingeprägt. Man könnte es die Lebenslosung Pauli nennen. Wenn wir in unserm Gleichnis bleiben wollen: er hat dies Wort unter sein Bild geschrieben, das er seinen Geliebten beim Scheiden zurückließ. — Siehe, die Knieenden dort am Strande. Sie beten mit dem betenden Paulus.

Die Trennungsstunde ist da. Ein lautes Weinen geht durch die Versammlung. Wenn Männer weinen, so hat das etwas Ergreifendes. Wie lieb hatten sie den, dessen Angesicht sie nicht mehr sehen sollen! Sie dürfen ihn umarmen und küssen, wie einen Vater. — Sie geleiten ihn auf das Schiff. Das Schiff löst die Anker. Die Ruder setzen ein. Ein Riß des Raums

reißt die Herzen aus einander, die erst eine zukünftige Welt wieder zu einander führen wird.

Ein nordwestlicher Wind, der im Frühling in diesen Zonen der vorherrschende ist, führte die Reisenden rasch nach Kos — in etwa sechs Stunden zwischen kleinen Inselgruppen hindurch. Jenes felsige Eiland ist Patmos, der zukünftige Verbannungsort des Johannes, auf dem er seine Offenbarung empfangen wird. Im Hafen von Kos mag sich Lukas erinnert haben, daß Kos den berühmtesten der Ärzte hervorgebracht hat, den Hippokrates. Hier stand ein Heiligtum, dem Gotte der Heilkunst errichtet. Wie dankbar mag Lukas gewesen sein, daß er seine ärztliche Kunst einem Manne weihen durfte, der, selbst krank am Leibe, zur geistlichen Gesundung der Völker mehr gethan hat, als irgend ein anderer Mensch. Am folgenden Tage erreichte man die Reede von Rhodus. Die Schneegipfel des Taurus werden schon auf dem Wege dahin sichtbar, und der Kiel gleitet über den blauen Spiegel der Meeresfläche. Fast durchsichtig erscheint die blauende Tiefe — und siehe, da tauchen die Vorgebirge von Rhodus auf, die sonnenbeglänzte Insel wird sichtbar, der Rosengarten der alten Welt. Sabbathliche Gedanken ziehen durch die Seele der Reisenden. Denn es ist Sonnabend Abend, wenn unsre Rechnung richtig ist.

Der Sonntag bringt die Reisenden nach dem Hafen von Patara am kleinasiatischen Festlande. Das Schiff, dem sie sich anvertraut hatten, wollte wohl weiter der kleinasiatischen Küste entlang fahren. Wären sie weiter mit ihm gegangen, so war es zweifelhaft, ob sie Jerusalem vor Pfingsten erreichen würden. So war es ein besonderes Gottesgeschenk, daß sie ein Schiff fanden, das noch an demselben Tage Patara verließ, um nach Phönizien zu segeln. Paulus wird an die Fürbitte der ephesinischen Freunde gedacht haben. Noch heute dürfen die Boten Gottes oft deutlich spüren, daß die Gebete der heimischen Gemeinde sie geleiten.

Wie viel kräftiger darf der Wind die Segel schwellen auf offener See. Eilend zieht das Schiff unter dem Winde dahin. Es ist der Abend des Sonntags Jubilate. Sollte es an Lobgesängen gefehlt haben auf dem Schiff? Der voller werdende Mond wirft sein klares Licht über die weite Fläche, und die Wellenkämme glänzen wie flüssiges Silber. Schon im Laufe des folgenden Tages erscheinen, fast überraschend, die Gebirge von Cypern. Sie versinken wieder im Meer, während die Abendsonne sie vergoldet. Noch eine Nacht und noch einen Tag — nicht mehr — bedarf

das Schiff, um schon am Abend oder in der Nacht zum Mittwoch den Hafen des phönizischen Tyrus zu erreichen.

Tyrus war nicht mehr jene glänzende Stadt, wie in alten Zeiten, da seine Kaufherrn Fürsten waren (Ezech. 26 und 27; Jes. 23). Aber die Fischer spannten auch noch nicht, wie es später sich erfüllte, ihre Netze über die Ruinen der vormaligen Herrlichkeit (Ezech. 26, 14). Das alte Tyrus war zerstört, aber auf der Insel, die mit dem Festlande verbunden war, hatte sich eine neue Stadt erhoben. Noch immer wurde der Handel mit tyrischen Glaswaren und Purpurstoffen schwunghaft betrieben. — Hier wechselte das Schiff seine Ladung aus. Sieben Tage durfte Paulus im Kreise der Jünger weilen, die er in der Stadt aufgefunden hatte.

Wie lebendig und wunderbar der Geist der Weissagung die apostolische Kirche bewegte, tritt uns bei der Gelegenheit dieser Jerusalemsreise des Paulus vor die Seele. In allen Städten, durch die er reisete, bezeugte ihm der heilige Geist durch die Jünger, daß „Bande und Trübsal seiner warten" (20, 23). Er aber war gebunden im Geiste, gen Jerusalem zu fahren — eine wundersame Fahrt —, dem gewissen Gefängnis, vielleicht dem Tode entgegen. Die Stimmen des Geistes schienen ihn zu warnen, und doch wußte er, daß sie ihn riefen. Welche lichte Einfalt im Geiste! — Auch die Jünger in Tyrus warnen ihn. Wie gern hätten diese Vereinsamten, ein versprengtes Häuflein, den großen Lehrer noch länger in ihrer Mitte gehabt. Aber auch sie mußten ihn ziehen lassen. Es ist ein liebliches Bild, wie sie ihn mit Weib und Kind geleiten. Am Strande knieen sie alle nieder und beten. Und der Apostel segnet die Gemeinde von Tyrus.

An der Küste hin fuhr man, die Zinnen des Libanon hinter sich lassend, nach Ptolemais, der uralten Stadt mit ihrem berühmten Hafen. Auch hier fand sich eine kleine Gemeinde, bei der Paulus mit seinem Gefolge einen Tag verweilte, um dann zu Fuß nach Cäsarea zu gehen.

Eine traute Herberge war den Pilgrimen in Cäsarea bereitet, das Haus des Evangelisten Philippus, der mit seinen jungfräulichen Töchtern in der Stadt dem Reiche Gottes diente. Der Geist der Weissagung lebte in den vier Jungfrauen. Auch hier wußte man schon, was in Jerusalem auf den Apostel wartete. Und in Jerusalem wußte man es schon, ehe der Apostel dort einzog. Ein Prophet kam von Jerusalem nach Cäsarea und

warnte den Apostel durch eine symbolische Bindung mit seinem Gürtel und durch eine klare Voraussage seiner Überantwortung an die Heiden. Da ergreift die Sorge auch die Gefährten des Paulus. Auch sie bitten, von dem Gang nach Jerusalem abzustehen. Es geht dem Paulus wohl an das Herz. Aber der Geist Gottes ist stärker, als seine Empfindungen. Welcher Friede ist in dem: „des Herrn Wille geschehe.“ Alle Sorgen werden zu den Füßen dessen niedergelegt, der allein mächtig ist. — Wie herrlich hat Gott alles hinausgeführt, was damals im Schatten banger Ängste lag.

In zwei Tagen konnte man von Cäsarea nach Jerusalem ziehen. Bereit, sich binden zu lassen, ja zu sterben um des Namens des Herrn Jesu Christi willen, zieht Paulus hinauf. Noch nie war ihm Golgatha, an dem seine Straße vorüberführt, so groß und hehr erschienen. Das Damaskusthor schließt sich hinter ihm. Die gastliche Herberge eines alten treuen Jüngers, des Cypriers Mnason, nimmt ihn auf. Er ist in Jerusalem. Was mag seiner warten?

In der Enge des Vaterhauses.

Jerusalem war für den Apostel seine geistliche Heimat. Mit dem Gefühl eines dankbaren Sohnes ist er heimgekehrt. Und die Sitten des Vaterhauses haben ihn heimatlich gegrüßt und traulich angemutet. Aber wie weit war er innerlich und äußerlich über die Grenze des Vaterhauses hinausgewachsen. Welche Weiten apostolischer Arbeit hatte er durchmessen. Welcher mächtige Bau einer freien evangelischen Kirche war unter den Händen seiner Arbeit entstanden. Er hatte die Bedeutung des Gesetzes als eines Hinweises auf Christus völlig verstanden. Darin lag kein Nein gegen das Gesetz, wohl aber eine andere Stimmung gegen das Gesetz, als sie unter den „Heiligen“ zu Jerusalem herrschte. Auch der geistliche Leiter und Bischof der jerusalemischen Gemeinde hatte „durchgeschaut in das vollkommene Gesetz der Freiheit“ im Glauben an Christus, den Erfüller des Gesetzes (Jak. 1, 25). Aber die Stimmung des Jakobus zu den Sitten der Väter war eine andere als die des Paulus. Es herrschte keine Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden ehrwürdigen Männern, wohl

aber eine durch ihren verschiedenen Beruf bestimmte verschiedenartige Färbung ihrer Lebensanschauung. Während Paulus über das Gesetz innerlich hinausgewachsen war, obwohl er es achtete und für seine Person sich daran band, soweit es seine apostolischen Aufgaben unter der Heidenwelt zuließen, wurzelte Jakobus mit all seinem Denken und Empfinden im Gesetz und wuchs nicht auf dem Wege des Nein, sondern des Ja in die Freiheit des Evangeliums hinein. Auch er war ein evangelischer Mann. Aber er hat es der Kirche seiner Volksgenossen vorgelebt, daß Christus nicht gekommen war, Gesetz und Propheten aufzulösen, sondern zu erfüllen. Daß diese Erfüllung auch möglich sei in den weiteren Kreisen, die das apostolische Leben Pauli zog, hat er wohl verstanden. Für ihn aber und die Gemeinden des heiligen Landes schienen engere Kreise geboten. Er fühlte sich als Bischof und Hirt der „verlorenen Schafe aus dem Hause Israel." Es war ihm zweifellos, daß das „Israel Gottes" in anderer Weise an das Gesetz gebunden sein mußte, als die Kirche Gottes aus den Heiden.

Man hat den Apostel der Heiden getadelt, daß er diese Anschauung des greisen Jakobus ehrte und ihr Recht anerkannte. Aber wie sehr mißversteht man den großen Apostel, wenn man es für möglich hält, daß er irgendwo oder daß er gar in Jerusalem als ein Feind des Gesetzes sich zeigen werde. Wenn fanatische Judenchristen die Christen aus den Heiden unter das Joch des Gesetzes binden wollten, so hat er seine Stimme dagegen erhoben. Die Christen aus Israel, die den Grundstock der aus den Heiden sich sammelnden Gemeinden bildeten, hat er seelsorgerlich zur Kirchengemeinschaft mit ihren Brüdern aus der Vorhaut erzogen. Das war nicht anders möglich, als daß er sie die Johannesnatur, die propädeutische Bedeutung des Gesetzes erkennen lehrte. Das „Abnehmen, damit Christus zunehme," mußte das Schicksal des Gesetzes werden. Daß in den palästinensischen Gemeinden, die nur aus Juden bestanden, sich dieses „Abnehmen" langsamer und innerlicher vollziehen mußte, war dem großen Seelenkenner, der nie eines Menschen Gewissen vergewaltigt hat, heilige Überzeugung. Wir werden sehen, wie er später die geschichtliche Stunde für gekommen erachtete, die auch für die palästinensischen Gemeinden eine Loslösung vom Gesetz forderte. —

Auch nach rein menschlichen Empfindungen urteilend werden wir nicht umhin können, das Benehmen des Apostels in Jeru-

salem für überaus schicklich und pietätvoll zu achten. Es ist herausgewachsen aus dem Grundsatz, den er im neunten Kapitel des ersten Korintherbriefes darstellt, daß „ein Christ, wie er ein Herr ist aller Dinge durch deu Glauben, so allen Dingen unterthan sei in der Liebe" (Luther in dem Sermon von der Freiheit eines Christenmenschen). Sagt er doch dort ausdrücklich (1. Kor. 9, 20): „Denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich worden als unter dem Gesetz, auf daß ich die, so unter dem Gesetz sind, gewinne."

Der Empfang, der dem Apostel zu Jerusalem zu teil ward, war ein freundlicher. Auch seine Begleiter, unter denen sich Heidenchristen befanden, wurden herzlich aufgenommen. Von einer Spannung war nichts zu spüren. Wie verschieden ist das wirkliche Bild der apostolischen Kirche von dem eingebildeten, in das eine spätere Zeit die Züge ihrer eigenen Streitlust und Ränkesucht eingetragen hat. — Am folgenden Tage nach seiner Ankunft ging Paulus mit seinen Begleitern zu Jakobus, bei dem sich die Ältesten alle einfanden. Paulus grüßt die Brüder und in ihnen die Gemeinde. Sein Gruß aber war nicht nur in Worten. Er grüßte, indem er die reiche Gabe der Gemeinden überreichte, die ihre Liebe für die Muttergemeinde gesammelt hatte. Lukas erwähnt diese Schenkung nicht. Er hätte in einer Schrift, die für weitere Kreise bestimmt war, vieles zur Erklärung hinzufügen müssen, was über den Rahmen seiner Darstellung hinausging. Zudem sahen die Römer es nicht gern, wenn größere Summen nach dem politisch verdächtigen Jerusalem flossen. Eine Hindeutung auf die vorbereitete Übergabe der Kollekte mag man etwa Apostelgesch. 21, 15 finden. Denn dort heißt es nach dem Grundtext: „nachdem wir unsere Vorbereitungen getroffen, zogen wir hinauf." Worauf anders sollen sich die Vorbereitungen bezogen haben, als auf die Übergabe der Kollekte? Man hatte die Geldsummen, die aus verschiedenen Ländern zusammengeflossen waren, in die in Jerusalem gangbaren Münzen umzuwechseln, was in Cäsarea am leichtesten geschehen konnte.

Die Liebesspende, mit der die Gemeinde geehrt ward — denn im Sinne einer Ehrengabe wird sie überreicht worden sein —, war ein laut redender Beweis von dem, was Gott durch das Amt Pauli unter den Heiden gethan hatte. Der Ausdruck des Lukas legt uns den Gedanken nahe, daß der Bericht Pauli an die Opfer der einzelnen Gemeinden anknüpfte. Es wird ihm

dies Bedürfnis gewesen sein; wir wissen ja, wie dankbar er seinen Gemeinden für die Liebe war, die sie den Heiligen zu Jerusalem erwiesen. —

Als Paulus schwieg, bringen die Ältesten dem Herrn ein Dankopfer für das Gehörte und Empfangene.

Was sie weiter sagen, darüber sind sie offenbar vorher untereinander übereingekommen. Ihre Furcht ist, daß sich unberechenbare Folgen an den Aufenthalt Pauli in Jerusalem gerade zur Pfingstzeit knüpfen möchten. Tausende von Juden, die an Christum glauben, kommen da in der Stadt zusammen. Wie soll ihnen Paulus entgegentreten? Es ist gegen ihn das Vorurteil verbreitet, daß er die Juden in der Diaspora vom Gesetz abtrünnig mache, und daß er die Beschneidung judenchristlicher Kinder hindere. Es war unmöglich, der Menge der Festgäste die Lehrpraxis des Apostels zu erläutern. So soll er das Gerücht dadurch entkräften, daß er eine Handlung öffentlich vollzieht, die seine Treue und seine Ehrerbietung gegen das Gesetz beweist. Er soll vier Gliedern der Gemeinde, die ein Nasiräatsgelübde hatten, der Patron werden bei Lösung ihres Gelübdes, indem er ihnen die Kosten des Opfers zahlt, das sie im Tempel darzubringen hatten, und mit ihnen sich heiligend im Tempel erscheint. Denn nur die Gläubigen aus den Heiden, fügen sie hinzu, sind durch den Beschluß des Apostelkonzils vom Gesetz befreit.

Paulus hat eingewilligt, ohne ein Wort dagegen zu sagen. In seine Seele ist kein Zweifel gekommen, ob dieser Akt der Liebe seiner Lehranschauung entspreche. Wir müssen schließen, daß seine Bereitwilligkeit in voller Harmonie steht mit allem, was er je that und je thun will. Er hat also nie die Absicht gehabt, die Judenchristen vom Gesetz abtrünnig zu machen. Er hat es nie gehindert, daß judenchristliche Eltern ihren Kindern die Beschneidung gaben (Röm. 3, 1. 2). Damit verträgt sich sehr wohl das Bewußtsein, daß die Konsequenz der evangelischen Entwicklung in der Kirche die einzelnen Forderungen des Gesetzes aufsaugen und in Geist und Leben verwandelt wieder aufrichten werde (Röm. 3, 31).

Schon am folgenden Tage nahm Paulus die Männer zu sich, und nachdem er sich mit ihnen der Reinigung unterworfen, ging er in den Tempel und zeigte die Erfüllung der Tage der Reinigung an, so daß nunmehr für jeden Einzelnen unter ihnen das Opfer dargebracht werden konnte. — Das moderne Bewußt-

sein mutet eine solche Zeremonie fremdartig an. Dem Paulus war sie heimatlich, und ihre Symbolik entsprach seiner Stimmung. Er wird es als eine besondere Freundlichkeit Gottes empfunden haben, daß er durch einen öffentlichen Akt vor seinem Volk seine persönliche Anhänglichkeit an das Gesetz der Väter beweisen durfte. Daß Gott mit ihm war, als er so handelte, zeigte auch der Erfolg. Niemand hat sich in der Gemeinde gegen Paulus erhoben. Er hatte nicht vergeblich nach der Rechtfertigung vor dem enger gebundenen Gewissen seiner palästinensischen Glaubensgenossen gerungen. Nicht die gläubigen, sondern die ungläubigen Juden haben ihm in Jerusalem Leid angethan. Was er in der Gemeinde erlebte, war ihm ein Lichtblick, ehe die Wolken des Unheils sich über ihm zusammenzogen.

Bande und Trübsale.

Etwa zehn Tage vor Pfingsten war Paulus nach Jerusalem gekommen (Apostelgesch. 24, 11). So hatte er Zeit, sich auf das Fest zu bereiten und pfingstlichen Gedanken sich hinzugeben. Seine Gedanken und Gebete werden die ganze Kirche umspannt haben. — Die sieben Tage vor Pfingsten scheinen den Juden heilig gewesen zu sein. In ihrem Verlauf sammelte sich die Festmenge. Das Opfer im Tempel hatte Paulus schon vor dem Beginn dieser sieben Tage gebracht. Es wäre in den festlichen Tagen bei dem Andrang des Volkes kaum möglich oder rätlich gewesen.

Die jüdischen Feste wurden von Jahr zu Jahr mit gesteigertem Fanatismus gefeiert. Das verwundete Nationalgefühl rief eine um so lebhaftere Erregung der religiösen Gefühle hervor. Der römische Oberhauptmann auf der Burg Antonia trug die Verantwortung für Aufrechterhaltung der Ordnung unter den auf dem Tempelplatz flutenden Volksmassen — eine nicht leichte Verantwortung bei der Unberechenbarkeit der Festmenge. Wahrscheinlich am Vorabend des Pfingsttages ward Paulus hier von einigen Juden aus Ephesus erkannt. Man hatte ihn vorher mit dem Epheser Trophimus in den Straßen der Stadt gesehen. Da entstand unter tumultuarischen Rufen die Meinung, er habe Griechen in den Tempelvorhof Israels eingeführt. In aufgeregten Massen pflanzt sich ein Wort fort mit Windeseile. Die

ganze Stadt kam in Bewegung. Man zog Paulum aus dem Bereich des Vorhofs, um ihn zu töten. Paulus hörte und sah, wie man die Thore des Heiligtums hinter ihm schloß. Er war ausgeschlossen von seinem Volk und dem Tempel. Es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn der Oberst der Kohorte mit seinen Leuten herbeieilend sich nicht seiner bemächtigt hätte. Er läßt ihn mit Ketten binden. Der Apostel war den Heiden überantwortet. Von der durcheinander rufenden Menge war nicht zu erfahren, worum es sich handle. So ließ ihn der Römer auf die Burg bringen. Noch auf den Stufen, die dahin emporführten, konnten die Soldaten ihren Gefangenen kaum vor der nachdrängenden Menge schützen. Vor dem Eingang in das Barackenlager der Burg richtet der Apostel an den Oberhauptmann die Frage: „darf ich etwas zu dir sagen?“ Die Frage ist in eine feine griechische Form gekleidet. Zudem verrät die Form der Frage eine Bestimmtheit und Unerschrockenheit, die bei einem eben dem Tode entronnenen Gefangnen überraschen mußte. „Du verstehst griechisch?“ antwortete der Oberste erstaunt. Er hatte gemeint, der von der Wut des Volkes ergriffene Mann sei jener ägyptische Aufwiegler, der einige Monate früher das Volk zu Tausenden auf den Ölberg hinausgelockt hatte, um, wie er sagte, die römischen Bollwerke in der heiligen Stadt fallen zu sehen. Das verführte Volk war von den römischen Soldaten erbarmungslos niedergemacht worden. Der Verführer selbst war in die Wüste entronnen. Bei seinem Erscheinen wäre ja allerdings die Aufregung in der Stadt begreiflich gewesen. Diese Verwechselung ablehnend nennt sich Paulus einen jüdischen Mann von Tarsus. Hätte er sich schon jetzt als römischer Bürger zu erkennen gegeben, so hätte das Erörterungen angesponnen, unter denen die Zeit, zu dem Volke zu reden, ungenützt verstreichen mußte. Der Apostel bittet um die Erlaubnis, zu dem Volke zu reden — ein seltsames Verlangen, wird der Oberhauptmann gedacht haben. Aber Paulus muß so achtunggebietend gewesen sein, daß der Römer ihm seine Bitte nicht weigern mochte. So winkt Paulus mit der Hand — wir kennen diese Gebärde eines königlichen Redners bei ihm. Die Wogen da unten gehorchen ihm, noch ehe er die Lippen öffnet. Und als er hebräisch zu reden beginnt, wird es lautlos stille.

Mit Liebe, ja mit Ehrerbietung redet er die versammelte Menge an. Es ist für sein Empfinden ein großer Augenblick,

da er im Angesichte des Tempels dem Volk seiner Väter das Evangelium verkündigen darf. Denn die Geschichte seiner Bekehrung ist eine Apologie des Evangeliums Christi. Selten ist etwas mit solcher Meisterschaft erzählt worden, wie die wunderbare Wandlung, die mit ihm vorgegangen, von Paulus erzählt wurde. Welche Sachlichkeit! und dabei welche Beteiligung seiner innersten Empfindungen! — Welch heilige Ruhe und welcher Strom von Bewegung! Wie greifbare Wirklichkeit tritt ein Bild nach dem andern vor die Geistesaugen seiner Zuhörer: der Schüler Gamaliels, der Eiferer nach dem Gesetz, der Verfolger der Gemeinde — der Glanz vom Himmel auf der Straße nach Damaskus, der ehrliche Ananias, der im Tempel betende Freund Israels — und der Bote Christi unter den fernen Heiden. — „Ferne unter die Heiden!“ bis zu diesem Worte hörten sie ihm zu. Da brach ihr Unwille aus. Ihr nationales Empfinden war verletzt. „Fort mit ihm von der Erde, er darf nicht leben!“ schrieen sie Eine tumultuarische Scene folgte. Mit wehem Herzen ließ sich Paulus von seinen Häschern in die Burg führen. — Solchergestalt war sein Abschied von dem Volk seiner Väter.

Ratlos, was es mit dem rätselhaften Manne für eine Bewandtnis habe, gab der Oberhauptmann den Auftrag, ihn zu foltern, vielleicht daß man erfahre, warum das Volk so gegen ihn schreie. Paulus durfte sich hier nicht beschimpfen lassen; er berief sich auf sein römisches Bürgerrecht, was die Verwunderung der römischen Offiziere noch steigerte und den Burghauptmann in Verlegenheit setzte; er hätte einen römischen Bürger nicht fesseln dürfen. — Dennoch muß Paulus diese Pfingstnacht in Fesseln verbringen. Römische Beamte nahmen nicht leicht eine einmal verhängte Maßregel zurück. Erst am anderen Morgen läßt ihm Claudius Lysias die Fesseln abnehmen, um ihn als einen freien Mann vor den hohen Rat zu führen.

Es ist der Pfingstmorgen. Vor dreißig Jahren hatten fromme Jünger Jesu auf die Gabe des Trösters gewartet. Und der Geist der Gnade war über sie ausgegossen worden. Heute sollte der Strahl des Gottesgerichts mit der Gewalt heiligen Geistes über das verlebte und untauglich gewordene Hohepriestertum des alten Bundes fallen. Denn der Tag des Untergangs für Jerusalem war nahe. Das Reich Gottes hatte sich völlig zu dem priesterlichen Geschlecht des neuen Bundes gewendet

und sich von dem jüdischen Volk und seinen Obern gelöst. Das wollte der heilige Geist öffentlich bezeugen.

Keine förmliche Sitzung des hohen Rates ward gehalten. Eine solche hätte der heidnische Oberst nicht berufen können, noch hätte er einer solchen beiwohnen dürfen. Die Hohenpriester und Ratsherrn standen, ohne ihre gewohnten Sitze eingenommen zu haben, zwanglos um den römischen Obersten und seinen Gefangenen (Apostelgesch. 23, 2). In einer förmlichen Sitzung des hohen Rates würde der Hohepriester den Vorsitz geführt haben, und Paulus hätte ihn als solchen erkennen müssen. Dennoch wird die Versammlung in dem Bericht des Lukas geflissentlich „das Synedrium" genannt. Von Gottes wegen war diese Versammlung als die gesetzliche Vertretung Israels berufen, um eine Botschaft des göttlichen Geistes zu hören. — Ein Geistesblick aus dem Auge Pauli fällt auf die Versammelten. Mit jener genialen Unerschrockenheit, welche denen zu eignen pflegt, die vom Geiste Gottes getrieben werden, redet er sie an. Er sagt, er habe als ein Bürger des Gottesreiches bis auf diesen Tag vor Gott gewandelt. Was war es, das den Hohenpriester an diesem Worte so empörte? Erbärmliche Menschen ärgern sich an jedem klaren und wahren Wort. Vielleicht meinte er, die Sprache Pauli sei zu kühn für einen Gefangenen, und wollte sich dem römischen Obersten verbindlich zeigen, indem er den Apostel schlagen ließ. Er täuschte sich. Claudius Lysias würde seinen Gefangenen nicht beschimpfen lassen. Oder hatte er die Rede gehört, die Paulus am Abend vorher von der Freitreppe der Burg Antonia gehalten? Kochte in dem Sadducäer der Grimm über diese Rede, die das Eingreifen göttlicher Macht in das Leben der Menschen so deutlich bewies? — Paulus wandte den Schimpf von sich ab und damit vielleicht großes Unheil von dem hohen Rat. Denn der hohe Rat würde sich in Widerspruch gegen das römische Recht gesetzt und einen Konflikt mit der römischen Obrigkeit hervorgerufen haben, wenn ein römischer Bürger unter der Obhut eines römischen Beamten von dem Synedrium beschimpft worden wäre. Nach römischem Begriff stand der römisch geborene Paulus dem Range nach über den jüdischen Mitgliedern des Synedriums. Ein Gerichtswort fliegt wie ein scharfer Pfeil von den Lippen Pauli: „Gott wird dich strafen, du getünchte Wand." Ein ruinenhafter Mann steht vor ihm, eine zerbröckelnde Mauer Zions, von der Tünche

mühsam überkleidet. Dem Vertreter einer dem Gericht verfallenen Geistesrichtung wird das Gericht verkündigt — vom heiligen Geist, dessen Impulse das geflügelte Wort Pauli entflammte. Paulus hatte nicht gewußt, was er that. Er wußte nicht, daß er den Hohenpriester schalt. Er hätte es nicht gethan, wenn er es gewußt hätte. Dennoch liegt in dem: „liebe Brüder, ich wußte es nicht, daß es der Hohepriester war," ein vernichtendes Urteil. In dem Manne, den der Blitzstrahl des Wortes Pauli trifft, war auch nicht der leiseste Wiederschein priesterlicher Würde und hohenpriesterlichen Ernstes. Es war aus mit dem Hohenpriestertum Israels. Der hohe Rat war nur noch ein Schatten seiner Vergangenheit. Und auch dieser Schatten wird bald verschwinden. Die nur noch mit Tünche zusammengehaltenen Mauern Zions werden fallen.

Eine peinliche Stille trat ein. Paulus erkannte die Gefahr, die es für den hohen Rat hatte, wenn dieser seinem Ingrimm gegen den Gefangenen Roms freien Lauf ließ. In der mit Gedanken des Aufruhrs gegen Rom geschwängerten Atmosphäre konnte jeder Funke zur Flamme werden. Wenn Paulus sagt: „ich bin ein Pharisäer und eines Pharisäers Sohn; wegen der Hoffnung und der Auferstehung der Toten bin ich beschuldigt," so war das Schlangenklugheit und Taubeneinfalt in einem. In der That war es das Zeugnis von einer zukünftigen Welt, um deswillen im tiefsten Grunde er verklagt ward. Dem Dogma nach war er im Glauben an die Auferstehung mit den Pharisäern einig. Er konnte sich mit Recht gegen die Sadducäer, die Menschen des Diesseits, auf die Seite der Pharisäer stellen. Dadurch erreichte er, daß die Aufregung anstatt gegen ihn sich zu wenden, die beiden Parteien im hohen Rat gegen einander aufbrachte, und der Römer den Eindruck erhielt, daß es sich nur um religiöse Streitfragen handle. Wir sehen aus den Äußerungen, die auf Seiten der Pharisäer fielen, daß die Rede des Paulus von der Burg Antonia nicht ohne Eindruck verhallt war. „Hat ein Geist oder Engel," sagten sie, „auf der Straße nach Damaskus mit ihm geredet, so können wir mit Gott nicht streiten." Aber wie kläglich, daß sie aus der Rede des Paulus nichts andres heraus gehört haben, als eine Bestätigung für das Dogma ihrer Partei. —

Der Aufruhr unter den streitenden Parteien ward immer größer — ein düsteres Bild. So werden sich die Parteien unter einander zerfleischen, bis der Tempel in Trümmern liegt.

Dem Obersten wird bange für seinen Gefangenen, er möchte in dem Aufruhr zerrissen werden. So läßt er ihn mit Truppenmacht aus ihrer Mitte wegschaffen und in das Lager bringen.

Das war ein schweres Pfingsten für den Apostel. Der die Kirche unter den Heiden gebaut hatte, sah Zion und seine Wächter im Geiste dem Gericht überliefert. Schlaflos brachte er die folgende Nacht zu. Denn zu dem wachenden Paulus trat der Herr und sprach zu ihm: „Sei getrost; wie du von mir in Jerusalem gezeugt hast, so sollst du auch in Rom zeugen!“ So war dem Apostel sein Weg vorgezeichnet. Der Herr wollte ihn nach Rom bringen. Ein Anschlag gegen das Leben Pauli wurde dadurch vereitelt, daß Claudius Lysias ihn mit starker bewaffneter Macht nach Cäsarea bringen ließ. Alle Veranstaltungen, die der Römer traf, deuten darauf, wie ernst er die Sache nahm, und welche Verwickelung er bei der herrschenden Aufregung fürchtete, wenn Paulus länger in Jerusalem blieb. Das Schreiben, das Claudius Lysias an den Landpfleger nach Cäsarea verfaßte, hat uns Lukas im Wortlaut überliefert. Es wird mit den Prozeßakten nach Rom gekommen sein, und Lukas hat Einsicht in dasselbe erlangen können. — Wie ein gefangener König zieht Paulus von Jerusalem nach Cäsarea. Ohne es zu wissen und zu wollen, hat die römische Weltmacht bezeugen müssen, wie viel an dem Leben des Apostels gelegen war.

In der Gefangenschaft zu Cäsarea.

Der Landpfleger Antonius Felix hat keinen guten Namen in der römischen Geschichte. Von niederer Herkunft hatte er in der Militärprokuratur einer der wichtigsten Provinzen des römischen Reiches eine fast königliche Stellung inne. Er übte seine Gewalt mit Grausamkeit und Willkür. Seine Verwaltung ist nicht ohne Schuld an dem Ausbruch des jüdischen Krieges. Er hatte durch allerlei Rücksichtslosigkeiten die Juden auf das äußerste gereizt. Die Überantwortung eines Mannes, wie des Paulus, in seine Hände wird ihm nicht unwillkommen gewesen sein. Da den Juden an seiner Auslieferung so viel gelegen war, konnte er sie in Spannung und Abhängigkeit von sich halten, indem er die Herausgabe des Mannes hinauszog, der so viel Leidenschaften

gegen sich erregte. — Paulus war dem Landpfleger auch vom politischen Standpunkt aus nicht ohne Interesse. Das Christentum fing an, eine weltgeschichtliche Macht zu werden. Das konnte einem in Cäsarea residierenden Vertreter der römischen Weltmacht am wenigsten verborgen sein. Hier hatte vor Jahren sich ein römischer Hauptmann taufen lassen (Apostelgesch. 10). Er behandelte darum den Apostel mit jener Achtung, die Menschen, welche in größeren Verhältnissen lebend einen weiteren Blick erlangen, auch solchen Erscheinungen gegenüber zu zeigen pflegen, deren Wesen sie nicht verstehen. Lukas sagt von Felix: „er wußte wohl um diesen Weg“ (24, 22). Er hatte das Christentum bereits in den Bereich seiner politischen Betrachtung gezogen. Fehlte es ihm doch nicht an einem Maß von Genialität, die ihm den Blick für die hehre Gestalt der neuen Religion öffnete.

Die Anklage, die der hohe Rat gegen Paulus erhob, ließ nicht auf sich warten. Nach fünf Tagen erschien der Hohepriester mit den Ältesten vor dem Landpfleger. Um ihre Klage allen Rechtsformen entsprechend zu führen, hatten sie einen römischen Anwalt mitgebracht, wie deren sich in den Provinzen aufhielten. Die Rede des Tertullus ward wohl in lateinischer Sprache gehalten. Unschwer läßt sich der griechische Text der Rede bei Lukas in das Pathos der römischen Rhetorik übersetzen. Der Landpfleger scheint den Tertullus bedeutet zu haben, daß er, anstatt sich in leeren Schmeichelreden zu ergehen, zur Sache kommen solle. So formuliert Tertullus kurz seine Anklage. Sie lautet auf Erregung von Aufruhr, auf Tempelschändung und Häresie. Tertullus meinte besonders klug zu handeln, wenn er dem Paulus das Wort zuschob: „Frage ihn selbst und vergewissere dich über das alles, wessen wir ihn verklagen,“ sagte er. Denn die auf den Oberhauptmann Lysias bezüglichen Worte im Texte Luthers sind schwerlich echt. Tertullus wünscht, daß Paulus sich erst verteidige, damit er dann in der Widerlegung dieser Verteidigung seine Künste spielen lasse. Vielleicht wußte er selbst nicht recht, wie er die Sache anfassen sollte, deren Wesen ihm völlig fremd war. Vielleicht meinte er auch, Paulus würde die lateinische Sprache nicht soweit beherrschen, um ohne Nachteil seine Sache zu führen. In der That hat Paulus den lateinischen Ausdruck nicht mit jener Leichtigkeit gehandhabt, die ihm im Griechischen eignet. Seine Rede ist schwerfälliger als sonst. Denn daß er wirklich lateinisch sprach, scheint mir namentlich aus einer Stelle

hervorzugehen, an der der lateinische Ausdruck durch die griechischen Worte hindurchscheint und für die Entstehung einer völlig ungriechischen Wendung die Erklärung giebt (Apostelgesch. 24, 16). Aber der Inhalt seiner Rede war völlig klar. Wie sollte er in Jerusalem Aufruhr erregt haben, da sein Aufenthalt daselbst so kurz war, daß sich wohl übersehen ließ, ob er in dieser Zeit irgendwo Anlaß zu Unruhen gegeben habe. Und wie soll er den Tempel geschändet haben, da er vielmehr einen zweifellosen Beweis seiner Anhänglichkeit an die Sitten der Väter gegeben hatte, als er sich im Tempel reinigen ließ. Nicht ein Abtrünniger vom Glauben der Väter ist er. Vielmehr ist er wunderlicherweise darüber verklagt, daß er mit allen frommen Juden die Auferstehung von den Toten bekannt hatte. Die ihn verklagt haben, stehen mit sich selbst in Widerspruch.

Der Landpfleger erkannte, daß Paulus bestimmte Thatsachen einer völlig vagen Anklage gegenübergestellt hatte. Waren die Thalsachen richtig, so war Paulus gerechtfertigt. Felix vertagt darum die Sache, um das Zeugnis des Lysias abzuwarten. Die Juden wußten, daß damit ihr Anschlag verloren war. Denn die Aussagen des Lysias konnten für Paulus nur günstig lauten.

Daß Paulus nunmehr nur in leichter Haft gehalten wurde, war die rechtliche Folge dieser Verhandlung. Der Landpfleger war von seiner Schuldlosigkeit überzeugt. Und da Paulus jene hochsinnige Noblesse gezeigt hatte, die nur vornehmen Naturen zu eignen pflegt, so ließ ihm Felix eine Behandlung zu teil werden, die sonst nur angesehenen Römern zu teil ward, wenn sie sich in Haft befanden. Er durfte mit den Römern frei verkehren. Ja Felix zeigte ihm zu mehreren Malen sein persönliches Interesse. Sein Weib Drusilla war die Schwester des Herodes Agrippa. Mit ihr erschien er im Prätorium des Herodes und ließ den Paulus rufen. Er sollte den Römern und seinem üppigen jüdischen Weibe über den Glauben an Christus Auskunft erteilen. Paulus that es unter besonderer Betonung der christlichen Sittlichkeit und unter Hinweisung auf das zukünftige Gericht. Drusilla war trotz ihrer Leichtfertigkeit nicht ohne die Sehnsucht nach Höherem und Besserem. Das Gewissen der religiös erzogenen Jüdin schlummerte nicht völlig. Felix mochte fürchten, daß ihr Gewissen erwache. Er brach darum die Unterredung ab. Doch kam er noch des öfteren allein wieder, um mit Paulus zu reden — nicht aus religiösem Interesse. Er mochte erfahren haben, daß

Paulus große Geldsummen nach Jerusalem gebracht hatte. Er würde gern ein Lösegeld genommen und den Apostel freigegeben haben. Aber weder Paulus noch die Seinen haben je an Bestechung des Römers denken mögen, so sehr auch ein solcher Ausweg aus einer für Paulus peinlichen Lage durch die Sitte der Zeit nahe gelegt schien. Keinem unheiligen Mittel wollte er seine Befreiung verdanken. So blieb er zwei volle Jahre in dem Prätorium des Herodes als Gefangener des Landpflegers.

Ist diese Zeit für die Kirche eine verlorene gewesen? Ich glaube nicht. Wir danken aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Zeit der Gefangenschaft ein Werk von unschätzbarem Wert. Hier wurde das Lukasevangelium verfaßt. Lukas war ja bei dem Apostel und hatte freien Zutritt zu ihm. Leicht konnte Lukas von Cäsarea aus jene Erkundigungen bei Augenzeugen einziehen, von denen er spricht (Luk. 1, 3). Jerusalem war nahe genug. Am Gestade des galiläischen Meeres lebte damals noch Maria, die Mutter des Herrn, im Hause des Johannes. Hätte Maria nicht ein hohes Alter erreicht, sodaß sich Johannes, dem sie der Herr übergeben hatte, ihrer Pflege widmen mußte, wie wäre es dann zu erklären, daß Johannes so spät nach dem Heimgang der übrigen Apostel in die apostolische Arbeit eintrat. Von Maria selbst stammen die Nachrichten über die Verkündigung und Geburt des Herrn und über seine Kindheit. Das Geschlechtsregister (Luk. 3, 23—38) entstammt der Familientradition, während das bei Matthäus öffentlichen Quellen entnommen ist. Bis auf Adam verfolgte Lukas den Stammbaum Jesu in großartiger Konzeption eines Historikers, der davon durchdrungen war, daß die Geschichte Jesu der Mittelpunkt der Weltgeschichte ist. — Einer der vornehmsten Zeugen für die öffentliche Wirksamkeit Jesu und für die Geschichte seiner Passion war Paulus selbst, wie wir früher gesehen haben. — Ist das Lukasevangelium in Cäsarea verfaßt, dann erklärt sich die liebliche Anschaulichkeit und Lebenswärme, mit welcher die Ostergeschichte erzählt ist, die die beiden nach Emmaus pilgernden Jünger erlebten. Es ist unwahrscheinlich, daß Lukas der andere der beiden Jünger neben Cleophas war. Sollte es der Evangelist Philippus gewesen sein? Er lebte in Cäsarea und wenn die Darstellung bei Lukas seinen Aufzeichnungen entstammt, so ist die Verhüllung seines Namens aus psychologischen Gründen erklärt.

Daß sich Paulus in Cäsarea mit Studien beschäftigte, denen

schriftliche Aufzeichnungen zu Grunde lagen, geht aus dem Ausruf des Festus hervor: „Paule du rasest; die große Kunst macht dich rasend“ (Apostelgesch. 26, 24). „Die große Kunst“ hat Luther übersetzt. Im Griechischen aber steht: „die vielen Schriftstücke“ oder „das viele Schreiben“ oder „die vielen Studien.“ Keinesfalls kann sich der Ausruf des Landpflegers auf die Rede selbst und ihre Kunst beziehen. Der Landpfleger meint, daß die angestrengte geistige Arbeit, der sich der Apostel während der Gefangenschaft hingegeben, ihn in den Zustand der Aufregung versetzt. Diese Aufregung bemerkt der kühle Römer mit Mißfallen. Er sah darin die Folge einer geistigen Überanstrengung bei Studien, für die dem Heiden jedes Verständnis mangelt. Auch anderen, die den Apostel beobachteten, mag sein unablässiges Studium ein Rätsel gewesen sein. In der That, welches Studium erforderte allein die Aufstellung des Geschlechtsregisters Jesu! —

Es mußte dem Apostel gerade in Cäsarea bei seiner fortwährenden Berührung mit Vertretern der römischen Weltmacht der Gedanke nahe liegen, daß die Kirche verpflichtet sei, über ihren Ursprung und ihren heiligen Stifter eine öffentliche Rechenschaft zu geben. War er doch von dem Landpfleger Felix selbst zur Darlegung seines Glaubens aufgefordert worden. Die Geschichte Christi aber ist die Rechtfertigung der Kirche. Diese Geschichte ist in dem Evangelium des Lukas dargestellt mit dem ausdrücklichen Willen, sie in die Weltgeschichte einzugliedern, und den weltumfassenden Beruf der Botschaft von Christo zu zeigen. Es ist das Evangelium des Völkerapostels. Lukas widmet dieses Evangelium, dessen Verfasser er sich mit vollem Recht nennen kann, einem vornehmen Römer, den er wohl von Antiochien her kannte. Diese Widmung war der Weg, seiner Schrift in den maßgebenden Kreisen Roms Eingang zu verschaffen. Diese Schrift ist eine Apologie des Christentums und zugleich ein historisches Dokument im strengsten Sinne. Daneben aber war sie eine Verteidigung des gefangenen Paulus und eine Rechtfertigung seines Glaubens, um deswillen er gefangen lag. —

Den Felix ereilte sein wohlverdientes Geschick. Er wurde abberufen, um sich den römischen Gerichten zu stellen, vor denen er sich gegen die Klagen des jüdischen Volkes verteidigen sollte. Um die Juden sich zu verpflichten, hinterließ er den Paulus in Banden.

Sein Nachfolger Festus, ein ernster, vornehm denkender

Staatsmann, trat in seiner Statthalterei ein schwieriges Erbteil an, er fand manches Wirrnis, manche ungelöste Frage. Eine solche war ihm auch der wunderbare Gefangene, der von den Juden mit solcher Zähigkeit gehaßt wurde, und gegen den sich doch nichts Greifbares aufbringen ließ. Die Juden erbaten die Auslieferung des Paulus von dem neuen Landpfleger als eine Gunstbezeigung, wie sie Beamte, die ihr Amt in der Provinz antraten, den Provinzialen gern zu erweisen pflegten. Festus war dazu zu gewissenhaft. Aber er stellte es Paulus anheim, ob er sich in Jerusalem wolle richten lassen. Paulus wußte, daß die Juden ihn schon auf dem Wege dahin töten würden, und berief sich auf den Kaiser. Das war sein Recht, das ihm als römischem Bürger zustand. Der Landpfleger hätte die Annahme der Berufung nur verweigern dürfen, wenn Paulus bei einem Verbrechen auf frischer That ergriffen gewesen wäre. Das war nicht der Fall. So erklärte er: „auf den Kaiser hast du dich berufen; zum Kaiser sollst du ziehen.“ Dem Apostel war so der Weg nach Rom auf menschliche Weise gewiß. Für den Landpfleger aber blieb die Schwierigkeit der Berichterstattung übrig. Die Beschuldigungen gegen den Apostel waren so vag, daß der Staatsmann sich in Verlegenheit befand, wie er die Verhaftung Pauli begründen sollte.

Da ereignete es sich, daß Herodes Agrippa, der König von Chalcis, der Patron des Tempels zu Jerusalem, mit seiner Schwester Bernice in Cäsarea erschien, um den Prokurator zu begrüßen. Von ihm hoffte Festus eine Auskunft über die Streitfragen zu erhalten, die den Haß der Juden gegen Paulus entzündet hatten. Der Wunsch des Königs, den Paulus zu sehen, kam dem Wunsche des Statthalters entgegen. — So erleben wir denn, von der meisterhaften Darstellung des Lukas unterrichtet, eine jener pomphaften Szenen, die die Klugheit der Römer der Eitelkeit orientalischer Schattenkönige so gern gestattete. Paulus sieht sich vor eine glänzende Versammlung gestellt. Er beachtet aber weder den Statthalter noch die hohen Militärs und die vornehmen Beamten, die auf sein Wort lauschen. Seine Seele spannt sich, und sein Blick richtet sich auf den unglücklichen König, von dem er wußte, daß er „den Propheten glaubte.“ Agrippa war in seiner Jugend voll Interesse für die heilige Offenbarung Gottes gewesen. Sein böser Engel war seine Schwester Bernice, ein dämonisches Weib von bestrickender Schönheit, eine treulose Intrigantin, die ihrem Bruder in der Folge sein religiöses Ge-

wissen und seine Manneseḥre zu Schanden machte. Kann der Apostel den König vielleicht retten wie einen Brand aus dem Feuer? Wieder hören wir die Bekehrungsgeschichte des Paulus. Er mußte ja von seiner Person reden. Dazu war er aufgefordert. Wollte er Christum zeigen in seiner Gewalt, so gab es kein Ereignis seines Lebens, das die Gewalt des Heilandes so mächtig wiederspiegelte, als seine Bekehrung. Seine Darstellung aber glüht von dem Feuer des Wunsches, den König zu bekehren. Herzandringend fliegen seine Worte, wie Pfeile. Seine Rede ist darnach gestaltet, ein Zeugnis an das Gewissen des Königs zu sein. Festus unterbricht ihn. Er wußte nicht, wie sein Vorgänger, vom Christentum. Ihm erschienen die Darlegungen des Apostels wie rätselhafte Illusionen. Auf den Agrippa aber sind die apostolischen Worte nicht ohne Eindruck geblieben. Freilich ist er nie dazu gekommen, ein Christ zu werden. Aber unvergeßlich wird ihm geblieben sein, was Paulus in feuriger Liebe ihm an das Herz legte. — Das Wort, mit dem Paulus schließt, gehört zu den schönsten Worten, die er je gesprochen. Welcher Edelsinn, welche geistliche Noblesse prägt sich darin aus, wenn er sagt: „ich wünschte vor Gott, es fehlte an viel oder an wenig, daß nicht allein du, sondern alle, die mich heute hören, solche würden, wie ich bin, ausgenommen diese Bande.“ —

Die denkwürdige Versammlung löst sich auf. Wird irgend etwas aufgehen von dem ausgestreuten Samen? Darüber besteht für niemanden ein Zweifel, daß der Apostel schuldlos sei. Aber seiner Berufung auf den Kaiser mußte entsprochen werden — nach menschlichem Recht und göttlichem Willen.

Auf dem Wege nach Rom.

Als Paulus dem Hauptmann Julius übergeben wurde, um nach Rom gebracht zu werden, stand er vor einer bedeutsamen Wendung seines Lebens. Es ist uns nicht ohne Wichtigkeit, daß wir diesen Zeitpunkt genau bestimmen können. Im Sommer des Jahres 60 ist Festus nach Cäsarea gekommen. Noch im Spätsommer desselben Jahres trat Paulus seine Romreise an. Wir schauen von da aus zurück und schließen, daß von Pfingsten 58 bis in den Sommer des Jahres 60 die Gefangenschaft in Cäsarea

gedauert hat. Im Frühsommer des Jahres 57 hatte Paulus Ephesus verlassen, war dann über Macedonien nach Korinth gegangen, und nach Ostern des Jahres 58 haben wir ihn wieder in Troas gefunden und haben ihn auf seiner Fahrt bis Jerusalem begleitet, wo er etwa zehn Tage vor Pfingsten eintraf. Im Herbst 54 wird er nach Ephesus gekommen sein. Anderthalb Jahre entfallen auf seinen ersten Aufenthalt in Korinth in den Jahren 53 und 54. Da das Apostelkonzil im Jahre 50 stattfand und er bald nach dem Apostelkonzil seine zweite Missionsreise antrat, so dürfen wir für dieselbe den Zeitraum von zwei bis drei Jahren rechnen. Ein nicht unwesentlicher Teil dieser Zeit wird auf den Aufenthalt in Galatien fallen.

Unter der humanen Führung des Hauptmanns Julius, wohl desselben Julius, von dem wir erfahren, daß er später zu dem hohen militärischen Posten eines Befehlshabers der kaiserlichen Garde emporgestiegen ist, trat der Apostel seine Reise an. In seiner Begleitung befand sich Lukas, dessen Reisenotizen oder Reiseerinnerungen wir den Bericht über die Reise verdanken, und der Macedonier Aristarchus von Thessalonien. Dieser wird ihn begleitet haben, um in Rom ein freiwilliges Zeugnis über die einwandsfreie Thätigkeit des Apostels in Macedonien und Griechenland abzulegen. Er teilte später in Rom die Gefangenschaft des Paulus (Kol. 4, 10).

Ein Küstenschiff aus Adramythium führte sie rasch nach Sidon, von da aber langsam, gegen widrige Winde kreuzend, hart an der cilicischen und pamphylischen Küste hin nach Myra in Lycien. Dem Hauptmann lag viel daran, noch vor dem Winter nach Italien zu kommen. Aber das größere Getreideschiff von Alexandrien, das sie bestiegen, brauchte unter widrigem Winde unverhältnismäßig viel Zeit, um nur die Höhe von Cnidus zu erreichen. Von hier konnte man den westlichen Kurs, der nördlich von Kreta nach Italien geführt hätte, nicht einhalten, sondern mußte südwärts steuern. Mit Mühe vermochte man im Schutz von Kreta die westliche Richtung wieder zu gewinnen. Die Hoffnung, vor dem Winter Italien zu erreichen, war dahin. Eine Überwinterung in einem kretischen Hafen schien notwendig. Es war Anfang Oktober, und die Schiffahrt wurde um diese Zeit geschlossen (Apostelgesch. 27, 9). Aber der erste Hafen, den man erreichte, war nach der Meinung der Schiffsleute ungünstig für die Überwinterung. Trotz der Abmahnung des Paulus

suchte man einen andern Hafen zu gewinnen, der günstiger liegen sollte, weil er gegen die nordwestlichen und südwestlichen Winde geschützt war. Lukas erzählt von dem männlichen, das Kommende durchschauenden Rat des Paulus (27, 10) nicht, um den Apostel zu rühmen. Wohl aber war es nötig, darzuthun, wie viel dem Apostel an dem Leben des Schiffsvolkes und an der Erhaltung seines eignen Lebens gelegen war. Hätte er sich vor dem Prozeß in Rom zu fürchten gehabt, so hätte er weniger Wert auf sein Leben gelegt.

Ein südlicher Wind schien es zu ermöglichen, die Anfurt von „Phönix“ zu erreichen, einen sonst völlig unbekannten Hafen. Da brach, als man schon nahe am Ziel war, ein plötzlicher Nordoststurm von den Höhen der kretischen Gebirge. Machtlos ward das Schiff von ihm dahingetrieben. Man mußte sich auf das äußerste gefaßt machen. Denn man lief mit rasender Eile den Sandbänken an der afrikanischen Küste entgegen. Unter dem Schutz der kleinen Insel Clauda, also in etwas ruhigerem Wasser, zog man mit schwerer Mühe das Boot empor, damit es nicht am Schiff zerschelle, und unterband das Schiff mit Tauen, um es für ein etwaiges Auflaufen auf eine Sandbank widerstandsfähiger zu machen. Um die Eile der Fahrt etwas zu hemmen, zog man die Segel ein. Der Sturm ward eher stärker, als schwächer. Da warfen die Schiffer am folgenden Tage die Schiffslast aus — am dritten Tage mag man jeden Augenblick das Aufstoßen auf die Sandbänke erwartet haben; auch die Reisenden wurden von solcher Angst ergriffen, daß sie mit Hand anlegten, das Schiffsgerät ins Meer zu werfen. Aber das Auflaufen erfolgte nicht. Der Sturm mußte seine Richtung geändert haben. Man wußte nicht mehr, wohin man trieb; denn weder die Sonne am Tage noch irgend ein Gestirn des Nachts leuchtete durch die finstern Sturmwolken, in denen man Tag auf Tag unter dem Toben der Wogen dahinfuhr. Die Spannkraft Leibes und der Seele fing an den Dienst zu versagen, umsomehr, als niemand an Speise dachte. Da stärkte sie Paulus mit der Voraussage im Namen Gottes, daß kein Menschenleben werde verloren gehen, nur das Schiff. Man werde auf eine Insel stoßen.

Die Schiffsleute werden gemeint haben, daß man sich im adriatischen Meere befinde. Daher stammt die Benennung des Lukas für einen Meeresteil, der nicht eigentlich mehr zur Adria

gehörte. Zum vierzehnten Mal ward es Nacht, seit das Schiff ein Spielball der Winde und Wogen war. Da meinten die Schiffsleute um Mitternacht mit den geschärften Sinnen, die Seefahrern für solche Dinge in alter Zeit vielleicht noch mehr, als es jetzt der Fall ist, eigneten, die Brandung aus dem Getöse der Wogen herauszuhören. Sie vermuteten Land. Das Senkblei bestätigte die Vermutung. Man warf vier Anker vom Hinterteil aus in das Meer. Das Schiff stand gegen den Wind. Aber sehnsüchtig erwartete man den Anbruch des Tages; denn jeden Augenblick konnten die Ankertaue reißen. Unter dem Vorgeben, auch das Vorderteil zu verankern, machten die Schiffsleute den ehrlosen Versuch, das Boot herabzulassen und zu entfliehen. Sie mochten die Lage für völlig verzweifelt erachten und mochten dies für ihr Schiffsrecht halten. Paulus durchschaute ihr Vorhaben, und das Schwert der römischen Soldaten durchhieb die Seile, an denen das Boot über dem Meere schwebte. So erwartete nun alle ohne Ausnahme dasselbe Geschick. Paulus wußte, daß die armen Menschen von tagelanger Aufregung und von Hunger wie von Sinnen waren. Darum fordert er sie mit ermutigenden Worten auf, Speise zu nehmen. Er selbst bricht das Brot unter Danksagung und beginnt zu essen. Ehre dem tapfern, heiligen Manne, den sein Glaube zum Retter so vieler Menschen machte! Lukas hat, während alle Speise nahmen, die Schiffsgenossen gezählt. Es waren zweihundertsechsundsiebzig Seelen. So viel hatte Gott dem Paulus auf sein Gebet geschenkt. Es sollte ihnen auch nicht ein Haar vom Haupte fallen.

Ein neuer Mut kam durch diese erste Mahlzeit nach vielen Tagen über alle. Man warf nun auch das Getreide in das Meer, da es ja doch nicht zu retten war. Als es endlich tagte, sah man Land vor sich, aber unbekanntes Land. Es war ein Teil von Malta, an dem sonst die Schiffe nicht anzulaufen pflegten, der darum den Schiffern unbekannt war. Die Schiffbrüchigen nahmen eine Bucht wahr mit einem Hafen, in welchen sie womöglich das Schiff treiben wollten. Man kappte die Anker, ließ die Segel fallen, setzte die Ruder in Bewegung, richtete das Besansegel gegen den Wind und fuhr auf den Strand zu. Das Schiff stieß auf eine ungesehene Erdzunge. Das Vorderteil saß fest. Das Hinterteil barst durch den Anprall auseinander. So war das Schiff verloren. Aber die Menschen? Beinahe wären in der Aufregung die Gefangnen und mit ihnen Paulus

von den Soldaten getötet worden. Diese hatten ein Recht dazu. Denn sie waren jetzt außer stande, die Flucht der ihnen Anvertrauten zu verhindern. Und sie hafteten für ihre Gefangnen mit ihrem eignen Leben. Aber der Hauptmann verhinderte es um Pauli willen. So wurden alle gerettet und betraten den festen Boden der Insel Malta.

Die Bewohner jenes Teiles der Insel werden von Lukas „Barbaren“ (Luther: Leutlein) genannt. So nannten die Griechen die Menschen eines fremden Dialekts. Noch jetzt wird in Malta ein besonderer Dialekt gesprochen. Die Bewohner von Malta waren phönizischen Ursprungs. Wenigstens die Anwohner jenes Landungsplatzes scheinen nicht viel mit Fremden in Berührung gekommen zu sein. Um so freundlicher ist ihre Aufnahme der Schiffbrüchigen, deren nasse Kleider zu trocknen sie ein großes Feuer anzünden. Es hat fast etwas Behagliches, daß selbst der große Apostel Reisig herzuträgt, um das Feuer zu schüren. Daß ihn eine giftige Natter sticht, läßt ihn den Leuten als Mörder erscheinen, den die Rache der Götter verfolgt. Da ihm aber der Biß nicht schadet, und er vollkommene Ruhe bewahrt, fallen sie auf andere Gedanken. Sie halten ihn für einen Gott. Ein kindliches Volk neigt zu Extremen und wandelt seine Gedanken nach augenblicklichen Eindrücken.

Die Angesehensten der Schiffsgesellschaft, also mit dem Hauptmann Julius auch Paulus und Lukas, durften drei Tage die Gastfreundschaft des vornehmsten Mannes der Insel, des Publius genießen, der in jenem Teil der Insel Ländereien besaß. Paulus heilte den Vater des Publius vom Fieber und Dysenterie durch Gebet und Handauflegung. Auch die andern Kranken der Insel kamen herbei und ließen sich von ihm heilen. So blieben die Malteser nicht ohne Eindruck davon, daß ein Bote Gottes zu ihnen gekommen, obwohl die eigentliche Predigt des Evangeliums unter diesem Volk einer fremden Zunge nicht möglich war. — Das kam der ganzen Reisegesellschaft zu gute; denn aus Dankbarkeit versorgten die Inselbewohner die Abreisenden mit allem Nötigen.

Drei Monate dauerte der Aufenthalt auf der Insel. Dann wurde ein Alexandrinisches Kornschiff bestiegen, das nach Puteoli in Italien wollte. Es führte das nach Meinung der Heiden glückverheißende Zeichen der Dioskuren. In der That aber segelte dies Schiff, wenn je eines, unter dem segenverheißenden

Zeichen der göttlichen Providenz. Paulus sah die Pracht von Syrakus. Denn das Schiff verweilte dort drei Tage. Ob die Tradition recht hat, die Paulus den Gründer der sizilischen Kirche nennt? Aus dem Schweigen des Lukas darf man sich nicht berechtigt halten, die Möglichkeit zu verneinen, der Apostel habe in der Synagoge von Syrakus das Evangelium verkündigt. Nach Regium hinauf scheint das Schiff ungünstigen Wind gehabt zu haben. Aber von da führte ein sich erhebender Südwind die Reisenden rasch nach Puteoli im Norden des Golfs von Neapel, und Paulus betrat den Boden von Italien. Damals war der Vesuv noch von grünenden Weingeländen bedeckt. Niemand dachte daran, daß nach zwei Jahrzehnten diese paradiesische Gegend in Asche und Lava werde begraben sein. Auch der Apostel dachte nicht daran, daß jene jüdische Königstochter Drusilla, zu der er in Cäsarea so ernst gesprochen hatte, samt ihrem Kinde, das sie dem Felix geboren, in dem feurigen Gericht dieser großen Katastrophe ihren Tod finden werde.

Puteoli war damals der Hafen von Rom. Hier landeten die Kornschiffe von Ägypten. Von hier gingen die Handelsschiffe nach dem Westen, nach Spanien. Ob der Apostel seiner Absicht gedachte, das Evangelium noch weiter westwärts zu tragen? — Es mögen trauliche Tage gewesen sein, die er unter den Christen von Puteoli zubrachte. Von hier ist die Kunde nach Rom gegangen, die die Ankunft des Apostels verkündigte.

Nicht ohne Bewegung sehen wir ihn seinen Weg nach Rom antreten. Er betrat die Königin aller Straßen der alten Welt, die Straße von Capua nach Rom. Das glänzende Terracina nahm ihn auf. Er wanderte durch die Pontinischen Niederungen mit ihren riesenhaften Aquädukten. Die Landschaft ist melancholisch. Auch die Stimmung des Apostels war ernst. Da begrüßen ihn in Appii Forum Christen aus Rom, und in Tres tabernä wartet eine noch größere Zahl von Glaubensgenossen des großen Apostels. Welche Begrüßungen heiliger Freude in jenen elenden Orten, die sonst nichts sahen, als gleichgültige Reisende, die in Appii Forum die Maultiere wechselten und in Tres tabernä eine leibliche Erquickung einahmen. Gestärkt durch die Liebe der Brüder zieht der Apostel weiter auf der Straße die so viele glänzende Bilder von Reisezüge gesehen, wie keine andere Straße der Welt. Nie aber zog jemand auf dieser Straße nach Rom, auf dem so viele Augen der Liebe ruhten, wie auf dem heiligen

Apostel. Die Straße übersteigt den Höhenzug, den die Albanerberge zum Meere senden. Von den Höhen aus sieht der Reisende die blauen Linien des Sabinergebirges erscheinen. Weiter zieht die Straße zu Thal. Sie ersteigt eine andre Höhe. Siehe, da liegt Rom! Noch erheben sich keine Kuppeln von Kirchen über die Stadt. Ein weites, fast eintöniges Meer von Villen und Palästen — das ist das heidnische Rom. An den Gräbern des julischen Geschlechtes zieht man vorüber. Das Gedränge auf den Straßen wächst. Die Straße führt zwischen Landhäusern hin. Dann betreten die Reisenden die Porta Capena. Der Apostel ist in Rom. Der Hauptmann führt seine Gefangenen über das Forum, an dessen goldenem Meilenstein alle Straßen der Welt zusammenlaufen. Jene Marmorpaläste sind die kaiserliche Residenz. In dem Prätorium, der Kasernenstadt unmittelbar neben dem kaiserlichen Palast, hat Julius seinen Gefangnen dem Kommandanten der Leibgarde, dem Praefectus praetorio übergeben. Der Herr hatte seinen Apostel an das Ziel gebracht, zu dem er ihn bringen wollte.

Die römische Synagoge.

Dreimal hatte Paulus im Anfang des Römerbriefes geschrieben: „zuerst den Juden" (1, 16. 2, 9. 10). Nach seiner apostolischen Überzeugung war dies der Gang des Reiches Gottes, daß überall sich das Evangelium von den Juden zu den Heiden wenden sollte. Die Kirche in Rom war entstanden, ohne daß das Evangelium der Synagoge verkündigt wurde. Juden, die am Pfingstfest zu Jerusalem zum Glauben gekommen waren, haben den Grundstock der römischen Gemeinde gebildet. In der Stille haben sie für Christus geworben, ohne daß die Synagoge eine Stellung zu ihnen nahm. Erst später ward der „Sekte" der Nazarener auch in Rom „widersprochen" (Apostelgesch. 28, 22), als Petrus unter der Gemeinde und über die Gemeinde hinauswirkte. Die Folge war das Ausweisungsedikt des Claudius. Es wurde nicht völlig ausgeführt, wie wir schon früher sahen. Es scheint, daß die einflußreichsten Kreise der römischen Judenschaft bei den Händeln, die das Ausweisungsedikt veranlaßten, überhaupt nicht beteiligt waren. Die Synagoge als solche nahm auch damals zum Christentum nicht Stellung. Sie suchte es zu

ignorieren. Die reichen Juden von Rom hatten etwas von den aristokratischen Anschauungen der Welthauptstadt. Es war in der That die Botschaft von Christo noch nicht unmittelbar an die Synagoge gekommen. Und das war es, was das Gemüt und das apostolische Gewissen des Paulus schon lange bewegt hatte. Er sah darin einen Mangel, dem abzuhelfen er den Mut in sich fühlte (Röm. 1, 16).

Selbst Lukas deutet in der Form seiner Erzählung an (28, 17), daß die Berufung der Vornehmsten unter den Juden, die Paulus drei Tage nach seiner Ankunft veranlaßte, ein Vorgang von außerordentlicher Wichtigkeit war. Paulus fürchtete, daß ihm seine ohnehin nicht leichte Aufgabe noch erschwert sei durch seine Ankläger von Jerusalem. Es war ja mehr als wahrscheinlich, daß der hohe Rat, der die Anklage gegen ihn mit solchem Fanatismus betrieb, Vertrauensmänner nach Rom geschickt hätte, die dem Paulus zuvorgekommen sein möchten. Und wie leicht wäre es ihnen geworden, diesen Vorsprung zu erlangen bei dem Mißgeschick, das Paulus auf seiner Reise gehabt hatte. Die schlichten Worte, mit denen Paulus die Elite der römischen Judenschaft anredete (28, 17—20), sind von der Absicht eingegeben, einer etwa durch seine Feinde veranlaßten persönlichen Voreingenommenheit entgegenzutreten. Seine Furcht war unbegründet. Weder durch Briefe noch durch persönlichen Einfluß war er bei der römischen Judenschaft verleumdet worden. Der hohe Rat hatte also erkannt, daß in einem ordentlichen Rechtsverfahren vor den höchsten Gerichten in Rom die Anklage gegen Paulus keine Aussicht auf irgend einen Erfolg hatte. Seine Feinde in Jerusalem hatten die Sache aufgegeben und hielten dafür, daß Paulus ihrer Rache entzogen sei.

Es konnte wie ein Wunder Gottes erscheinen, daß Paulus so, ohne gegen persönlichen Widerwillen kämpfen zu müssen, in aller Freiheit den Häuptern der römischen Judenschaft das Evangelium verkündigen durfte. Er that es an einem vorher verabredeten Tage in seiner Herberge von früh morgens bis an den Abend. Er predigte ihnen Jesum aus dem Gesetze Mosis und den Propheten. Die einen ließen sich überzeugen durch seine Worte, die andern glaubten nicht. Als dadurch ein Gegeneinanderreden entstand und ein Aufbruch der einen, hielt Paulus sie zurück, um ihnen noch ein Wort im Namen des heiligen

Geistes zu verkündigen, der durch Jesajas geredet hat. Das Wort handelt von der Verstockung Israels (Jesajas 6, 9. 10). Persönlich fügt der Apostel hinzu: „so sei es euch kund gethan, daß den Heiden gesandt ist dies Heil Gottes; und sie werden's hören." Das war die Botschaft Gottes an die Judenschaft von Rom. Schweigend gehen die Juden aus einander. Sie konnten in der Herberge des Paulus unter den Augen römischer Soldaten keinen Aufruhr machen. Sie mochten an das Dekret des Kaisers Claudius denken.

Paulus hat kaum hoffen können, daß sich die Vornehmsten der Juden in Rom zu dem Evangelium anders verhalten würden, als die Juden es überall gethan hatten. Dennoch hatte ihn die Liebe zu seinem Volk auch hier wieder hoffen lassen. Anstatt der Gnade hatte er das Gericht verkündigen müssen. Aber auch dies gehörte zu den Pflichten seines Apostolats. Er mußte die Entscheidung der Synagoge hervorrufen, damit den Heiden könne das Evangelium verkündigt werden. Daß die Heiden das Heil annehmen, steht auch hier in inwendigem Zusammenhange damit, daß die Juden das Heil verwerfen. Jene Abendstunde in der Herberge des Paulus zu Rom steht zu dem weltweiten Berufe der römischen Gemeinde in engerer Beziehung, als man gemeiniglich denkt. Der Muttergemeinde des Abendlandes ist damals das Gepräge gegeben worden, welches die gesamte Völkerkirche hat. Israels Verwerfung ist der Welt Versöhnung (Röm. 11, 15).

In Banden mächtig.

Im kaiserlichen Palast auf dem palatinischen Hügel herrschte damals Nero, schon von dem Wahnsinn erfaßt, der ihn jedem göttlichen und menschlichen Gesetze Hohn sprechen ließ. Unsagbare Greuel schlichen durch die Prunkgemächer der kaiserlichen Wohnung. Der Gott der Welt wollte Nero sein. Er ließ sich den „Herren" nennen (Apostelgesch. 25, 26), was die früheren Kaiser im Bewußtsein ihrer Schranken abgelehnt hatten. Seine Unsittlichkeit und seine Eitelkeit hatten etwas Dämonisches — und Kindisches zugleich. Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten, deren die Weltgeschichte so viele aufweist, daß man gerade diesem

kindischen Menschen göttliche Ehre zu zollen anfing. Da ist es ein Wunder der göttlichen Weltleitung, eine Zeichensprache des Herrn aller Herren, der es fügte, daß in dem Soldatenlager, das sich an die kaiserlichen Paläste anlehnte, ein gefangener Diener des Weltheilandes zwei Jahre lang frei und ungehindert das Evangelium verkündigen durfte. Er empfing alle, die ihn besuchten (Apostelgeschichte 28, 30), und verkündigte das Reich Gottes und lehrte von dem Herrn Jesu. Es werden Christen gewesen sein, die zu ihm kamen. Aber auch Juden und Heiden. Seine Mietswohnung am Palatinus ward zu einer Freistatt für die wahrheitsliebenden Seelen der großen Stadt. Hier fand der entlaufene Sklave Onesimus seinen Heiland in der Unterweisung seines geistlichen Vaters Paulus (Philemon 10). Ein Geist der Freiheit und des Mutes ging von dem gefangenen Mann aus (Philipp. 1, 14), der mit der Kette an einen römischen Soldaten gebunden war. Das Gefängnis Pauli ward die Kanzel, der alle lauschten, auch die Soldaten des Prätoriums. Ja, die Fesseln seiner Unschuld waren — so unmittelbar neben der schrankenlosen Willkür und Freiheit der kaiserlichen Macht eines schuldbeladenen Mannes wie Nero — eine Kundgebung in Christo, die von allen verstanden wurde. Welcher Kontrast! Dort das Laster auf dem Throne, hier die Gerechtigkeit in Fesseln. Das mußte zur Förderung des Evangeliums geraten (Phil. 1, 12). Denn die göttliche Schwachheit ist stärker, als die Menschen in ihrer Stärke. Man verstand die Stimme des Gekreuzigten in der Stimme des gefangenen Paulus. Man erkannte die Symbolik des Kreuzes in den Fesseln des Apostels Christi. Auch unter dem Brustpanzer der römischen Soldaten und ihrer Offiziere schlug mehr denn ein Herz, das dafür ein Verständnis hatte (Phil. 1, 13). Von einer „Gefolgschaft seiner Fesseln“ redet der Apostel nach dem Grundtext (Philipper 1, 14). Die Lehrer und Evangelisten der römischen Gemeinde gelobten dem Panier des Kreuzes um der Fesseln Pauli willen neue Treue. Ohne es zu wollen, ohne ihre Versammlungen besuchen zu können, ward Paulus der belebende Mittelpunkt für die Gemeinde der Weltstadt. Die Zurückhaltung, welche er sich einer Gemeinde gegenüber aufzuerlegen gewillt war, deren Apostel im näheren Sinne er nicht war, wurde ihm durch seine Banden erleichtert. Aber sein Einfluß überflog die Schranken seines Gefängnisses und die Grenzen seines Willens. Es fehlte nicht an kleinlichem,

neidischem Parteigeist bei einzelnen, die seinen Einfluß mit scheelem Blick beobachteten (Phil. 1, 15—18). Aber das konnte nicht hindern, daß Paulus ein Mann weithin wirkenden Segens in Rom wurde — trotz seiner Bande, ja gerade um seiner Bande willen. — Sogar im kaiserlichen Palaste waren unter den Höflingen solche, die ihm und seinem Glauben zugethan wurden (Phil. 4, 22).

Neben der glänzenden Hofhaltung des Kaisers, neben dem umschmeichelten Herrscher, der niemandes Freund war, bietet das Gefängnis des Paulus ein fast trauliches Bild. Zwei seiner Freunde teilten sein Gefängnis, zu persönlichen Hilfleistungen bereit, Epaphras (Philemon 23) und Aristarchus (Kol. 4, 10). Lukas, der Arzt, war in seiner näheren Umgebung. Die Liebesbande, die den Apostel mit diesem selbstlosen Freunde verbanden, wurden immer fester (Kol. 4, 14). Timotheus stand ihm zur Seite, ein besonders wertvoller Gehilfe in den weitblickenden Beziehungen, die der Apostel mit seinen fernen Gemeinden unterhielt (Philemon 1. Kol. 1, 1. Phil. 1, 1). Tychicus war bei ihm, welchem die Ehre ward, die Briefe an die Kolosser und Epheser von Rom nach Asien zu überbringen und zugleich den Gemeinden von dem persönlichen Ergehen des Apostels Mitteilung zu machen (Eph. 6, 21. Kol. 4, 7). Er nahm den durch den Apostel für das Heil gewonnenen Sklaven Onesimus mit zu seinem Herrn, dem Philemon, in Asien (Kol. 4, 9). Auch den Neffen des Barnabas finden wir bei ihm, seinen jugendlichen Gefährten auf seiner Reise nach Cypern, den Johannes Markus (Philemon 24), der in seiner Thätigkeit mit Petrus in Rom zum Manne gereift war. Er hatte damals die Absicht, ebenfalls nach Asien zu gehen, und Paulus bittet die Gemeinden, ihn mit Vertrauen aufzunehmen und seine Autorität anzuerkennen (Kol. 4, 10). Auch Demas wird uns als ein Gehilfe des gefangenen Apostels genannt (Philemon 24). Seine Verwandten Andronicus und Junias werden noch in Rom gewesen sein (Röm. 16, 7). Wenn er sie nach dem Grundtext „berühmt bei den Aposteln nennt, so geht daraus hervor, daß ihm ihre nahe Beziehung zu den älteren Aposteln, vornehmlich wohl zu Petrus auch persönlich von Wert gewesen ist.

In dem Kaiserpalast auf dem palatinischen Hügel liefen alle Fäden der Weltherrschaft Roms zusammen. Es ist merkwürdig genug, daß St. Paulus nahe an diesem Thron der

Weltmacht den Brief an die Gemeinden Asiens schrieb, der uns unter dem Namen des Epheserbriefes bekannt ist. Wie leuchtet in diesem Briefe die heilige Majestät Christi vor unsern Augen, des Königs der Engel. Wie anders ist das unsichtbare Reich seiner Kirche, als das Reich dieser Welt. Und wie anders sind die Waffenträger Christi gerüstet, als die Waffenträger weltlicher Könige. Es mutet uns die berühmte Stelle Epheser 6, 10—17 eigentümlich an, wenn wir bedenken, daß Paulus sie mitten unter römischen Soldaten geschrieben hat, deren Bewaffnung ihm die Bilder bietet für die geistliche Waffenrüstung der Christen. — Der Epheserbrief gehört zu dem Vollendetsten, was dem Griffel Pauli entstammt. Wir merken es dem Briefe an, daß er für die Vorlesung in den Gemeinden geschrieben ist. Mit Leichtigkeit läßt er sich in einzelne, dem Sinne nach völlig geschlossene Lektionen zerlegen. Merkwürdig — auch das Buch der Offenbarung St. Johannis ward für die Vorlesung in den asiatischen Gemeinden geschrieben. Auch die Offenbarung läßt sich sehr leicht in einzelne Lektionen zerlegen. Aufmerksame Leser mögen bemerken, daß die Offenbarung sich in ihrer Meinung vielfach mit dem Epheserbriefe berührt. Es ist dieselbe Hoheit und Weite der Anschauung. Der Epheserbrief schildert das Wesen der Kirche, die Offenbarung ihre Zukunft Die Herrlichkeit der Kirche schauen wir in der Darlegung des Paulus, wie in den Visionen des Johannes, und der Kampf der Gegenwart, wie ihn Paulus schildert, ist dem Wesen nach derselbe, wie er in den Zukunftsbildern des Johannes uns entgegentritt. Mitten in der Weltstadt bewegten das Herz des Apostels die Gedanken, deren endgeschichtliche Verwirklichung Johannes auf einer einsamen Insel des Weltmeers schaute.

Ähnlichen Inhalts ist der Kolosserbrief. Paulus ist nicht selbst in Kolossä gewesen. Aber sein Schüler Epaphras war der Gründer und geistliche Pfleger der Gemeinde (Kol. 1, 7), der auch in Rom seine Kniee für die Gemeinde beugte (Kol. 4, 12). Durch ihn erfuhr der Apostel von einer eigentümlichen Anfechtung, in der die Gemeinde stand. Sie war geängstigt von der Meinung, als unterständen diejenigen Christen, die nicht der Beschneidung angehörten, noch der Macht der finstern Engel, die in der Völkerwelt ihr Wesen treiben. Diese Meinung trat an sie heran im Gewande der Philosophie (Kol. 2, 8). Durch Kasteiungen, durch Halten von Sabbathen, also durch das Schatten-

werk des Gesetzes suchte man in das Reich des Lichtes und der Geister Gottes einzudringen, verführt von Menschen, die ihr kopfhängerisches Wesen für Demut ausgaben, die sich auf erträumte Visionen beriefen, die fleischlich waren im Gewande der Geistlichkeit (Kol. 2, 18). Solche ängstigten durch ihre Geistestreiberei die Gemeinde (Kol. 2, 21). Mit echter Geistesmacht der Wahrheit weist St. Paulus die Angefochtenen auf Christus, „in dem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnet" (2, 9). Wer Christum hat, was sollte dem fehlen? „Ihr seid vollkommen in ihm, welcher ist das Haupt aller Fürstentümer und Obrigkeit," schreibt der Apostel (2, 10). Was will die lose Philosophie menschlicher Träume bedeuten gegen die lebendigen Anschauungen der alles durchdringenden und beherrschenden und die Seinen errettenden Majestät des Erlösers? Es ist der Geist eines Sehers, mit dem Paulus diese Majestät vor unsern Augen entfaltet. Und was wollen die ärmlichen Vorschriften für heiliges Leben, wie sie von den Verführern ausgingen, besagen gegen die alles beherrschenden evangelischen Kräfte eines Lebens, das verborgen ist mit Christo in Gott (3, 3). Das geistliche Leben ist evangelisch, nicht gesetzlich.

Im Kolosserbriefe wird der entlaufene Sklave Onesimus erwähnt (4, 9), den der Apostel zu seinem Herrn zurücksendete. Das Begleitschreiben an Philemon ist nach Form und Inhalt vielleicht der köstlichste Privatbrief, den uns das gesamte Altertum überliefert hat. Die Feinheit der Sprache ebenso wie die Zartheit und der Adel der Denkweise bei dem großen Apostel tritt uns wie in einem Miniaturbilde entgegen. Der große Mann wandte nicht nur auf Großes, sondern auch auf scheinbar Kleines die ganze Inbrunst seines Geistes.

Der Prozeß.

Als Lukas die Schrift schloß, die uns unter dem Namen der Apostelgeschichte bekannt ist, hatte die Gefangenschaft des Paulus in Rom bereits zwei Jahre gedauert (28, 30), vom Frühling des Jahres 61 bis zum Frühling des Jahres 63. So lange war der Prozeß des Apostels verschleppt worden. Man weist darauf hin, daß das auch in andern Fällen geschehen

sei. Jedoch nie, ohne daß man einen besonderen Grund zu der Verschleppung hatte. Im allgemeinen arbeitete die römische Justiz ziemlich rasch. Und welchen Grund sollte man gehabt haben, den Prozeß des Apostels hinauszuziehen. Aber es lag für die römischen Richter eine eigentümliche Schwierigkeit vor, die sie hinderte, die Klage gegen den Apostel zur Verhandlung zu bringen. Es fehlte der Kläger. Festus hatte es für selbstverständlich erachtet, daß der hohe Rat die Klage gegen den Apostel in Rom werde vertreten lassen. Paulus selbst hatte gemeint, daß seine Kläger schon vor ihm in Rom würden eingetroffen sein. Das war nicht geschehen. Und man wartete auch weiterhin vergeblich auf sie. Es ist leicht begreiflich, daß der hohe Rat sich auf eine so weit ausgesponnene Sache, als die Anklage des Apostels in Rom werden mußte, nicht einlassen wollte. Im besten Falle konnten die Juden nichts gewinnen, als die Befriedigung ihrer persönlichen Rachsucht. Aber sie mußten auch fürchten, daß manches zur Sprache käme, was ihnen Schwierigkeiten bereiten konnte. Die Spannung zwischen Rom und Jerusalem war ohnehin stark genug. Gerade damals spielte ein anderweites Zerwürfnis zwischen Festus und dem hohen Rat. Die Klage wurde nicht erhoben, und Paulus war ein Gefangner ohne Ankläger. Darum durfte er in einer Mietswohnung in der Nähe des Prätoriums wohnen. Er trug die Kosten seines Aufenthalts selbst. Eine Unterstützung, die ihm in dieser Zeit von Philippi zu teil ward, war ihm sehr willkommen (Phil. 4, 14—18).

Man wird auf die Ankläger des Apostels gewartet haben. Da sie nicht kamen, mag eine Aufforderung nach Jerusalem gerichtet worden sein, die Anklage zu erheben. Auch dies hatte keinen Erfolg — und so blieb die Angelegenheit schwebend. Der Apostel aber zweifelt nicht daran, daß er frei kommen würde (Ephes. 6, 22. Philemon 22). Weil keine wirkliche Anklage gegen ihn vorlag, mußte sich seine Sache nach der Stimmung entscheiden, die in den einflußreichen Kreisen für ihn oder gegen ihn vorhanden war. Und diese Stimmung war überaus günstig. Der praefectus praetorio, der Befehlshaber der kaiserlichen Garden, dem Paulus von Julius übergeben worden war, war Burrus, ein billig denkender, charaktervoller Mann, für den Kaiser Nero der beste und einflußreichste Berater. Daß er Paulus freundlich gesinnt war, läßt sich aus

allem vermuten, was wir aus jener Zeit wissen. Ohne die Erlaubnis des Burrus wäre dem Apostel die Freiheit, in Banden zu predigen, nicht geworden. Es mag ihm auch an andern einflußreichen Freunden nicht gefehlt haben. Er grüßt im Römerbrief (16, 11) die Christen aus dem Hause des Narcissus. Narcissus aber war ein Günstling des Nero. Wenn er im Philipperbriefe die Heiligen vom Hofe des Kaisers nennt (4, 22) und in ihrem Namen grüßt, so erhalten wir den Eindruck, daß es ihm in den Hofkreisen an mächtigen Fürsprechern nicht fehlte. — Die Apostelgeschichte des Lukas war geeignet, in den vornehmen Kreisen Roms ein günstiges Vorurteil für den rätselhaften Gefangnen und seine heilige Lehre zu erwecken. Sie ist dem Theophilus gewidmet, wie das Evangelium, und bildet den zweiten Teil einer Apologie, die Thatsachen reden läßt, mächtig genug, um alle Angriffe gegen Christum und seine Apostel als Werke der Finsternis und Bosheit erkennen zu lassen. Als ein Reich nicht von dieser Welt tritt uns die Kirche in ihrem Ursprung und in ihrer Entwicklung entgegen. Nüchtern und einfach ist die Darstellung und hat das unverkennbare Kolorit einer durchaus sachlichen und streng historischen Behandlung der Dinge. Lukas hat nicht alles geschrieben, was er wußte. Aber was er schrieb, dient dazu, das göttliche und menschliche Recht der Kirche zu erweisen. Geflissentlich werden die Berührungen des Apostels mit den römischen Behörden geschildert und die Vorgänge in Jerusalem und Cäsarea, welche zu seiner Überantwortung nach Rom geführt hatten. Die Schrift des Lukas mußte auf vorurteilsfreie und billig denkende Römer den günstigsten Eindruck machen. Daß ihm bei ihrer Abfassung sogar amtliche Quellen zu Gebote gestanden haben, dürfen wir aus der wörtlichen Wiedergabe des Briefes schließen, den Claudius Lysias an Felix schrieb (23, 26—30). So mögen wir der Schrift des Lukas immerhin einen Anteil zuschreiben an der Befreiung des Apostels aus seinem römischen Gefängnis.

Indes trat gegen das Ende seiner Gefangenschaft eine Verschlechterung seiner Aussichten ein. Dieser Stand der Dinge spiegelt sich in dem Briefe, den Paulus um diese Zeit an die Gemeinde in Philippi schrieb. Hier spricht er von der Möglichkeit seines Todes (1, 20—23). Heilige Sterbelust bewegt sein Gemüt. Und „wenn ich auch mein Blut vergießen soll zu Opfer und Weihe eures Glaubens,“ schreibt er 2, 17, „so freue ich

mich, freue mich mit euch insgesamt. Und eben darüber sollt auch ihr euch freuen und mit mir freuen." Die Auferstehung von den Toten tritt als Ziel der Sehnsucht vor seine Seele (3, 11). — Burrus war gestorben und ein völlig gewissenloser Mann an seine Stelle getreten. Der Kaiser aber war ganz in den Händen eines entsetzlichen Weibes, der Poppäa. Er hatte sie damals zu seiner Gemahlin erhoben und ließ ihr göttliche Ehren erweisen. Sie hielt sich zur jüdischen Synagoge, und ränkesüchtige Juden haben mehr als einmal durch sie erreicht, was sie erreichen wollten. Wie, wenn Christo feindliche Juden sich der Kaiserin bedienten, um den Apostel zu verderben? Paulus wußte in dieser Zeit, daß, wenn seine Sache vor dem Kaiser selbst zur Verhandlung käme, sein Leben verwirkt sei. — Dennoch spricht er die Zuversicht in Gott aus auf eine baldige Befreiung. Er schreibt (1, 23—25): „ich schwebe zwischen den zwei Dingen: ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein; ist es doch der bessere Teil weitaus; aber im Fleisch bleiben mag dringender sein um euretwillen, und in diesem Glauben denke ich, daß ich bleiben werde, und bei euch allen noch weilen, für euch zu Gewinn und Freude des Glaubens." Als er den Brief schrieb, sollte eben die Entscheidung über sein Geschick fallen (2, 23). Er will den Timotheus zu ihnen senden, sobald er erfahren hat, wie es um ihn steht, sobald er in seiner eignen Sache wird klar sehen können. Es ist da ein Ausdruck gebraucht, der die Hoffnung enthält, daß ihn Gott „ausführen werde in den Raum," wie die Psalmisten singen. Fügt er doch auch hinzu (2, 24): „ich vertraue aber in dem Herrn, daß auch ich selbst schier kommen werde."

Die Entscheidung fiel zu seinen Gunsten. Er ist wirklich frei gekommen — im Sommer des Jahres 63. Es mag ihm aber der weitere Aufenthalt in Rom untersagt worden sein. Wir wissen, daß er die Absicht hatte, nach Spanien westwärts weiter zu ziehen (Röm. 15, 24). Er schob die Ausführung dieser Absicht hinaus. Seine Sehnsucht stand darnach, seine Gemeinden im Osten vorher noch einmal zu besuchen.

Eine Mahnung an die Heiligen zu Jerusalem.

Wie sehr sich der Apostel in seinem römischen Gefängnis mit den Gemeinden des Morgenlandes im Geist beschäftigt hatte, wie er unablässig im Gebet für sie rang, wissen wir aus seinen Briefen. Keine der Gemeinden aber, mit denen sich der Geist des Apostels fürsorgend und fürbittend beschäftigte, stand in so schweren Anfechtungen, als die Gemeinde in Jerusalem, an die der Brief an die Hebräer vornehmlich gerichtet ist — an sie vornehmlich; denn im weiteren Sinne redet der Brief die jüdische Christenheit des heiligen Landes an, die mit der Gemeinde in Jerusalem eins war in dem Hangen am alttestamentlichen Gesetz. Der geistliche Mittelpunkt dieser jüdischen Kirche war Jakobus gewesen. So lange er lebte, war in seiner geweihten Persönlichkeit der Gegensatz zwischen dem alten und neuen Bunde nieder gehalten. Gesetz und Evangelium schien in eines verschmolzen. Er besaß das Vertrauen auch der pharisäisch gesinnten Judenschaft. Noch hatte man in der Gemeinde zu Jerusalem die Hoffnung auf die Bekehrung Israels nicht aufgegeben. Kein Gebet wurde in Jerusalem so inbrünstig und so unablässig vor den Herrn gebracht, als die Fürbitte für Israel. Jakobus selbst war der inbrünstigste und unablässigste Beter für das Heil seines Volkes. Die jüdischen Christen des heiligen Landes waren, weil sie Eiferer für das Gesetz der Väter blieben, wohlgelitten und geduldet. Die Teilnahme am Tempeldienst war ihnen unbenommen. Da änderte sich die Stimmung gegen die christliche Gemeinde. Die Sadducäer hatten längst die Oberhand im hohen Rat gewonnen. Ihnen war Jakobus ein Dorn ihm Auge. Als Festus gestorben und sein Nachfolger noch nicht angekommen war, wurden einige der vornehmsten christlichen Lehrer gesteinigt — und zwar nicht im Tumult, sondern nach einem Beschluß des Synedriums. Auch Jakobus erlitt am Passahfest des Jahres 62 das Martyrium. Nachdem er bezeugt hatte, daß Jesus sitze zur Rechten der Kraft und kommen werde in den Wolken des Himmels, starb er betend — von dem Holz eines Walkers getroffen. Der Hebräerbrief sagt von diesen Blutzeugen der Wahrheit (13, 7): „gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach."

So war der Gerechte weggerafft vor dem Unheil. Schwerlich ist je der Tod eines Hirten so schmerzlich empfunden worden, als der des „gerechten" Jakobus. Man konnte sich lange nicht entschließen, an seiner statt einen andern Bischof zu wählen. „Lehrer" wachten über die Seelen der Gemeinde. Sie thaten es oft „mit Seufzen," weil auf sie jenes rückhaltlose Vertrauen nicht überging, das Jakobus genossen hatte (13, 17). Und doch bedurfte die Gemeinde mehr denn je einer kräftigen Hand, die ihr Steuer lenkte. Durfte der hohe Rat sich auch nicht am Leben der Christen vergreifen, seit Longinus, der neue Statthalter, im Lande war, so wurde eine Maßregel vom Synedrium ergriffen, die die Christen in ihren tiefsten Empfindungen auf das schmerzlichste traf. Es wurde der große Bann über sie verhängt. Sie wurden vom Tempel ausgeschlossen und damit aus der Religionsgemeinschaft ihres Volkes. Das hatte für sie tausend Schwierigkeiten im täglichen Leben zur Folge. Zwar jene Zeit der eigentlichen Verfolgung war vorüber, da sie in Abwesenheit eines römischen Statthalters „durch Schmach und Trübsal ein Schauspiel wurden," da man Christen band und ihrer Güter beraubte. Damals war ihr Glaube hell aufgeleuchtet, wie ihre Liebe und ihre Hoffnung auf eine zukünftige Welt (10, 32—34). Aber die Tage jener aufflammenden Begeisterung waren vorüber. Unter dem täglichen Druck ihrer Lage hatte sich eine bleierne Mattigkeit ihrer bemächtigt (12, 1). Gedanken an Rückkehr zur Religion der Väter gingen in der Gemeinde um. Eine Rückkehr zum Tempel war für sie nicht möglich ohne „Lästerung des Sohnes Gottes" (6, 6). In tiefem Ernst warnt der Hebräerbrief vor solcher Melancholie des Verzagens (6, 4—9). Es fehlt auch die Andeutung nicht, daß des Landes und des Volkes, um deswillen sie ihr Heil in Christo verscherzen würden, das Feuer des Gerichtes wartet (6, 8). — Es gilt nicht rückwärts zu schauen, sondern vorwärts und aufwärts. Es scheint in der Gemeinde die Meinung mächtig gewesen zu sein, als müsse man zu der Anfangszeit der Verkündigung Christi zurückkehren, da er ein Prophet war, mächtig vor Gott und allem Volk (6, 1). Die Bergpredigt des Herrn war durch das Evangelium des Matthäus in Jerusalem bekannt. Sie lehrte „die Buße von toten Werken und den Glauben an Gott" (6, 1). Daran, meinte man, könne man genug haben. Begnügte man sich damit, so war die Scheidung von Israel nicht nötig. Auch der christlichen Taufe und

der Handauflegung ließ sich eine Deutung geben, die die gesetzesstrengen Juden nicht befremdete. Und in der Lehre von der Toten Auferstehung und vom zukünftigen Gericht war man ohnehin mit den Pharisäern einig. — Die Ebioniten der späteren Zeit, die Erben der geistesarmen Strömung, die in der Versuchungszeit, von der wir reden, die Gemeinde zu Jerusalem um ihr Heil zu bringen drohte, haben sich wirklich mit den Stücken begnügt, die der Hebräerbrief 6, 1—2 nennt. Sie haben Jesum für einen großen Propheten gehalten und seine Bergpredigt für den ausschließlichen Inhalt seiner Prophetie. Seine Gottheit und sein ewiges Hohepriestertum haben sie geleugnet. Der Hebräerbrief nennt solche Stücke die Elemente der Offenbarung, Milch für Kinder, nicht starke Speise (5, 12). „Lasset uns zur Vollkommenheit fahren," lautet seine Mahnung (6, 1). Die Vollkommenheit ist die Erkenntnis des Hohenpriestertums Jesu. Am Kreuze scheiden sich die Wege des Israel nach dem Fleisch und des Israel Gottes. Wir können in der ganzen heiligen Schrift wenig so ergreifendes lesen, als die Darstellung des ewigen Hohenpriestertums Christi im Hebräerbrief. Wir treten bis an die Pforten des himmlischen Heiligtums, vor dessen Lichtschein die Schatten des irdischen Heiligtums schwinden. Das ist eben die Erkenntnis, zu welcher der Brief die Hebräer führen will, daß das levitische Priestertum durch das Priestertum Christi hinfällig geworden ist. Das Gesetz ist damit aufgehoben (7, 18), daß der wahre Hohepriester von Judas Stamm entsproßt ist (7, 14). Mit welcher Zartheit und weisen Schonung der Brief den Satz von der Aufhebung des Gesetzes vorbereitet und aus dem Gesetze selbst erweist, das giebt sich nur für denjenigen völlig zu empfinden, der den Hebräerbrief wieder und wieder im Grundtext liest. — So war denn für die gesetzestreuen Gemeinden der Satz ausgesprochen, daß das Gesetz nach seinem Buchstaben nur zeitlich Bedeutung gehabt habe, daß die Ökonomie des alten Bundes nicht für die Ewigkeit gelte. Es mußte dies ausgesprochen werden, wenn die christliche Kirche des heiligen Landes nicht mit dem Volk des Gesetzes zu Grunde gehen sollte. —

Nur wenige Jahre noch waren bis zum Ausbruch des jüdischen Krieges. Eine Jahrwoche noch — und Jerusalem mit seinem Tempel lag in Trümmern. Wenn die Gemeinde zu Jerusalem nicht die entsetzlichen Geschicke eines untergehenden

Geschlechtes teilen wollte, so mußte sie die dem Untergange geweihte Stadt und ihr dem Gericht verfallnes Volk verlassen. Wir wissen, daß das geschehen ist, daß also die Ermahnungen des Hebräerbriefs nicht vergeblich gewesen sind. Wenn sie Jerusalem verlassen werden, so werden sie thun, was Jesus vor ihnen that, der gelitten hat „außen vor dem Thor.“ Nicht im Tempel der heiligen Stadt, sondern auf der Stätte der Schmach steht der Altar ihres Heils. Gar ernst klingen die Worte: „so lasset uns nun zu ihm hinaus gehen außer dem Lager und seine Schmach tragen“ (13, 12. 13).

Was suchen sie, wenn sie ihre irdische Heimatsstadt um Christi willen verlassen? — Sie suchen eine zukünftige Stadt (13, 14) und sind dabei auf den Wegen ihrer gläubigen Väter. Was ist der Glaube anders als ein Treten auf unsichtbare Gründe und eine inwendige Überzeugung von dem Zukünftigen? (11, 1). Es ist ihnen zu Mute, als stünden sie vor einem gähnenden „Nichts,“ wenn sie die Stadt der Hoffnung Israels verlassen müssen. Aber Gott wird aus diesem angstvollen „Nichts“ eine selige Welt zukünftigen Heils erschaffen (11, 3). Des mögen sie im Glauben schon jetzt inne werden. Das Lobopfer ihres Bekenntnisses zu dem gekreuzigten Jesus (13, 15) ist ein Gott wohlgefälliges Opfer, wie das Opfer Abels, während sich Gott von den Opfern des alten Bundes abgewendet hat, wie von Kains Opfer (11, 4). Wie Henoch weggenommen ward, so werden sie weggenommen werden, weil sie Gott gefallen (11, 5), und werden durch ihren Weggang Verkündiger des Gerichtes sein. Ein dem Gericht verfallenes Geschlecht mögen sie verlassen, wie Noah that (11, 7). Es darf ihnen nicht bange sein vor den Fluten, die sie umrauschen werden. Von ihrer Freundschaft mögen sie ausziehen, wie Abraham (11, 8). Auch sie wissen nicht, wohin sie kommen werden. Aber eine Stadt wartet ihrer, die einen Grund hat, nicht wie die, die bis in den Grund zerstört werden soll (11, 10). Sie werden weder Stadt noch Volk verlieren, wenn sie ausziehen. Wie Abraham dachte, da er Isaak opfern sollte: Gott kann auch von den Toten erwecken (11, 19), so mögen sie an die Weissagung des Ezechiel (Kap. 37) denken. Nicht nur für den Jakob hatte Isaak einen Segen, sondern auch für Esau (11, 20). So mag Gott einen Segen der Zukunft haben auch für das abtrünnige Israel. Verließ nicht Moses einen Königshof, um die Schmach Christi zu suchen?

Zog er nicht aus Ägypten mit dem Volk? (11, 23—29). Sollte nicht auch ihnen das Rote Meer Platz vergönnen? Sollte Unmögliches nicht möglich sein bei Gott? (11, 30). Hat nicht Gott je und je das Verachtete erwählt? (11, 31). Sind nicht alle Heiligen Gottes durch Kreuz und Elend gegangen im Glauben? (11, 32—39). Die Kreuzträger des alten Bundes warten auf die Kreuzträger des neuen Bundes (11, 40). Möchten sie nicht vergeblich warten (12, 1).

Um die Tragweite der Darlegungen des Hebräerbriefes zu ermessen, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß durch den Untergang der heiligen Stadt auch die Judenchristen in der Zerstreuung ihre natürliche Heimat, den geliebten Mittelpunkt ihres Volkes verloren. Es war nichts geringes für sie, das Heiligtum des Tempels und mit ihm die heilige Geschichte des alten Bundes in Trümmer sinken zu sehen. Das Volk der Wahl ging unter. War das nicht eine Versuchungsstunde für alle Gläubigen aus Israel? Der Brief wappnet seine Leser für diese Stunde mit dem heiligen Mute des Glaubens. Die aber, die ihn schrieben, schließen sich zusammen mit denen, die ihn lesen sollen, als die das gleiche Leid erdulden und an der gleichen Hoffnung sich aufrichten.

Soll der alte Bund seine Sterbestunde erleben, und rüstet man sich für dieses Sterben, so mag man die Herrlichkeit des neuen Bundes bedenken und sich ihrer getrösten. Welche leuchtenden Bilder neutestamentlicher Herrlichkeit ziehen in dem Brief an uns vorüber. Der alte Bund ward ausgerichtet durch der Engel Geschäfte, der neue Bund durch den Sohn (1, 2). Was ist Moses gegen Christus, den Herzog zum Sabbath der Zukunft? (4, 3). Was ist der irdische vergängliche Opferdienst gegen sein Opfer, durch welches „er in Ewigkeit vollendet hat, die geheiligt werden?" (10, 14). Was ist der Berg Sinai gegen die Herrlichkeit der unsichtbaren Höhen und Weiten? (12, 18—24). Was wollen zeitliche Wandlungen bedeuten gegenüber der Aufrichtung eines „unbeweglichen Reiches?" (12, 25—29). —

Wer hat diesen wunderbaren Brief geschrieben? Die Überlieferung des Morgenlandes nennt den Paulus als Verfasser. Das Abendland hat später diese Überlieferung angenommen. Und in der That mag man kaum den Mut haben, zu bezweifeln, daß Paulus zum mindesten einen wesentlichen Anteil an der Verfassung dieses Sendschreibens hat, das in seiner Weise eine noch

großartigere Konzeption ist als der Römerbrief. Einzelne Ausführungen sind erkennbar paulinisch. Niemand als Paulus kann die Stelle inspiriert haben, die von dem Kampf des Herrn in Gethsemane handelt (5, 7—9). Niemand als er, der entrückt war bis in den dritten Himmel, und der im Paradiese unaussprechliche Worte hörte, konnte den Mut haben, eine Stelle zu schreiben wie Hebr. 12, 22—24. Nur Paulus hatte eine Anschauung vom himmlischen Heiligtum. Wer hätte sonst darüber so zu reden gewagt, wie es in dem Briefe geschieht?

Dennoch äußerten schon Theologen der alten Kirche Bedenken gegen die paulinische Abfassung des Briefes. Zwar die Sprache, obwohl im ganzen fließender und volltönender als die Sprache St. Pauli in seinen übrigen Briefen, erinnert in einzelnen Ausdrücken augenfällig an die Ausdrucksweise des großen Apostels. Aber bei manchen Stellen ist es uns, als müßten wir auf eine andere Hand und einen andern Geist schließen. So großartig in seinem Gedankengange das elfte Kapitel ist, so ist doch eine derartige Zusammenreihung von Beispielen sonst dem Apostel fremd. Die bis in das einzelnste durchgeführte Vergleichung des levitischen Priestertums mit dem Priestertum Christi läßt einen anderen Verfasser vermuten. Paulus pflegt sonst seine Vergleichungen nie bis in die Einzelzüge auszuführen. Und ersieht man nicht aus 2, 3 klar und deutlich, daß solche den Griffel geführt haben, die nicht von Christus selbst ihre Unterweisung empfangen haben? Sollten mehrere an der Abfassung beteiligt gewesen sein? Tertullian, der für seine Behauptungen überall sachlichen Grund hat, nennt den Barnabas als Verfasser. Sollte die Ausführung über das levitische Priestertum von diesem Leviten aus Cypern stammen? Sollte dieser Trostbrief (13, 22) wenigstens teilweise von diesem „Sohn des Trostes" (Apostelgesch. 4, 36) verfaßt sein? Daß er damals herbeigeeilt wäre, um mit Paulus, seinem alten Gefährten, über das zukünftige Geschick Jerusalems zu sprechen und die Lage der Gemeinde zu bedenken, wird niemand für ausgeschlossen achten dürfen. — Das elfte Kapitel erinnert an die Weise des Clemens Romanus, der auch in seinem Brief an die Korinther Beispiel an Beispiel reihte. Daß er während der Abfassung des Briefes sich im Gefolge des Paulus befand, ist ohnehin wahrscheinlich, da sein Brief an die Korinther unverkennbare Anklänge an die Ausdrücke des Hebräerbriefes enthält. Er wird unter denen sein, von denen Paulus grüßt: „es grüßen euch die Brüder aus

Italien“ (13, 24). Clemens Romanus stand dem Petrus vielleicht noch näher als dem Paulus. So ist es begreiflich, daß das Geschick der palästinensischen Gemeinden ihm am Herzen lag. Waren doch auch sonst nahe Beziehungen zwischen Jerusalem und Rom. — Sind diese beiden, sind vielleicht noch andere, etwa Apollos, an der Abfassung des Briefes beteiligt gewesen, so hat doch das Ganze eine einheitliche Überarbeitung erfahren. Wir kennen die sprachliche Gewandtheit des Lukas aus seinem Evangelium und namentlich aus dem zweiten Theil der Apostelgeschichte. Er mag der Griffel des Schreibers gewesen sein, während der Entwurf des Ganzen und die Wurzel der einzelnen Gedanken ohne Zweifel dem schöpferischen Geiste des Paulus entstammen. Brüderliche Besprechungen, deren Leiter Paulus war, sind der Ursprung eines Briefes, in welchem sich nicht die Gedanken eines Einzelnen nur aussprechen, sondern die Gedanken aller, die das Israel Gottes lieb haben, und die sich mühen, den Heiligen in Jerusalem in der schwersten Anfechtung beizustehen, welche je über eine Gemeinde ergangen ist.

Der Schluß des Briefes aber vom 19. Verse des 13. Kapitels an gehört dem Paulus allein. Nur so ist der plötzliche Übergang aus dem „wir“ in das „ich“ zu erklären. Vers 22 ist die apostolische Sanktion für den Brief. Man könnte die Worte etwa so wiedergeben: „ich ermahne euch aber, Brüder, nehmt das Wort der Ermahnung an: dazu sende ich den Brief mit einigen wenigen bestätigenden Worten.“ Also Paulus hat sich zu dem Inhalt des Briefes bekannt, und die segnenden Worte im 20. und 21. Verse sind von seiner eignen Hand geschrieben. In diesen Worten verwendet der Apostel die alttestamentlichen Stellen Jesajas 63, 11 und Sacharja 9, 11 in der nur ihm eigenen geistesmächtigen Weise. Man meint, daß es scheine, als sei dem Verfasser des Hebräerbriefes nicht der hebräische Grundtext, sondern nur die Übersetzung der Septuaginta bekannt gewesen. Der aber die Worte in 13, 20. 21 schrieb, kannte auch den hebräischen Grundtext neben der Septuaginta. Er erinnert die Hebräer daran, daß Mose seine Herde durch Gottes Macht aus dem Meer herausführte als aus dem sichern Tode, und spricht die Gewißheit aus, daß ihnen Gott in Jesu um des Blutes eines ewigen Testaments willen eine ähnliche Rettung werde zu teil werden lassen. So läßt er den Grundgedanken des Briefes ausklingen und in die Ermahnung auslaufen, sich dem Willen

Gottes zu ergeben, auch wenn er sie ausführte aus Jerusalem, das ein Ägypten geworden ist, und über das die Fluten des Verderbens brausen werden.

Die letzten Reisen.

Die um Paulus Versammelten, die an der Abfassung des Hebräerbriefes beteiligt waren, schlossen ihr Schreiben mit der Bitte: „betet für uns“ (13, 18). Paulus selbst aber fügt hinzu: „ich ermahne euch, dies in besonderem Maße auch darum zu thun, damit ich euch rasch wiedergegeben werden möge.“ Er hatte also den Wunsch, in dieser schweren Zeit den Heiligen in Jerusalem persönlich nahe zu sein. Er mochte sich für seinen Heimgang, vielleicht für sein Martyrium, keinen erwünschteren Ort denken können, als die Stadt, wo Stephanus gesteinigt ward, und wo der Heiland am Kreuze gestorben war. Seine brennende Liebe für das Israel Gottes ist uns bekannt. Doch spricht er die Absicht, zu kommen, nicht bedingungslos aus. Er macht sein Kommen abhängig von ihrem Gebet, das heißt: von ihrem Wunsche. Denn nur, wenn sie wünschen, daß er komme, werden sie es von Gott erbitten.

Bei seiner Reise nach dem Morgenlande war also für die Gedanken des Apostels Jerusalem das letzte und vornehmste Ziel. Er stellte es Gott anheim, ob er ihn noch einmal dahin führen wollte. Vorher hatte er die Absicht, nach Philippi zu gehen (Phil. 2, 24). Dorthin hat er den Timotheus gesendet. Seine Rückkehr erwartet er, wie es scheint, mit Sehnsucht. Er möchte seine Reise nicht antreten, ehe er kommt. Timotheus war durch irgend einen Umstand in Philippi festgehalten worden. Es scheint fast, als sei er dort in Gefangenschaft geraten (Hebr. 13, 23). Daß ihn der Apostel noch gesehen, ehe er seine Reise nach Macedonien antrat, geht aus 1. Tim. 1, 3 hervor. Er hat ihn nach Ephesus gesandt, um dort zu bleiben. Denn die Zustände in Ephesus erforderten wenn nicht den Apostel selbst, so doch einen apostolischen Legaten. Später wollte der Apostel wieder mit ihm zusammentreffen, damit er ihn auf seiner Reise nach Jerusalem begleite.

Der Hebräerbrief ist also in einer Hafenstadt geschrieben, in

der der Apostel auf den von Philippi kommenden Timotheus wartete. Da er nach Macedonien reisen wollte, und da er einen von dort Kommenden erwartete, so ist es am wahrscheinlichsten, daß er sich mit seinen Freunden aus Rom, die ihn begleitet hatten (Hebr. 13, 24), in dem an der Ostküste Italiens liegenden Brundisium befand, dem heutigen Brindisi. Es ist etwas Ergreifendes, sich den alternden Apostel vorzustellen, wie der Blick seiner Sehnsucht auf den kommenden und gehenden Schiffen ruht. Die Jugendkraft seiner Liebe hatte ihn noch nicht verlassen. Nie haben größere Sorgen heiliger eines Menschen Herz bewegt, als das seine. In die bangste seiner Sorgen läßt uns der Hebräerbrief einen tiefen Einblick thun.

Die Seereise von Brundisium nach einem der Hafenplätze an der Küste von Illyrien wird nicht allzulange Zeit in Anspruch genommen haben. Jedenfalls noch vor Einbruch des Winters mußte der Apostel die große Straße ziehen, die die Balkanhalbinsel von Westen noch Osten durchschneidet. Die Straße führt durch einen tiefen Einschnitt im Gebirge. Mächtige Felsenzinnen stehen zu beiden Seiten der Hochstraße. In der herbstlichen Jahreszeit mag die Reise nicht ohne Beschwerden gewesen sein. Aber in Thessalonich empfing den Apostel die warme Liebe der Christen, und in Philippi konnte er eine wohlthuende Rast halten und den Frühling erwarten. Vielleicht hat er das Osterfest des Jahres 64 wieder in Philippi gefeiert. Von da ging er nach Troas hinüber. Da die wärmere Jahreszeit eintrat, ließ er dort bei Carpus seinen Mantel, und weil er eilig reisen wollte, auch seine Bücher und etliche Pergamente (2. Tim. 4, 13). Ebenso als auf einer früheren Jerusalemreise hat er Milet berührt (2. Tim. 4, 20), ohne nach Ephesus zu gehen. Vielleicht erreichte ihn in Milet die Nachricht, daß man es in Jerusalem nicht für ratsam hielt, daß er käme. Die Leidenschaften waren jetzt dort auf das höchste gespannt. Mit schwerem Herzen wird der Apostel diesen Gedanken aufgegeben haben. Er ging, ohne den Timotheus zu sehen, mit Titus nach Kreta (Titus 1, 5), nicht um dort eine Gemeinde zu gründen, sondern um die vorhandenen Christen unter eine Gemeindeordnung zu fassen. Vielleicht hatte ihn sein kurzer Aufenthalt in dem kretischen Hafen bei Lasäa (Apostelgesch. 27, 8) auf seiner Romreise in Berührung mit kretischen Christen gebracht und hatte ihm den Wunsch nahe gelegt, diese versprengten Häuflein zu sammeln. Lange hat sein

Aufenthalt auf Kreta nicht gedauert. Er ließ den Titus mit dem Auftrag zurück, das von ihm angefangene Werk zu vollenden. Er selbst ging nach Korinth. Das dürfen wir aus 2. Tim. 4, 20 schließen. Wenn er den Erastus in Korinth ließ, so kann das nur damals geschehen sein, als er im Herbst 64 Korinth verließ, um in Nikopolis zu überwintern (Titus 3, 12). Ist unsre Vermutung richtig, so wird der erste Brief an Timotheus im Sommer 64 von Korinth aus geschrieben sein. Paulus hatte damals die Absicht, in Bälde nach Ephesus zu kommen (1. Tim. 3, 14). Diese Absicht ist nicht verwirklicht worden. Es ist dabei verblieben, was der Geist der Weissagung aus ihm sprach, als er sich von den ephesinischen Ältesten verabschiedete. Sie haben sein Angesicht nicht wieder gesehen (Apostelgesch. 20, 25). Wir begreifen es, daß er die Absicht aufgab, wenn wir einen Blick auf die Zeitverhältnisse werfen. Im Juli 64 war jener ungeheure Brand in Rom, der seinesgleichen in der Geschichte der Weltstadt nicht gehabt hat. Die Volksstimme nannte den Nero den Anstifter des Brandes. Da diese Stimme durch kein Mittel sich wollte zum Schweigen bringen lassen, gab sich der Kaiser den Anschein, als ob er die Christen für die Schuldigen hielte. Die Unschuldigen starben wie die Schlachtschafe, von Hunden zerrissen oder ans Kreuz genagelt oder auch mit Pech überzogen, in den kaiserlichen Gärten an Pfähle gebunden und zur Nachtzeit als Fackeln brennend. So groß waren die Greuelthaten, daß sich das Mitleid des Volkes in Rom für die Unschuldigen regte, und Nero um des Volkes willen die Verfolgung einstellen mußte, die er um des Volkes willen begonnen. Die Stimmung gegen die Christen, die in dieser Verfolgung zum Ausdruck kam, schlug ihre Wellen weithin durch das römische Reich. Das sehen wir aus dem ersten Briefe St. Petri. Er schrieb ihn zum Trost und zur Ermutigung der Gemeinden gegen das Dräuen der feindlichen Welt. Paulus konnte in der That Bedenken tragen, unter diesen Umständen nach Ephesus zu gehen. Sein Kommen hätte vielleicht die Volksleidenschaften gegen die Christen entfesselt. Oder ist er gar von Asien aus gebeten worden, nicht zu kommen? Das hätte ihn tief schmerzen müssen. Aber es klingt wehmütig genug, was er zwei Jahre später aus Rom an Timotheus schreibt (II. 1, 15): „Das weißt du, daß sich von mir abgewandt haben alle, die in Asien sind, unter welchen ist Phygellus und Hermogenes.“ Es blieb dem großen Apostel

nicht erspart, das Abendrot seines apostolischen Lebens zu sehen. Daß seine Kraft müder geworden war, zeigen die Briefe an Timotheus und der an Titus. Wir vermissen nicht das Aufleuchten seiner früheren Geisteskraft. Aber der Fluß seiner Gedanken ist langsamer. Das Bestreben tritt namentlich im ersten Briefe an Timotheus hervor, sein Werk von seiner Person zu lösen, und den Fortbestand der Kirche auch nach seinem Heimgang zu sichern. Die Anweisungen, die er für die Führung und Gestaltung der geistlichen Ämter giebt, sind uns ein köstliches Vermächtnis. Wer das Recht der Volkskirche erweisen wollte, der müßte es aus dem ersten Timotheusbriefe thun. Das: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen" (2, 4) weiht die Kirche zu einer Erzieherin der Völker.

Noch mehr tritt es uns im Titusbrief entgegen, daß der Apostel die zukünftige Arbeit der Kirche in der langsamen Umgestaltung des sittlichen Standes der Völker sieht. Die Kreter waren ein sittlich heruntergekommenes Volk. Der Apostel weist seine Legaten an, die Geduldsarbeit einer sittlichen Erneuerung durch das Evangelium Christi an ihnen zu thun. Der Brief an Titus mag unmittelbar vor der Abreise von Korinth nach Nikopolis in Epirus geschrieben sein. Dorthin will der Apostel den Titus rufen (3, 12). Was veranlaßt ihn dazu, in Nikopolis den Winter zuzubringen?

Nikopolis, die Siegesstadt, war von Augustus zum Andenken an den Sieg von Actium, dem er sein Kaisertum verdankte, erbaut worden. Sie war eine kaiserliche Gründung neuesten Ursprungs. In einer reizlosen, unfruchtbaren Ebene am Meer liegend bot sie trotz ihren prachtvollen Bauten ein kaltes, einsames Bild. Mit Mühe gelang es, eine Bevölkerung aus den benachbarten Gebirgen dahin zu ziehen. Wenn der Apostel hier den Winter zubrachte, so kann ihn nur der Wunsch dazu veranlaßt haben, einige Monate in völliger Stille, ungekannt von Menschen, zu leben. Von da an wird er im Frühling die längst geplante Reise nach Spanien angetreten haben. Denn ich halte es für ausgeschlossen, daß er von Nikopolis nach Rom ging. Das wäre für ihn der sichere Weg in den Tod gewesen. In der Trübsal, die über die römische Gemeinde durch die Verfolgung hereingebrochen war, sie zu trösten und zu stärken, war des Petrus Aufgabe. Wir zweifeln nicht, daß er sich ihr unterzog, und daß

er darüber den Märtyrertod in Rom erlitt. Paulus aber meinte, daß er des Herrn Befehl, „ferne unter die Heiden“ zu gehen, nicht völlig ausgerichtet habe, wenn er nicht an die „Grenze des Westens“ gekommen. So nannte man Spanien in der Anschauung der alten Welt. Und die heilige Schrift Alten Testamentes hat ihre Gedanken ebenfalls bis an dies ferne Land des Westens gespannt. Wir müssen freilich den hebräischen Grundtext bei dem Propheten Jesajas befragen, um die Gedankenlinien des Buches der Offenbarung bis in diese westlichsten Lande zu verfolgen. Da heißt es aber in der Weissagung über Tyrus Kapitel 23 Vers 1: „Heulet, ihr Schiffe, die ihr nach Tarschisch fahret,“ und Vers 6: „Ziehet hinüber nach Tarschisch,“ und Vers 10: „Durchzieh dein Land dem Nile gleich, Tochter von Tarschisch.“ Tarschisch ist die Handelsstadt Tartessus an der Südwestküste von Spanien. Sie wird frei werden durch den Untergang ihrer Mutterstadt Tyrus. — Für einen Mann wie Paulus, dem die heilige Schrift die Urkunde der göttlichen Offenbarung war, enthielt sie auch in solchen Andeutungen den Grundriß des göttlichen Weltplans. Er folgte der Stimme Gottes, indem er nach Spanien ging, also wohl an die Südwestküste von Spanien, nach Tartessus. Dorthin führte ja auch der Verkehr der Schiffe. Clemens Romanus sagt in dem von uns früher besprochenen Briefe an die Korinther, daß er, ehe er in Rom starb, an „die Grenze des Westens“ gekommen sei. Es fehlt auch nicht an etwas späteren Nachrichten, deren eine auch aus Rom stammt, die bestimmt Spanien als die letzte Stätte der evangelisierenden Thätigkeit des Paulus nennen. Von diesen außerbiblischen Nachrichten abgesehen, würde uns die Überwinterung in Nikopolis den Gedanken an eine spanische Reise nahe legen. Was führte ihn gerade nach Nikopolis, wenn nicht die Absicht, sich von da unbeachtet nach dem fernen Westen einzuschiffen. Pietätvolle Leser werden es uns nicht verargen, wenn wir mit einem besondern Nachdruck die von manchen angezweifelte Reise des Apostels nach Spanien behaupten. Wäre doch ohne sie das apostolische Programm des Lebens Pauli nicht völlig erfüllt (Röm. 15, 28). Titus und Lukas haben ihn begleitet, vielleicht auch Demas und Crescens (2. Tim. 4, 10) — im Frühling des Jahres 65.

Das letzte Martyrium.

Wie ein gemeiner Verbrecher in Ketten geschlossen (2. Tim. 2, 9) ward der heilige Apostel von Spanien nach Rom gebracht. Wir können nicht anders denken, als daß eben damals in Spanien in den römischen Kreisen das Gerücht sich verbreitete, daß die Feuersbrunst in Rom von den Christen angelegt worden sei. Man hatte von den Maßnahmen des Kaisers gegen die Christen gehört. So wird es begreiflich, daß man den Apostel, da er sich durch seine Predigt als ein Führer der christlichen Bewegung offenbarte, ohne viel zu fragen gebunden nach Rom sandte. Wir hören im 2. Timotheusbriefe, der in der zweiten Gefangenschaft von Rom nach Ephesus geschrieben wurde, von einer ersten Verhandlung, einer prima actio im Sinne des römischen Prozeßverfahrens (4, 16). Paulus stand als Verbrecher verklagt nach seinem römischen Bürgerrecht vor den vornehmsten Richtern Roms. Wir dürfen selbst die Anwesenheit des Nero nicht für ausgeschlossen achten. Clemens Romanus schreibt, Paulus habe vor den römischen Machthabern das Evangelium bezeugt, ehe er an seinen „heiligen Ort“ ging. Es mag für den Kaiser von höchstem Interesse gewesen sein, einer Verhandlung beizuwohnen, in der ein Führer der Christen eines Verbrechens angeklagt war. Hatte er doch die Christen um eines vermeintlichen Verbrechens willen hinschlachten lassen. Leicht konnte sich Paulus von dem völlig aus der Luft gegriffenen Verdacht reinigen. Er hatte nichts gethan, als daß er das Evangelium predigte. Was es um das Evangelium Christi sei, das durfte er hier vor den Vertretern der Weltmacht verkündigen. Es war eine große, weltgeschichtliche Stunde, an Bedeutung diejenige überragend, da nachmals Luther vor Kaiser und Reich zu Worms zeugte. Paulus hatte das Bewußtsein, daß sein damaliges Zeugnis eine Bedeutung habe, die weit über ihren unmittelbaren Erfolg hinausreichte. Daß er vor den römischen Machthabern das Evangelium frei verkündigen durfte, war ein göttliches Unterpfand für die weltüberwindende Macht des Christentums. Der Siegeslauf des Evangeliums erschien ihm dadurch von Gott symbolisiert. Er schreibt (2. Tim. 4, 17): „Der Herr stand mir bei und machte mich mächtig, damit durch mich die Predigt zu ihrer

Fülle gebracht sei, und alle Völker sie höreten." Er hält sein Zeugnis vor den Machthabern Roms für den Höhepunkt der gesamten apostolischen Verkündigung und ist davon überzeugt, daß keine Macht der Erde den Lauf des Evangeliums hindern wird, bis es alle Heiden gehört haben.

Nicht nur eine ideale Bedeutung hatte sein Zeugnis, sondern auch einen unmittelbaren Erfolg. Wir haben uns zu denken, daß die Verhandlung in jener aus Marmor erbauten Gerichtshalle stattfand, die mit dem kaiserlichen Palaste verbunden war. Eine glänzende Versammlung füllte das Schiff der Basilika. Auf den Emporen lauschten vornehme Frauen der Verhandlung. Paulus war eine auch im vornehmen Rom berühmte Persönlichkeit. Die Gerichtsversammlung war eine willkommne Gelegenheit für viele, etwas über das vielbesprochne Christentum zu hören. Unter denen, von welchen Paulus den Timotheus grüßt, werden vier uns bis dahin unbekannte Namen genannt. Die Brüder alle, die dem Timotheus ihren Gruß entbieten, werden nach ihnen und nicht mit Namen genannt. Sollten die vier (4, 21) darum an erster Stelle genannt sein, weil sie erst jüngst für den Glauben gewonnen sind? Sollten sie in jener Gerichtsverhandlung den Anstoß zu einer ewigen Bewegung empfangen haben? Es ist wahrscheinlich, daß wenigstens Linus und Pudens vornehmen römischen Geschlechtern entstammten. Linus ward später Bischof der römischen Gemeinde. Pudens aber war der Sohn eines Senators und vermählte sich nachmals mit Claudia, einer in Rom lebenden Britannierin aus königlichem Geschlecht.

Die Verhandlung endete günstig für den Apostel. „Ich ward weggerissen von dem Rachen des Löwen," schreibt er (4, 17). Der bildliche Ausdruck ist der alttestamentlichen Sprache entlehnt und bedeutet nach dem Gebrauch der Psalmisten die Rettung aus den Händen eines Tyrannen. Er ist unsrer Vermutung nicht ungünstig, daß Nero bei der Verhandlung gegenwärtig war. Unverhüllt darüber zu schreiben, wäre nicht weise gewesen. Konnte doch der Brief immerhin in unrechte Hände kommen. — Die Errettung war eine nur momentane. Das besagt die griechische Zeitform des Ausdruckes. Der Prozeß wurde vertagt — wohl auf längere Zeit, weil die Herbeischaffung von Zeugen erfordert wurde. Denn aus 2. Tim. 4, 14 läßt sich vermuten, daß jener Alexander, der bei dem Aufstand in Ephesus schon eine zweideutige Rolle gespielt hatte (Apostelgesch. 19, 33), gegen den

Apostel als Zeuge auftrat. Die Anklage wird auf Erregung von Unruhen gelautet haben. Hierfür wäre dem Apostel das Zeugnis des Erastus von Werth gewesen. Dieser war nach Röm. 16, 23 der Stadtkämmerer von Korinth, also ein angesehener Mann. Er hätte bezeugen können, wie einwandsfrei das Wirken des Apostels in Korinth gewesen sei. Auch das Zeugnis des Trophimus wäre von Wert gewesen, da er die Ursache zu dem Aufstande in Jerusalem war (Apostelgesch. 21, 29). Timotheus mag in seiner Besorgnis nach den beiden gefragt haben, als könnte ihre Gegenwart dem Apostel von Nutzen sein. Der Apostel aber kann nur sagen, daß Erastus in Korinth blieb, und daß er den Trophimus in Milet krank zurückließ (4, 20).

Wir haben uns den Apostel in strenger Haft zu denken. Es war nicht leicht, zu ihm zu gelangen. Mit inniger Dankbarkeit erwähnt er den Besuch des Ephesers Onesiphoros, der sich bei seinem Aufenthalt in Rom durch keine Schwierigkeit hat schrecken lassen, ihn aufzusuchen (2. Tim. 1, 16—18). Der Besuch hat ihn umsomehr erquickt, als er sehr einsam war. Nur Lukas ist bei ihm (4, 11), seit er den Tychicus, vielleicht um Zeugen herbeizurufen, nach Ephesus gesandt hat (4, 12). Die Gefährten auf seiner spanischen Reise sind von ihm gegangen, Demas sogar unter Umständen, die schließen ließen, daß sein Weggang nach Thessalonich mit einer falschen Liebe zum Leben zusammenhing. Crescens ist nach Gallien (Galatien), Titus nach Dalmatien gezogen, um das Evangelium zu verkündigen (4, 10). Die römischen Christen waren eine durch die Verfolgung verschüchterte Herde. Bei der Gerichtsverhandlung hatte niemand dem Apostel beigestanden (4, 16). Es ist wahrscheinlich, daß Petrus damals schon den Märtyrertod erlitten hatte. Denn die älteste Nachricht, die wir außer dem Briefe des Clemens über den Tod des Apostelfürsten besitzen, trennt den Tod des Petrus von dem des Paulus und läßt ihn dem Pauli vorhergehen.

So sehnt sich der Apostel nach dem Kommen des Timotheus, der mit Thränen die Nachricht von der Gefangennehmung seines väterlichen Freundes empfangen hatte (1, 4). Er bittet ihn, vor dem Winter zu kommen. Er soll seinen Mantel von Troas mitbringen (4, 13). Der alternde Apostel bedarf des wärmenden Kleidungsstückes in seinem unwirtlichen Gefängnis. Auch seine Bücher erbittet er. Er meint also, sein Prozeß könne

sich noch lange hinziehen. Ob die Pergamente, die er sonderlich wünscht, Dokumente enthalten, die ihm für den Prozeß wichtig sind, wissen wir nicht. Der Gedanke ist näherliegend als alle sonstigen Vermutungen darüber.

Nicht nur um seinetwillen bittet der Apostel den Timotheus zu kommen. Timotheus selbst bedurfte der Ermutigung. In Ephesus war das schon eingetreten, was Paulus (Apostelgesch. 20, 30) vorausgesagt. Es waren „Männer aufgestanden, die da verkehrte Lehren redeten, die Jünger an sich zu ziehen." Die Ermahnungen, die Paulus an Timotheus richtet, atmen einen tiefen Ernst, aber auch jenen Mut, der denen zu eignen pflegt, die mit dem Leben abgeschlossen haben und der Ewigkeit ins Angesicht schauen.

Wir können den letzten Brief, den wir von dem heiligen Apostel besitzen, nicht ohne besondere Bewegung lesen. Mit einer Erinnerung an seine Eltern und an seine Jugend beginnt der Apostel. Noch einmal bekennt er die heilige Lehre, die die Wurzel und die Seele seines apostolischen Wirkens ist, die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden (5, 9). Er spricht die Hoffnung aus, daß ihm Gott seine „Beilage bewahren werde bis an jenen Tag" (1, 12). Da er sich jetzt zum Sterben rüstet, so hat er die Hoffnung aufgegeben, die Wiederkunft des Herrn als „ein Lebender und Überbleibender" zu sehen. Als er den ersten Brief an die Thessalonicher schrieb, war ihm diese Hoffnung noch ungetrübt (1. Thess. 4, 17). Als er dann in Ephesus den wilden Tieren vorgeworfen ward, hatte er an seinem Leben verzagt und sich der Auferstehung von den Toten getröstet (2. Kor. 1, 9). Aber die Sehnsucht blieb ihm, „lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet zu werden, auf daß das Sterbliche würde verschlungen von dem Leben" (2. Kor. 5, 4). In seiner ersten Gefangenschaft in Rom jedoch tritt ihm dieser Gedanke zurück. Er sieht in der Welthauptstadt, welchen weiten Weg das Evangelium noch zu durchmessen hat, ehe Christus kommt nach seiner Verheißung. Er wird es nicht mehr erleben. Sein Verlangen und sein Heiligungsstreben richtet sich darauf, „entgegen zu kommen der Auferstehung von den Toten" (Phil. 3, 11). Er hat „Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein" (Phil. 1, 23). In den vielen Wohnungen im Hause des Vaters, in denen Christus den Seinen die Stätte bereitet hat (Ev. Joh. 14, 2), will er des jüngsten Tages erharren. Durch den zeitlichen Tod wird

er nichts verlieren von dem, was Christi Gnade ihm im Laufe seines apostolischen Lebens geschenkt hat. Wenn er von „seiner Beilage“ spricht, die ihm Christus für den jüngsten Tag bewahren wird, so denkt er wohl vornehmlich an die reichen Beziehungen zu seinen Gemeinden, in die ihn der Herr hat hineinwachsen lassen. Diese Beziehungen werden durch seinen Tod nicht hinfällig, sondern werden durch Christi Wiederkunft neu aufleben. „Ihr seid unser Ruhm auf des Herrn Jesu Tag,“ hatte er schon an die Korinther geschrieben (II. 1, 14). — So lesen wir denn als das letzte Wort des heiligen Apostels ein „consummatum,“ in dem die Hoffnung auf einen seligen Heimgang und eine fröhliche Auferstehung zusammen klingt (2. Tim. 4, 6—8. 18): „ich werde schon geopfert, und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden. Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten; hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird, nicht mir aber allein, sondern auch allen, die seine Erscheinung lieb haben. Der Herr aber wird mich erlösen von allem Übel und aushelfen zu seinem himmlischen Reich; welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“ — Noch einmal grüßt er Aquila und Priscilla, seine alten Freunde (4, 19). Er wünscht, in seinen letzten Tagen auch den Johannes Markus um sich zu haben (4, 11), den Gefährten des Barnabas und des Petrus. —

Über den weitern Verlauf des Prozesses wissen wir nichts. Paulus wird als Unruhestifter verurteilt worden sein. Als römischer Bürger sollte er durch das Schwert sterben. Nach einer Nachricht bei Hieronymus liegt sein Grab an der Straße nach Ostia, also im Südwesten der Stadt, nach dem Meer zu. Wußte man dort sein Grab, so wird er auch dort enthauptet worden sein — „außen vor dem Thor.“ Dort steht jetzt noch die Pyramide des Cajus Cestius zum Andenken an einen vornehmen Römer aus der Zeit des Augustus. In deren Nähe liegt der protestantische Gottesacker. Sollte ohne Wissen und Wollen hier dem großen Apostel der Völkerwelt von einem Heiden ein Denkmal errichtet sein, noch ehe der Apostel starb? Sollte die Erde, in der jetzt viele Evangelische aus allen Ländern für den Tag der Auferstehung ruhen, geweiht sein durch das Blut des größten aller Evangelisten? — Wir sprechen von dieser Möglichkeit nicht, ohne zu sagen: niemand weiß sein Grab.

Auch das Jahr seines Todes läßt sich nicht mit völliger Gewißheit bestimmen. Eusebius giebt das Jahr 67 an. Wäre der Apostel im Frühling 66 von Spanien zurückgebracht worden, so hätte immerhin seine Gefangenschaft in Rom etwa ein Jahr gedauert, wenn er im Frühling 67 den Märtyrertod starb und, wie Clemens von Rom sagt, „hinging an seinen heiligen Ort.“

Oswald Schmidt, Leipzig-R.